

Sprache und Gewalt.

Die verbale Terrorherrschaft der Nationalsozialisten als Herausforderung der Sprachphilosophie  
Charles Taylors

DISSERTATION

zur Erlangung des

akademischen Grades eines

Doktors der Philosophie

am Fachbereich 2: Philologie/Kulturwissenschaften der

UNIVERSITÄT Koblenz

vorgelegt im Promotionsfach Philosophie

Schwerpunkt: Sprachphilosophie

am 24.01.2023

von Franziska Schwan

geb. am 11.08.1989 in Hachenburg

Erstgutachter: Prof. Dr. Jürgen Goldstein

Zweitgutachter: Prof. Dr. Christian Geulen

Sprache und Gewalt.

Die verbale Terrorherrschaft der  
Nationalsozialisten als Herausforderung der  
Sprachphilosophie Charles Taylors

## Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung: Sprache als Grund und Abgrund der Kultur</b> .....	<b>1</b>
1. Sprache als Schlüssel einer Kulturanthropologie .....	1
2. Der blinde Fleck der Sprachgewalt.....	8
<b>Teil I: Die konstitutive Kraft der Sprache nach Charles Taylor</b> .....	<b>20</b>
1. Moderne Sprachanthropologie nach Herder und Humboldt.....	22
1.1 Johann Gottfried Herder: Sprache als Gedanke .....	22
1.2 Wilhelm von Humboldt: Sprache als Weltsicht .....	36
2. Die Sprachphilosophie Charles Taylors.....	48
2.1 Sprache als Bestandteil der Kultur und Schlüssel zur Kultur .....	48
2.2 Sprache als apomorphes Merkmal des Menschen .....	52
2.3 Der Weg zur Ausdrücklichkeit .....	56
2.4 Die Unersetzbarkeit des Kontexts und die Stimmigkeit des Wortgebrauchs.....	63
2.5 Gefühle und starke Wertungen .....	73
2.6 Subtilere Sprachen.....	83
2.7 Aufklärung, Romantik und Katholizismus .....	86
2.8 Metaphern – eine verpasste Chance?.....	92
2.9 Die Bedeutung der Artikulation für die „philosophische Anthropologie“ .....	99
2.10 Zirkuläre Abhängigkeit: Begriffe und Werte .....	120
3. Zusammenfassung: Leistungen und Schwächen.....	124
3.1 Die Leistungen der taylorschen Sprachphilosophie .....	124
3.2 Die Schwächen der taylorschen Sprachphilosophie.....	127
<b>Teil II: Sprache und Terror</b> .....	<b>135</b>
4. Sprache der Täter. Ausgewählte Typologien .....	138
4.1 Die Theorie: Adolf Hitler zum Umgang mit Sprache in <i>Mein Kampf</i> .....	138
4.2 Die Praxis: Joseph Goebbels: Eine Analyse seiner Ausdrucksweise in ausgewählten Reden im Verlauf des Zweiten Weltkriegs.....	151
4.3 Die Folgen: Rudolf Höß: Eine Analyse ausgewählter Aussagen aus seinen Aufzeichnungen über Auschwitz nach dem Krieg .....	170
5. Sprachbeobachtungen der Zeitgenossen.....	189
5.1 Die Gewalt der Auflösung der Begriffe (Siegfried Kracauer).....	190
5.2 Die <i>Lingua Tertii Imperii</i> (Victor Klemperer) .....	206
5.3 Die Sprache des <i>Unmenschen</i> (Dolf Sternberger).....	230
6. Sprache und Terror des Nationalsozialismus im gegenwärtigen Rückblick.....	265
6.1 Vom Menschen zum „Nicht-Arier“ (Raul Hilberg, Harald Welzer) .....	266
6.2 Der <i>Homo sacer</i> und das Konzentrationslager (Giorgio Agamben) .....	280
6.3 Verstehen als Konstitution des Menschlichen (Donatella Di Cesare).....	293

<b>Schluss: Sprache und Terror – ein Traditionsbruch?</b> .....	<b>303</b>
1. „Traditionsbruch“ nach Hannah Arendt.....	303
2. Traditionsbruch der Sprache? .....	305
3. Die normative Verpflichtung der Sprache .....	313
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>320</b>

## Einleitung:

### Sprache als Grund und Abgrund der Kultur

„Allen“ – dieses Wort wurde während des Zweiten Weltkriegs zu einem Code. Einem Code einer Familie, der die Mitglieder wieder aufrichten sollte, wo es Trost brauchte. Und den brauchte es. Drei Tage nach der Besetzung von Paris, am 17. Juni 1940, schrieb die Tochter des Hauses: „Auch mir ist manchmal danach zu Mute, die Waffen zu strecken. Aber, allen Gewalten zum Trotz!“<sup>1</sup> Dieser Vers von Goethe war nach ihrer Aussage ein Gegenentwurf zur Welt des Nationalsozialismus. „Feiger Gedanken/ Bängliches Schwanken/ Weibisches Zagen/ Aengstliches Klagen/ Wendet kein Elend/ Macht Dich nicht frei// Allen Gewalten/ Zum Trutz sich erhalten:/ Nimmer sich beugen/ Kräftig sich zeigen/ Rufet die Arme der Götter herbei.“<sup>2</sup> Die Hochkultur wurde ihr zur moralischen Vorlage für die eigene Handlungsausrichtung. Die Tochter war Sophie Scholl.<sup>3</sup> Dieser Einstellung entgegengesetzt war die Welt des Nationalsozialismus, eine Welt, die sich dadurch auszeichnete, so der Historiker Hans Mommsen, „daß die üblichen Sprachregelungen den Rekurs auf moralische Grundeinstellungen unterbanden“<sup>4</sup>. Die dadurch begünstigte oder sogar hervorgerufene Gewalt war die, gegen die Sophie Scholl sich zur Wehr setzte. Inwiefern Sprache den nationalsozialistischen Terror ermöglichte und, dem vorausgehend, wie Sprache es schafft, unsere menschliche Welt zu formen, darum soll es in dieser Arbeit gehen.

#### 1. Sprache als Schlüssel einer Kulturanthropologie

Die Sprache ist das Band, das uns mit anderen Menschen verknüpft. Ohne Sprache könnten wir unserem Gegenüber und dem, was er denkt, nicht wirklich nahekommen. Es gebe ein unüberbrückbares Vakuum, das wir nicht durchdringen könnten. Sowohl das Alltägliche als auch das Besondere wären ohne Sprache undenkbar. Selbst die Stille kann für uns nur deshalb bedeutsam sein, weil uns die Sprache dafür empfänglich werden ließ. Wie schafft die Sprache das? Seit der Antike beschäftigt sich die Philosophie mit diesem Thema. In Griechenland galt der Mensch zu dieser Zeit als das *zoon logon echon*.<sup>5</sup> Das Wesen, das *logos* hat. Logos lässt sich jedoch

---

<sup>1</sup> Sophie Scholl zit. nach Beuys 2010, 231, vgl. ebd., 231f.

<sup>2</sup> Goethe 1833, 41.

<sup>3</sup> Vgl. Beuys 2010, 231f.

<sup>4</sup> Mommsen 1986, 15 über Hannah Arendts Einschätzung.

<sup>5</sup> Vgl. Arendt 2003, 37: „Was man gemeinhin für die berühmte Definition des Menschen durch Aristoteles hält, ist in Wahrheit nur die artikulierte und begrifflich geklärte Wiedergabe der geläufigen Meinung der Polis über das Wesen des

unterschiedlich übersetzen, mit „Wort“, „Sprache“ oder „Vernunft“.<sup>6</sup> In dieser Arbeit soll untersucht werden, wie der Mensch mithilfe seiner Vernunft und seiner Sprache Sinn erschafft. Es soll untersucht werden, wie der Zusammenhang von Worten, Gedanken und Taten ist.

Charles Taylor, kanadischer Kulturkritiker und einer der bedeutendsten lebenden Philosophen, hat sich in vielen umfangreichen Werken mit der Moderne und ihren Problemen beschäftigt, vor allem mit den Folgen der Aufklärung und Säkularisierung und der daraus resultierenden Strömung der Romantik. Er möchte herausfinden, inwiefern der moderne Mensch anderen Herausforderungen ausgesetzt ist als der vormoderne und mit welchen Strategien er diese meistern kann. In der Auseinandersetzung mit romantischer Dichtung und Malerei, unseren Freiheiten und Pflichten als politischer Mensch und der Suche nach Bedeutung möchte er Ansätze für ein gutes Leben liefern. Dazu gehört für ihn auch die Sprache. Ob es um Theorien der Bedeutsamkeit, subtilere Sprachen oder die herausragende Rolle Johann Gottfried Herders für die Sprachphilosophie geht: die Suche nach und das Finden von Sinn, ebenso die Formung unserer Kultur sind für Taylor unmittelbar mit Sprache verknüpft. Obwohl die Sprache aber immer eine wichtige Rolle in seiner Philosophie gespielt hat, hat er erst vor kurzem eine Monographie über Sprache veröffentlicht.<sup>7</sup> In seinem umfangreichen Werk stellt er sich die Frage nach der Rolle der Sprache in der menschlichen Welt. Nachdem er zwei Traditionslinien der Sprachbetrachtung gegenübergestellt hat, bekennt er sich selbst zu der von ihm sogenannten „Konstitutionstheorie“, der Auffassung, dass Sprache unsere Welt konstituiert. Konstitution bedeutet für Taylor sowohl Formung als auch Hervorbringung. Mit John Austin könnte man also sagen, dass Taylor der Ansicht ist, dass wir, wenn wir sprechen, etwas tun und das, was wir tun, von der Sprache beeinflusst und hervorgebracht wird.<sup>8</sup> Wie dies genau vonstattengeht, erforscht Taylor in seinem Buch. Dazu untersucht er zunächst die Studien seiner Vorbilder Herder und Wilhelm von Humboldt, den beiden Theoretikern, die zuerst die Ansicht vertraten, dass die Sprache nicht nur die *conditio humana* anzeige, sondern auch forme und garantiere, ja hervorbringe. Daher sind ihre Gedanken für ihn von großer Bedeutung. Die von Herder postulierte Ko-Abhängigkeit von gedachtem und gesprochenem Wort, die Sprachlichkeit der Gedanken und die Gedankenhaftigkeit und Beeinflussungsmöglichkeit der Sprache gehen bei Herder so weit, dass sie zu verschmelzen scheinen. Das stellt für Taylor eine Revolution dar. Herder

---

Menschen, sofern er ein Polisbewohner und politisch ist“. Und auch heute ist die Ansicht, dass der Mensch sich durch Sprache auszeichnet, noch höchst aktuell. So sagt z.B. der bekannte Wilhelm von Humboldt-Forscher Jürgen Trabant „dass der Besitz der Sprache das entscheidende Merkmal des Menschen ist, das ist eine ziemlich allgemein geteilte Überzeugung“ (Trabant 2009, 9). Gute Beispiele dafür, wie intensiv die Sprache die Kulturen prägt, zeigt z.B. das Buch „Through the language glass“ von Guy Deutscher: Schon Details wie die kulturell unterschiedlich geprägte Farbwahrnehmung und -bezeichnung oder die Einteilung eines Hotelzimmers in links und rechts bzw. Nord und Süd können großen Einfluss auf das Leben ausüben (Vgl. Deutscher 2011).

<sup>6</sup> Vgl. Trabant 2009, 7, vgl. Trabant 2006b, 223.

<sup>7</sup> Vgl. Taylor 2017, *Das sprachbegabte Tier*.

<sup>8</sup> Vgl. Austin 2005: der englische Originaltitel lautete *How to do things with words*.

hat mit seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772) etwas völlig Neues geschaffen, Taylor nennt es „the Herder revolution“<sup>9</sup>. Durch Sprache wird nach Herder eine ganz einzigartige Form von Bewusstsein ermöglicht. Denn laut ihm wirkt beim Menschen ein völlig neues Prinzip, die Besonnenheit. Diese Reflexionsfähigkeit, die den Menschen gezielt einen Aspekt seines Gedankenstroms auswählen und aktiv darüber nachsinnen lässt, stellt für ihn einen so deutlichen Unterschied dar, „[...] daß die Menschengattung über den Tieren nicht an *Stufen* des Mehr oder Weniger stehe, sondern an *Art*“<sup>10</sup>. Die Sprache ist also keine zusätzliche Fähigkeit eines Menschentiers, sondern ein Unterschied ums Ganze. Wer spricht, ist ein Mensch und kein Tier. Herder sieht Vernunft und Sprache in einem absoluten Abhängigkeitsverhältnis: „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache.“<sup>11</sup> Auch die Überlegungen Humboldts zu den Verschiedenheiten der Sprachen und der einenden Gemeinsamkeit, dass unsere Sprache unser Innerstes offenbart, ob wir wollen oder nicht, ist für Taylor eine Forschungsvorlage. Humboldt war ebenso der Ansicht, dass Sprechen und Denken unteilbar zusammengehören und innigst verbunden sind. Er geht sogar davon aus, dass die Entstehung des Selbstbewusstseins an die Sprache geknüpft ist.<sup>12</sup> Ebenso sieht Humboldt einen Zusammenhang zwischen Gesinnung und Sprache. Nichts, so Humboldt, könnten wir so verstecken, dass es nicht in der Sprache sichtbar würde.<sup>13</sup> Für Humboldt bestimmt die Sprache unseren Zugang zur Welt. Fühlen und Handeln hängen von unseren Vorstellungen von der Welt ab. Da diese aber von der Sprache geformt werden und uns die Dinge auf eine ganz spezielle Weise sehen lassen, ist die Sprache prägend für unser Sein in der Welt.<sup>14</sup>

Taylor geht jedoch noch weiter. Für ihn ist die Sprache der Schlüssel zu unserer Kultur. Dieser Schlüssel öffnet jedoch nicht nur die Tür, sondern erschafft zugleich den dahinter liegenden Raum. Wie wir sprechen, so wird uns eine Welt erschlossen oder verschlossen, so erleben wir die Welt und formen wir sie. Nach Taylor ist die Kraft der Sprache als Weltformer nicht zu überschätzen. Die Sprache, die wir sprechen, sollte die Vielschichtigkeit der Welt, in der wir leben, nicht nur abbilden können, sondern ebenso neuen Facettenreichtum in die Welt tragen. Eine rein funktionale Verwendung der Sprache als Übermittlerin naturwissenschaftlicher Wahrheiten und die Verengung der Relevanz auf eben diese Fakten im alltäglichen Leben und in der Wissenschaft empfindet er als Beschneidung der menschlichen Konstitution. Die folgende Beschreibung John Deweys

---

<sup>9</sup> Taylor 1995b, 79.

<sup>10</sup> Herder 1985, 716.

<sup>11</sup> Ebd., 727.

<sup>12</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 581f.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., 86.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., 60.

beschreibt, unabhängig von Taylor, den Problemhorizont, den Taylor in Bezug auf die designative<sup>15</sup> Sprachdeutung sieht:

„Wahrheiten sind nur eine Klasse von Bedeutungen, nämlich diejenigen, in denen ein Anspruch auf Verifizierbarkeit durch Konsequenzen ein immanenter Teil ihrer Bedeutung ist. Jenseits dieser Insel von Bedeutungen, die ihrer eigenen Natur nach wahr oder falsch sind, liegt der Ozean der Bedeutungen, für die Wahrheit und Falschheit irrelevant sind. Wir fragen nicht, ob die griechische Zivilisation wahr oder falsch war, sondern wir sind immens daran interessiert, ihre Bedeutung zu durchdringen. Vielleicht fragen wir nach der Wahrheit von Shakespeares *Hamlet* oder Shelleys *Skylark*, aber dann meinen wir mit Wahrheit etwas ganz anderes als die Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen und historischer Aufzeichnungen.“<sup>16</sup>

Für Menschen sind naturwissenschaftliche Fakten fraglos unentbehrlich: In der Medizin, der Ingenieurskunst und vielen anderen Bereichen können wir nicht darauf verzichten. Fakten haben oftmals große Bedeutung für den Menschen. Ob man krank oder gesund ist, ein Medikament helfen kann oder nicht, die Brücke, über die man fährt, stabil das eigene Auto trägt oder Verbrechen geahndet werden, ist von immenser Wichtigkeit. Aber genauso bedeutsam und in Bezug auf die persönliche Relevanz oft als bedeutsamer erlebt, da besonderer und intensiver wahrgenommen, ist der Bereich der gespürten Bedeutungen. Nach Taylor sind wir als Menschen so eng in die Maschen der Bedeutung eingewoben, dass es zwar rein expressive Äußerungen geben kann („Ich mag dich“), jedoch umgekehrt keine völlig nicht-expressiven. Expression ist in der Sprache sowohl für die Information über eine Bedeutung als auch für die Formung einer Bedeutung entscheidend. Sowohl für die eigene als auch die anderer, nicht nur ausgesprochen, sondern auch gedacht und geschrieben. Nicht viele Menschen dürften sich an den 28. August 1963 erinnern – den dazugehörigen Ausspruch Martin Luther Kings Jr. „I have a dream“ aus seiner Rede nach dem Marsch auf Washington erlangte aber hohe Bekanntheit. Seine Worte umrissen eine Welt, wie er sie sich für seine Kinder wünschte und die er durch die Sprache vor den inneren Augen der Menschen erstehen ließ, damit sie eines Tages real werden mochte. Und auch der Satz John F. Kennedys „Ich bin ein Berliner“ hatte Symbolkraft. Damit stellte er, zwei Monate vor der berühmten Rede Luther Kings klar, dass die USA West-Berlin trotz der sowjetischen Mauer weiterhin unterstützen würden. Indem er diese Worte aussprach und seine Solidarität mit der Stadt

---

<sup>15</sup> Designativ soll hier als Gegenpol zu konstitutiv verstanden werden. Wenn Sprache designativ ist, ist sie lediglich das Medium, das beschreibend Welt vermittelt (z.B. naturwissenschaftliche Erkenntnisse). Wenn Sprache konstitutiv ist, formt sie selbst die Welt, die sie vermittelt oder erschafft sie sogar erst. Obwohl es natürlich Überlappungen gibt, soll dies an dieser Stelle kurz den wichtigsten Unterschied verdeutlichen, mehr dazu in Kap. 1. Dort wird auch näher auf die Bedeutung beider Sprachformen eingegangen.

<sup>16</sup> Dewey 2003, 9.



so weit gehen ließ, dass er dadurch symbolisch selbst zum Bürger der Stadt wurde, veränderte er die Realität. Ebenso war das „Wir sind ein Volk“ bei den Leipziger Montagsdemonstrationen 1989 eine Absage an die Volksrepublik DDR, deren Politik gerade nicht widerspiegelte, was die Bürger erstrebten. Die Sprache hat also z.B. das Potential, politische Realitäten in Frage zu stellen oder zu verändern. Auch die Literatur kann Menschenleben prägen. Jeder Leser und jede Leserin wird mindestens einen Roman, ein Gedicht nennen können, nachdem er oder sie nicht mehr dieselbe Person war, die Figur, die sie nie vergessen wird. Dasselbe gilt für ganz persönliche Erfahrungen mit Sprache. Sehr verletzende oder sehr liebevolle Bemerkungen können uns prägen, haben die Kraft, nie vergessen zu werden. Thomas Alva Edison wurde angeblich als kleines Kind mit einem Brief an seine Mutter nach Hause geschickt, in dem stand, dass er geistig behindert sei und nicht für den Schulunterricht geeignet. Seine Mutter las ihm aber vor, dass er zu klug für die Lehrer sei und er fortan zuhause unterrichtet werden müsse. So konnte aus ihm, so die Legende, das Genie werden, das er war. Das Problem: die Geschichte stimmt vielleicht gar nicht. Das Entscheidende ist aber: sie könnte stimmen. Dieses Potential hat die Sprache. Deswegen sollten wir uns nicht davon abbringen lassen, an die Kraft dieser Worte zu glauben. Ebenso prägte eine Geschichte einer Mutter die Einstellung der schwedischen Kinderbuchautorin Astrid Lindgren. Bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1978 erzählte sie sie: Eine Mutter ärgerte sich so sehr über ihren kleinen Sohn, dass sie ihm auftrag, selbst im Garten nach einem Stock zu suchen, mit dem sie ihn züchtigen konnte und ihn ihr sodann zu bringen. Er blieb lange fort, kam schließlich weinend zurück und sagte: „Ich habe keinen Stock finden können, aber hier hast du einen Stein, den kannst du ja nach mir werfen.“<sup>17</sup> Die Mutter war so erschüttert davon, dass ihr kleines Kind glaubte, sie wolle es ernstlich verletzen, dass sie den Stein auf ein Bord in der Küche legte, als ständige Mahnung „NIEMALS GEWALT!“<sup>18</sup>. Millionen Kinder und Erwachsene konnten diese Erkenntnis in Lindgrens Büchern wiedererkennen – wenig ist das nicht. Wer jemals Professor Unrat gelesen hat, weiß, wieviel Eindruck bereits ein erster Satz auf den Leser machen und ein ganzes Bild vom wahrscheinlich folgenden Roman erstehen lassen kann. Stefan Zweig zeigte mit seinen historischen Romanen sogar, dass durch das Portrait einzelner Personen ganze Jahrhunderte aufscheinen können.

Es ließen sich vermutlich unzählige weitere Beispiele dafür finden, wie Sprache unsere Welt erblühen lassen kann. Die Kunst der Expression und ihr Verständnis in der Sprache sind für Taylor daher dringend zu kultivierende Fähigkeiten, da nur sie uns das Tor zur Bedeutung öffnen, nach der wir als Menschen ständig streben. Deshalb sind Taylors Beispiele sehr zahlreich, bereits in

---

<sup>17</sup> Lindgren 2017, 33, vgl. ebd., 32f.

<sup>18</sup> Ebd., 34, vgl. ebd., 33ff.

seinen Formulierungen möchte er zeigen, wie facettenreich Sprache sein kann und welche Möglichkeiten sie dadurch eröffnet. Nach Taylor können wir erst durch die Sprache etwas als das erkennen, was es ist.<sup>19</sup> Kultivieren wir unsere Sprach- und Verständnisfähigkeit also nicht, entgeht uns Vieles. Taylor zeichnet ein Bild vom Wesen Mensch über den Weg der Sprache, die ihn formt. Indem er die Besonderheiten der Sprachlichkeit ertastet, zeigt er das Spektrum der menschlichen Möglichkeiten. Er verdeutlicht das Potential des Menschen und warnt damit auch vor der Gefahr des Nicht-Ausschöpfen-Könnens dieses Potentials durch fehlende Sprachlichkeit.

Wenn man in diesem Bereich der expressiven Bedeutsamkeit besser verstehen möchte, was Sprache ist und wozu sie imstande ist, ist Taylors Philosophie unverzichtbar. Obwohl er sich jedoch mit der Moderne und ihren Besonderheiten auseinandergesetzt hat, bleibt sein blinder Fleck die Gewalt. Das zwanzigste Jahrhundert, also das Jahrhundert, in dem Taylor den Großteil seiner Bücher veröffentlicht hat, war gekennzeichnet von einer nie gekannten industrialisierten Gewalt. Das „alles ist möglich“<sup>20</sup> wie Hannah Arendt es nannte, wurde mit ungekannter Grausamkeit durchgesetzt. Dass auch totale Herrschaft von Sprache geformt wurde, würde Taylor wohl nicht leugnen. Trotzdem beschäftigt er sich fast nur in Nebensätzen damit und in seinem aktuellen Werk, das ausschließlich der Sprache gewidmet ist, dem *sprachbegabten Tier*<sup>21</sup>, gar nicht. Dies könnte daran liegen, dass Taylor sich in einer Tradition affirmativer Sprachphilosophie sieht, die die Sprache stets als Mittel zur Kultivierung der Welt und der Verbesserung der Stellung des Menschen darin ansah, vor allem auch innerhalb des jüdischen Brauchtums. Die Sprache ist in der jüdischen Tradition der Sprachanthropologie der Ort der Hoffnung, der das Ideal des respektvollen Miteinanders aufzeigen sollte. Daher hatte alles dem Widersprechende in dieser Sprach-Tradition keinen Platz, so Sabine Sander.<sup>22</sup> Sprache sollte als das Medium der Kulturalität schlechthin dargestellt und reflektiert werden. Dabei ging es um die Etablierung eines bestimmten Weltbilds, das ein verantwortungsbewusstes gesellschaftliches Leben begünstigen sollte.<sup>23</sup> Heymann Steinthal, Moritz Lazarus und Ernst Cassirer bezogen sich dabei ebenfalls auf Humboldt, dessen „Tätigkeiten als Universalgelehrter und als Diplomat“<sup>24</sup> maßgeblich ihr Denken über Sprache beeinflusste. Humboldt ging es um die „Anerkennung von menschlicher Würde“<sup>25</sup> in Theorie und Praxis. Für Steinthal stand das Miteinander-Sprechen stets unter dem Zeichen des Verständnisses.<sup>26</sup> „Aus dem

---

<sup>19</sup> Vgl. Taylor 2017, 19.

<sup>20</sup> Arendt 2017, 911.

<sup>21</sup> Vgl. den Titel von Taylor 2017, *Das sprachbegabte Tier*.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu *Dialogische Verantwortung. Konzepte der Vermittlung und des Fremdverstehens im jüdisch-deutschen Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts* (Sander 2017). Zu nennen sind hier vor allem die Kulturhermeneutik Heymann Steinthals, die Ansätze Moritz Lazarus' und die Sprachphilosophie Ernst Cassirers.

<sup>23</sup> Vgl. Sander 2017, 367, 372, 374, 381.

<sup>24</sup> Ebd., 369.

<sup>25</sup> Ebd., vgl. ebd.: Humboldt setzte sich für die Rechte der Juden in Preußen ein.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., 371f.

von Humboldts ‚Dualis‘ inspirierten Postulat der *Wechselseitigkeit* von Tönen, Hören, Verstehen und Selbstverstehen folgerte Steinthal, dass die menschliche Sprache, im Unterschied zu tierischen Erregungslauten, immer auf *Verständigung* und *Verstehen* zielt [...].<sup>27</sup> Dieses von Sympathie ausgehende Sprachverständnis ist es auch, das Taylor in seiner Sprachphilosophie voraussetzen scheint. Lazarus und Georg Simmel schlugen einen ähnlichen Weg wie Steinthal ein. „Beide betonten, dass die Gesellschaft als ein durch Handeln und Sprechen charakterisiertes Interaktionsgeschehen aufzufassen ist, wobei sie zu einem Modell der Entstehung von *sozialer Ordnung* und *kulturellem Wandel* vorstießen.“<sup>28</sup> Sander stellt heraus, dass Lazarus eine optimistische Sprachtheorie vertrat, die Manipulation im Dialog oder Angriffe durch Sprache bewusst aussparte.<sup>29</sup> Auch Martin Buber ging es darum zu formulieren, wie Sprache idealiter sein sollte: „Die Dialogik erwies sich als das *Ideal einer responsiven Ethik*, in der Antwort eine Frage der Verantwortung war.“<sup>30</sup> Sander betont, dass die Beschäftigung mit dem Dialog und der Sprache immer auch eine Frage nach der Würde des Menschen war.<sup>31</sup> Diese Überlegungen waren laut Sander bewusst „gelehrte Gegenwelten“<sup>32</sup>, die nicht die Wirklichkeit abbilden sollten, sondern einen Gegenentwurf darstellten. Unter dem Druck der Gegenwart eine Sprachtheorie zu entwickeln, die von Respekt geprägt ist, ist nachvollziehbar. Dass Taylor dies auf ähnliche Weise motiviert versucht, um das teilnahmslose, „abgepufferte“<sup>33</sup> Selbst wieder empfänglich für die Belange der anderen und sich selbst werden zu lassen, ist möglich. Dass er dabei die Shoah thematisch fast ganz außen vor lässt, ist schwer nachvollziehbar, da dort eine gänzlich andere Sprachverwendung samt völlig anderem Menschenbild propagiert wurde, mit Folgen, die bis heute unvergleichlich sind.

Wie Sprache im Nationalsozialismus Gewalt bzw. Terror begünstigen konnte, soll hier untersucht werden. Dazu ist die Analyse des Potentials der Sprache unentbehrlich.

Meine Leitfragen sind: Wie kann Sprache Gewalt auslösen? Wie kann Sprache Terror hervorbringen? Woher schöpft die Sprache diese Kraft? Wie verändert Sprache dadurch die Welt? Es gilt herauszufinden, wie das gleiche Phänomen uns verbinden und entzweien kann.

---

<sup>27</sup> Ebd., 371f.; für Humboldt ist die Sprache nicht nur ein Mittel der Verständigung, sondern auch eine Abbildung der Geistesarbeit und der Weltansicht des Sprechenden, die über die Sprache vermittelt und verstanden werden kann. Das Verständnis des Gegenübers wiederum beeinflusst das Selbstverständnis und das eigene Denken, vgl. Kap. 1.2 in Teil I der vorliegenden Arbeit.

<sup>28</sup> Sander 2017, 374.

<sup>29</sup> Vgl. ebd.

<sup>30</sup> Ebd., 379.

<sup>31</sup> Vgl. ebd., 380.

<sup>32</sup> Ebd., 381.

<sup>33</sup> Vgl. Taylor 2009a, 72-79, 233-245ff., vgl. auch Rosa 2018, 63ff.

Diese Fragen stellen sich mir aus einer sprachphilosophischen Sicht. Die Arbeit ist weder soziologischer noch linguistischer Art. John R. Searle charakterisierte die „Linguistische Philosophie“ als „Name für eine Methode“, die „Sprachphilosophie“ aber als Namen „für einen Gegenstand“<sup>34</sup>. Mein Analysegegenstand ist die Wirkmacht der Sprache, er selbst formt den philosophischen Zugang. Aufgrund der historischen Epoche des Nationalsozialismus, die in der Arbeit behandelt wird, enthält sie aber zwangsläufig auch historische Aspekte und Blickwinkel, auch diese werden jedoch aus der Perspektive der Sprachphilosophie betrachtet, nicht aus der Sicht der Geschichtswissenschaft, da die Verfasserin Philosophin, nicht Historikerin ist und die Fragestellung ebenfalls moralische Gesichtspunkte umfasst.

Der Text besteht aus zwei Großkapiteln. Der erste Teil widmet sich der Frage, was Sprache ist und wie sie wirkt. Hierzu wird die aktuelle Sprachphilosophie von Charles Taylors herangezogen.

## 2. Der blinde Fleck der Sprachgewalt

Die Ausgangsfrage im zweiten Teil lautet: Wenn die Sprache die Kraft hat, unsere Kultur zu formen und zu bestimmen, wie wir miteinander leben, wie muss sie dann genutzt werden, um Terror hervorzubringen? An dieser Stelle bleibt Taylor stumm. In Bezug auf die Reichweite der Sprache und ihre Funktionsweise ist Taylors Theorie zwar unerlässlich, um das Verhältnis von Sprache und Terror zu beleuchten, gilt es jedoch andere Autoren zu befragen. Als Ausgangs- und wichtigster Bezugspunkt dieser Frage soll hier die Zeit des Nationalsozialismus dienen.

„Terror“ bezeichnete Hannah Arendt im Angesicht des Nationalsozialismus als „das eigentliche Wesen der totalitären Herrschaft“<sup>35</sup>. Der Begriff wurde bereits im römischen Recht verwendet und steht, so das Historische Wörterbuch der Philosophie, seit der blutigen Phase der Französischen Revolution für „extreme Formen politisch motivierter Gewaltanwendung“<sup>36</sup>. Daher geht es in dieser Arbeit nicht bloß um den Zusammenhang von Sprache und punktueller Gewalt, sondern von Sprache und staatlicher Terrorherrschaft, einem viel weitreichenderen, da potentiell alles umspannenden Zustand. Terror bezeichnet nämlich eine Herrschaft der Gewalt, die Gewalt ist nicht ein Aspekt, sondern das entscheidende Kennzeichen dieser Herrschaftsform. Terror wurde mit der Endphase der Französischen Revolution zu einem Sammelbegriff für „systematische Formen der Verfolgung, Inhaftierung und Hinrichtung nur vage umschriebener

---

<sup>34</sup> Alle vier Zitate Searle 1974, 12.

<sup>35</sup> Arendt 1953, 236.

<sup>36</sup> Ritter/Gründer 1998, 1021, vgl. ebd.

„Revolutionsfeinde“<sup>37</sup>. Allein diese kurze Definition zeigt zweierlei: 1) Die Verfolger hatten absolute Freiheit in ihrem Vorgehen und konnten tun, was immer sie wollten. 2) Dabei spielte die Sprache eine nicht unerhebliche Rolle, denn wer verfolgt wurde, warum und wie, war nur „vage umschrieben“. Wie weit der Terror gehen kann, das zeigt also auch die Sprache. Im NS (=Nationalsozialismus) waren zum Beispiel eindeutige Bezeichnungen für das Töten nach Arendt „ganz selten“<sup>38</sup>. Das hatte einen guten Grund. „Im Endeffekt sollte dieses System von Sprachregelungen die Vernichtungsexperten nicht etwa blind machen für die Natur ihrer Tätigkeit, wohl aber verhindern, daß sie sie mit ihren alten, ‚normalen‘ Vorstellungen von Mord und Lüge gleichsetzten.“<sup>39</sup> Über die Sprache sollten Werte und Normen an die neue Zeit angepasst werden. So gab es bei einer „Judenumsiedlung“ denn auch einen „Munitionsverbrauch“<sup>40</sup> und „Erntefest“<sup>41</sup> bedeutete die Tötung von 42.000 Juden.<sup>42</sup> Ausgehend vom Terror-Begriff für die Französische Revolution kann man bereits erkennen, dass Sprachverwendung und Herrschaftsform nicht unabhängig voneinander sind.

Der Nationalsozialismus hat ungeahnte Brutalität hervorgebracht, indem er den totalen Staat proklamierte und formte. Der Gipfel dieses Systems war das Konzentrationslager. Nach Taylors Theorie (auch wenn sie dies natürlich nur im Allgemeinen, nicht im speziellen postuliert) muss einer der Hauptgründe der Möglichkeit der Formung einer solchen Welt die Sprache gewesen sein. Seine Philosophie der Sprache wird in diesem Teil zum Ausgangspunkt der expliziten Auseinandersetzung mit den Mechanismen der Sprache des NS und ihrer Folgen. Es gilt zu erwägen, inwiefern die Sprache zum Gelingen des Nationalsozialismus beitragen konnte. Dabei kann nur geleistet werden, Schlüsselmerkmale zu erkennen und zu analysieren, auch im Rückgriff auf die Erkenntnisse der taylorischen Sprachphilosophie. Kurz gesagt geht es darum zu erforschen, in welcher Weise Sprache und Gewalt im NS zusammenhingen und in welcher Weise beide Aspekte besonders waren, sodass sie Terror hervorbringen konnten. Denn in einer Welt, in der alles möglich ist, und vieles davon vorher unmöglich war, die Sprache aber, vorausgesetzt, Taylor hat Recht, unsere Welt formt – wie muss dann eine Sprache verwendet werden, damit Terror ihr Ergebnis ist? „Es ist ganz offensichtlich“, sagt Hannah Arendt, „daß weder Informationsmangel noch Gehirnwäsche für die Unterstützung eines totalitären Systems durch die Massen verantwortlich sind.“<sup>43</sup> Sie begründete ihre Ansicht damit, dass aus Aufzeichnungen belegt sei, dass die Deutschen sich ihre eigene Meinung trotz totaler Propaganda bewahrt hatten und wussten, was

---

<sup>37</sup> Ebd., 1022.

<sup>38</sup> Arendt 2013, 170.

<sup>39</sup> Ebd., 171.

<sup>40</sup> Beide Zitate aus Browning 2009, 52f.

<sup>41</sup> Browning 2001, 123.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., bezogen auf die am 3. und 4. November 1943 getöteten Jüdinnen und Juden von Lublin.

<sup>43</sup> Arendt 2017, 630, FN 2, beginnend auf 629.

die Geheimsachen waren.<sup>44</sup> Diese Formulierung birgt einen Hinweis darauf, wie die Sprache in einem totalitären Regime ist: undurchsichtig. Das, was öffentlich ist, kann per Definition nicht geheim sein und wenn etwas total ist, lässt es nichts anderes zu. Im Nationalsozialismus gab es offenbar ein besonderes Verhältnis zur Sprache, eine spezielle Verwendung. „Endlösung“, sagt Arendt, und setzt das Wort bewusst in ironische Anführungszeichen „bedeutete, daß die Elite der Nazipartei auf das Gebot ‚Du sollst töten‘ verpflichtet wurde [...]“.<sup>45</sup> Nimmt man diese Formel ernst, so wurde im Nationalsozialismus über die Sprache eine gänzlich neue Moral etabliert. Wo das Töten zur Tugend wird, da ist die einzige Sicherheit die Unsicherheit, die Unmöglichkeit nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich. Dieser Satz ist mit unserer heutigen Begriffsverwendung nicht sinnvoll, nicht verständlich, und er wäre es auch damals nicht gewesen. Aber eine Welt zu beschreiben, die willkürlich die Moral geändert hatte, in der Willkür den Sinn abgelöst hatte, erfordert, dass man Formulierungen wählt, die dieser Lebenswelt gerecht werden. Mit Taylors Theorie ist davon auszugehen, dass die Veränderung der Sprache immer auch eine Veränderung der Welt hervorruft. Diese These gilt es zu überprüfen. Eine Parallelität ist für den NS jedoch bereits feststellbar, es gab sowohl starke Sprach- als auch große Welt-Veränderungen. Dies war wahrscheinlich auch ein sich wechselseitig beeinflussender Prozess. Es war vielleicht so, wie Humboldt es beschrieben hat: So wie die Sprache uns die Dinge zuführt, so denken wir sie und dementsprechend handeln wir.<sup>46</sup> In dieser Hinsicht verstanden ist Gehirnwäsche vielleicht tatsächlich nicht das richtige Wort, um zu beschreiben, wie im NS das Denken beeinflusst wurde. Natürlich gab es die einpeitschende Propaganda, den reißerischen Stürmer, donnernde Reden und apokalyptische Schreckensbilder des Feindes, die die Wirkung zweifellos vergrößerten. Möglicherweise liegt das Fundament aber tiefer, in einer allgemein anerkannten anders verwendeten Sprache und dazugehörigen Moral. Ein Beispiel von Arendt:

„Die Todesstrafe wird absurd, wenn man es nicht mit Mördern zu tun hat, die wissen, was Mord ist, sondern mit Bevölkerungspolitikern, die den Millionermord so organisieren, daß alle Beteiligten subjektiv unschuldig sind: die Ermordeten, weil sie sich nicht gegen das Regime vergangen haben, und die Mörder, weil sie keineswegs aus ‚mörderischen‘ Motiven handelten.“<sup>47</sup>

Die Erwähnung der Unschuld der Opfer irritiert an dieser Stelle zunächst, denn Ermordete tragen ja generell keine Schuld an ihrer Ermordung, aber was Arendt damit verdeutlichen wollte, ist vermutlich, dass es für den Mörder immer einen Grund gibt, sein Opfer zu töten. Er tötet nicht

---

<sup>44</sup> Vgl. ebd., 629, FN 2.

<sup>45</sup> Ebd., 645.

<sup>46</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 60.

<sup>47</sup> Arendt 2017, 945.

irgendjemanden, sondern diese eine konkrete Person oder Gruppe. Der Mörder tut dies aus Eifersucht, Habgier, Wut oder anderen niederen Beweggründen. Der nationalsozialistische Mörder hat kein solches persönliches Motiv. Mord ist sein Geschäft. Die Person des Mörders ist auch nicht so eindeutig bei Massenerschießungen oder Giftmorden in Gaskammern festzustellen wie gewöhnlich. Herkömmliche Begriffe scheinen hier an ihre Grenzen zu gelangen. Dementsprechend verändert sich auch die Lage der Opfer zum schlechteren, denn „einen Rat, wie zu handeln sei, können weder Furcht noch Mißtrauen geben, da vom eigenen Handeln das Schicksal gar nicht mehr abhängt“<sup>48</sup>. In einer solchen Welt herrscht die Angst.

Die Probleme der angemessenen Begrifflichkeiten gelten auch dann noch, wenn man im Rückblick versucht, zu beschreiben, was geschehen ist und dabei schnell zu vage und damit verharmlosend spricht, so kommentierte Wolfgang Sofsky:

„Von ‚Verbrechen gegen die Menschlichkeit‘ ist die Rede, als hätten es die Schergen nur an Menschlichkeit fehlen lassen. Geradezu inflationär haben sich die Wörter vom ‚Unrechtsregime‘, von ‚Menschenverachtung‘, von ‚voller Verantwortung‘ verbreitet, als hätte sich das Regime je damit begnügt, die Menschen zu verachten, als könnte jemand für die Folgen des Massenmords die ‚volle Verantwortung‘ übernehmen. Bis in die Sprache ist die Ideologie der Entsorgung gerutscht. Sie vermindert die Bedeutung der Tatsachen und flüchtet in moralische Belehrungen, obwohl der Untat mit keiner Kategorie der überlieferten religiösen oder politischen Moral beizukommen ist.“<sup>49</sup>

Verharmlosung ist das Eine, die Verwendung überlieferter NS-Begriffe das Andere. Wenn man das Wort „Arbeitslager“ so verwendet, als handle es sich dabei um einen räumlich abgetrennten Ort der Arbeit mit schlechten Arbeitsbedingungen ist das natürlich falsch, weil diese Art von Worten ja dazu gedacht war, die eigentliche Bedeutung dieses Ortes zu verschleiern. Andererseits kann man für die Analyse der Verbrechen keine neue Sprache erfinden und allein, dass die meisten Begriffe nicht richtig stimmig sind, könnte eine Chance sein zu zeigen, wie außergewöhnlich die verhandelten Verbrechen wirklich sind. Vor einer Erklärung aufgrund sprachlicher Schwierigkeiten sofort zurückzuschrecken ist jedenfalls keine Alternative, auch Sofsky hatte ja das Anliegen, das Wesen der Konzentrationslager und damit den Kern der nationalsozialistischen Politik aufzudecken.<sup>50</sup> Und so stellte er fest: „Alles, was Menschen tun und erleiden, ist im Prinzip verstehbar, auch wenn das Fremdverstehen in manchen Fällen schwieriger ist als in anderen.“<sup>51</sup>

---

<sup>48</sup> Ebd., 961.

<sup>49</sup> Sofsky 1993, 16.

<sup>50</sup> Vgl. den Titel von Sofsky 1993: *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*.

<sup>51</sup> Sofsky 1993, 18.

Das liegt auch daran, dass sich die Sprache im NS nie so hundertprozentig gewandelt hat, dass wir sie heute nicht mehr verstehen könnten. Wenn alles verstehbar ist, was Menschen tun, dann auch deshalb, weil wir ihre Sprache untersuchen können. Wenn man verstehen will, was Terror in dieser Zeit bedeutet hat, muss man verstehen, was mit der Sprache geschah: „Die SS erließ [im Konzentrationslager] ein undurchdringliches System von Vorschriften, die kein Häftling jemals alle befolgen konnte und die vom Wachpersonal beliebig benutzt werden konnten. Die formellen Regeln begrenzten die Macht nicht, sie lieferten der Freiheit des Terrors den institutionellen Unterbau.“<sup>52</sup> In einer solchen Welt kann der Mensch sich nicht zurechtfinden und er wird niemanden finden, der ihm erklären kann, warum es so ist.

„Absolute Macht entledigt sich ideologischer Legitimationszwänge. Sie wäre nicht absolut, wenn sie sich rechtfertigen müsste. [...] Absolute Macht gehorcht nicht dem Muster ergebnisorientierten Handelns. Sie ist ziellose, negative Praxis, nicht Poiesis. Ideologie ist dafür nicht nur überflüssig, sondern auch hinderlich. Sie knüpft die Macht an bestimmte Ziele und degradiert sie zu einem bloßen Mittel. Terror aber, der sich durch Ziele und Zwecke lenken ließe, wäre berechenbar. Er wäre kein Terror mehr.“<sup>53</sup>

So meint auch Jürgen Goldstein über die Veränderung der Gewalt im 20. Jahrhundert: „Es ist eine Form ‚absoluter Gewalt‘; sie scheint keine andere Motivation zu kennen, außer sich selbst durchzusetzen. Sie will kein weiteres Ziel erreichen, ihr genügt ihre Gegenwart.“<sup>54</sup> In letzter Instanz war die Gewalt unbegründet und sprachlos, bloße Ausübung. Diese wurde aber durch eine bestimmte Sprachwelt ermöglicht, so die These. Bloß, weil das System der Konzentrationslager auf absoluter Unberechenbarkeit beruhte, bedeutet dies nicht, dass man diese Unberechenbarkeit nicht erkennen und analysieren, den Weg dorthin verstehen könnte. Vielmehr ist bereits die Erkenntnis des „So-Seins“ ein Prozess des Verstehens.

„Absolute Macht“ aber „bewirkt absolute Ohnmacht“<sup>55</sup>, so Sofsky. Ein Beispiel:

„Einen Häftling ‚auf der Flucht zu erschießen‘ war immer erlaubt, auch wenn dieser gar keinen Fluchtversuch unternommen hatte. So erfanden die Aufseher ein tödliches Spiel. Sie provozierten einen ‚Fluchtversuch‘, indem sie einem Häftling die Mütze vom Kopf rissen und sie in den Todesstreifen oder über die Postenlinie warfen. Anschließend wurde dem Ahnungslosen befohlen, schleunigst seine Mütze zu holen, da deren Verlust als ‚Kleidersabotage‘ gemeldet würde. Wer das Spiel nicht kannte und den Sprung wagte,

---

<sup>52</sup> Ebd., 30.

<sup>53</sup> Ebd., 32f.

<sup>54</sup> Goldstein 1997, 81.

<sup>55</sup> Sofsky 1993, 36.



wurde abgeknallt. [...] Beim nächsten Mal tauschte man die Rollen, so daß jeder einmal in den Genuß der Prämie kam.<sup>56</sup>

Regeln, die normalerweise dazu gedacht sind, Ordnung zu schaffen und ihre Befolgung zu kontrollieren, waren extra so gewählt worden, dass sie Chaos und Nicht-Befolgen-Können erzwingen. Ein Kommando konnte demnach genau dann besonders gut sein, wenn seine Erfüllung ausgeschlossen war. Die Regel implizierte also, dass auch ihr Scheitern ihr Erfolg sein konnte. Sie war nicht dazu da, einen befolgt- und nachvollziehbaren Handlungsrahmen abzustecken, sondern umgekehrt ein Einfallstor für jegliche Form der Schikane, das ist „Die Ordnung des Terrors“<sup>57</sup>, die Sofsky in seinem Buchtitel beschreibt, absichtlich ein Oxymoron verwendend, denn der Terror hat keine Ordnung, sonst wäre er in irgendeiner Form berechenbar, da systematisierbar. Terror bedeutete auch, ratlos zu sein, ahnungslos in Bezug auf die Zukunft. Indem die Wärter zwei sich widersprechende Moment-Regeln formulierten (nämlich „Betritt den Todesstreifen, um dein Leben zu retten und die Mütze zu holen!“ versus „Betritt den Todesstreifen nicht, um dein Leben zu retten und nicht erschossen zu werden!“), befand sich der Häftling in einem Dilemma, da eine Befolgung der einen Regel gleichzeitig eine Nicht-Befolgung der anderen Regel implizierte und er, handelnd oder nicht handelnd, in jedem Fall mit der Erschießung rechnen muss. Regeln waren nicht zur Orientierung gedacht, sondern als ein Werkzeug im Koffer der Willkür.

An dieser Stelle wird auch die große Bedeutsamkeit bezeichnender, designativer Sprache deutlich, die bei Taylor zum Teil etwas unterrepräsentiert ist. Wenn die beschreibende Sprache nicht mehr (ein-)ordnen kann, dann hat das für den Menschen die Folge, dass nachvollziehbare Bedeutsamkeit nicht mehr hervorgebracht wird. Die Sprache im Konzentrationslager war dazu gedacht, Verwirrung zu maximieren und damit den Einfallsreichtum des Terrors. Davon konnten sich die Häftlinge<sup>58</sup> gleich nach ihrem Eintreffen überzeugen.

„Am Gittertor von Buchenwald hieß es ‚Jedem das Seine‘, das alte Königswort vom Respekt vor Vielfältigkeit und natürlicher Ungleichheit, vom gleichen Recht eines jeden auf den Unterschied. Das Lager verkehrte diesen Sinn ins Gegenteil. Alle, die sich nicht der

---

<sup>56</sup> Ebd., 72f., vgl. ebd., EN 5 & 6.

<sup>57</sup> Sofsky 1993.

<sup>58</sup> In der alltäglichen, heutigen Verwendung sind Häftlinge meist von einem Gericht Verurteilte und damit zumindest juristisch Schuldige, die aufgrund ihrer Schuld in Haft kommen. In Bezug auf das Konzentrationslager war dies selbstverständlich nicht der Fall. Mit „Häftling“ ist hier lediglich „Eingesperrter“ gemeint, der Definition des Dudens („Person, die sich in Haft befindet“) folgend, siehe <https://www.duden.de/rechtschreibung/Haefftling>, abgerufen am 08.02.2022, 14.25 Uhr. Der Duden führt sogar den Begriff des „KZ-Häftlings“, definiert ihn jedoch lediglich als „Häftling in einem Konzentrationslager“, siehe [https://www.duden.de/rechtschreibung/KZ\\_Haefftling](https://www.duden.de/rechtschreibung/KZ_Haefftling), abgerufen am 08.02.2022, 14.27 Uhr.

totalen gesellschaftlichen Homogenität fügten, wurden hinter eine unüberwindbare Grenze verbannt, wo es nur eine Gleichheit gab, die vor dem Tod.“<sup>59</sup>

Wer in einer solchen Welt überleben wollte, musste dazu im Stande sein, alles, was er bisher an Erfahrungen gesammelt hatte, im normalen Leben, als unnötigen Ballast abzuwerfen, da diese Erfahrungen aus einem Bezugsrahmen stammten, der mit dem gegenwärtigen nichts zu tun hatte.<sup>60</sup> Der Häftling musste sofort lernen sich anzupassen, selbst wenn es nichts zu verstehen gab, außer dass die SS immer Recht hatte und man sich jeder Demütigung und Gewalt gehorsam fügen musste, wiewohl dies noch nicht bedeutete, dass man überleben würde. Das wäre dem Terror zuwidergelaufen. Widerstand war lediglich der sichere Weg in den Tod, wobei die Betonung auf „Weg“ liegt. In der Lagerwelt stand die physische Vernichtung am Ende eines Vernichtungsprozesses, der initiiert wurde, sobald der Gefangene einen Fuß ins Lager setzte. Die Ausrichtung der Gegenwart anhand einer möglichen Zukunft und bereits erlebter Vergangenheit wurde unmöglich, man überlebte von Moment zu Moment. Da der Eingesperrte nicht mehr handeln, sondern nur noch wie eine Maschine funktionieren konnte, büßte er seine Persönlichkeit ein und damit auch die Möglichkeit der Sozialität und umgekehrt. Der Tod der Persönlichkeit en masse und das Ende der Personalität<sup>61</sup> waren der Beginn des psychischen Todes, der den körperlichen Verfall beschleunigte. Der Glaube an das eigene Überleben, zum Beispiel zum Zwecke der Zeugenschaft oder begründet durch das Gläubig-Sein selbst, erlaubten dem Häftling, weiterhin eine Vorstellung der Zukunft zu haben und damit die Hoffnung, der Ausweglosigkeit des Lagers irgendwann zu entkommen.<sup>62</sup>

Die Entpersonalisierung im Lager beschrieb der französische Sozialist David Rousset anhand seiner Erfahrungen in Buchenwald: „In einer lächerlichen Stunde hat der Mensch seine Haut eingebüßt. Gewissenhafte Funktionäre haben ihm, ohne Maß zu nehmen, seine KZ-Person zugeschnitten. Es bleibt die Quarantäne, um seine Reflexe zu konditionieren.“<sup>63</sup> Als politischer Häftling interniert charakterisierte er den physischen Tod der Insassen wie folgt: „Irgendwann sackt der Körper zusammen. Aus dem lebenden Leichnam ist ein Toter geworden.“<sup>64</sup>

---

<sup>59</sup> Sofsky 1993, 77.

<sup>60</sup> Vgl. ebd., 102f.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., 104ff.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., 111.

<sup>63</sup> Rousset 2020, 11; erst 74 Jahre nach der französischen Erstveröffentlichung fand sich ein Verlag, der das Zeugnis ins Deutsche übersetzte; KZ=Konzentrationslager.

<sup>64</sup> Ebd., 18; auch Elie Wiesel bezeichnete sich nach der Befreiung von Buchenwald selbst als Leichnam, dessen Blick ihn nicht mehr verlässt, vgl. Wiesel 1996, 153.

Bereits in Alltagssituationen kann unser Überleben davon abhängen, dass wir eine Situation sprachlich adäquat einschätzen und uns dementsprechend verhalten.<sup>65</sup> Im Konzentrationslager galt dies in besonderer Weise, weil das einzig zur Verfügung stehende Explanans dazu gedacht war, zu täuschen und zu verwirren.<sup>66</sup> Dieses Ausgesetzt-Sein konnte dazu führen, dass bereits die Lebenden Leichen waren. Der physische Tod war nur die letzte Station des Sterbenswegs. „Die Sprache bleibt“, wie Reinhart Koselleck sagte, „der Hermeneut aller Sinne [...]“. <sup>67</sup> Fehlt einer Person also die Sprache und verschließt sich damit auch die Bedeutung, ist auch die Sinnesleistung beeinträchtigt, das wichtigste Instrument zur Ermöglichung der oben von Rousset genannten überlebenswichtigen Reflexe. Diese waren unerlässlich, um das zu überstehen, was im Konzentrationslager Alltag war, eine Form von Gewalt, die Sofsky so definierte: „Gewalt um ihrer selbst willen. Nichts will sie erreichen. Was zählt, ist die Aktion selbst. In dem Maße, wie sich Gewalt von allen Rücksichten befreit und ganz sie selbst wird, verwandelt sie sich in Grausamkeit.“<sup>68</sup> Meine These ist, dass die Bedeutung schaffende Kraft der Sprache dort, wo sie beliebig und sinnlos wird, im Extrem eine Welt formen kann, die beliebig und sinnlos ist, in der der Terror regiert, eine Welt der Unverbindlichkeit. Dies wird dadurch potenziert, dass der Mensch insgesamt geschwächt wird, körperlich und geistig, in seinen Hoffnungen und Stärken, wenn ihm das Verstehen fehlt. Diese Schwächung erhöht wiederum die Angriffspunkte der Grausamkeit und so ist ein Teufelskreis der Verständnislosigkeit und der Gewalt geschaffen.

Deswegen sollte dieses Phänomen nicht philologisch untersucht werden, sondern sprachphilosophisch. George Steiner meint: „Philologie ordnet Wörter in ein System mit älteren und verwandten Worten ein, nicht aber in ihrem Zusammenhang mit moralischem Zweck und moralischer Handlungsweise. Die Philologie gibt der Sprache Formalität, nicht Form.“<sup>69</sup> Es gilt jedoch, die Form zu erforschen. „Als die Niederlage über das tausendjährige Reich hereinzubrechen begann, verdichteten sich die Lügen zu einem beständigen Schneetreiben. Die Sprache wurde auf den Kopf gestellt, um ‚Licht‘ zu sagen, wo Finsternis herrschte, und ‚Sieg‘, wo Unheil lag.“<sup>70</sup> Eine Szene aus dem Krieg verdeutlicht das: Deportierte auf dem Weg nach Bergen-Belsen mussten an einem Bahnhof umsteigen und wurden mit den Worten gejagt, die ein

---

<sup>65</sup> Vgl. Whorf 1963, 74-77: Wenn wir beispielsweise eine Benzintonne als „leer“ bezeichnen, und uns dementsprechend nachlässiger verhalten gegenüber potentiellen Feuerquellen, kann das zum Tod führen, da das Behältnis entgegen der Bezeichnung „voll“ von Benzindämpfen war, die noch gefährlicher sind. Das Wort „leer“ suggeriert hier also eine Sicherheit, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat.

<sup>66</sup> Vgl. z.B. Lanzmann 1988, 97ff.: Hier beschreibt Filip Müller, ein ehemaliger Arbeiter im „Sonderkommando“ des KZ Auschwitz, wie ankommende Menschen durch Ansprachen der SS, in denen es um die Berufe der Opfer ging, beruhigt in die Gaskammern geführt werden konnten. Die Opfer verließen sich darauf, dass wer nach den Berufen der Personen fragt, diese nicht kurz darauf töten wird.

<sup>67</sup> Koselleck 1998, 31.

<sup>68</sup> Sofsky 1996, 53.

<sup>69</sup> Steiner 2016, 159.

<sup>70</sup> Ebd., 163.

Gestapobeamter seinem Hund zurief: „Mensch, faß die Hunde!“<sup>71</sup> Solch eine Welt, in der etwas derartiges gesagt werden kann, ist in designativer Hinsicht falsch und schafft dadurch in konstitutiv bedeutsamer Hinsicht eine moralische Neuordnung. „Alles vergißt“, sagt Steiner, „– nur die Sprache nicht. Ist sie erst einmal infiziert mit Falschheit, Lüge und Unwahrheit, kann sie nur mit Hilfe der kräftigsten und vollsten Wahrheit gereinigt werden.“<sup>72</sup> Teil dieser Wahrheit ist eine sprachphilosophische Einsicht Goldsteins: „Der krude Dualismus von Gut und Böse, von Arier und Nichtarier hatte ihnen die Existenzberechtigung abzusprechen versucht.“<sup>73</sup> Diese Setzung bildete die Voraussetzung der darauf folgenden Gewalt. Nach Goldstein sah der Philosoph Hans Blumenberg bereits im Zitierverbot jüdischer Autoren ein Vorzeichen der Vernichtung, da wer das Recht zitiert zu werden verwirkt habe, ebenso das Recht auf sein Leben verlieren könne.<sup>74</sup> Dies ist die eine Seite der Medaille. Die andere wird dadurch bestimmt, dass wer seine Stimme verliert, auch seine Zuhörer verliert und sozial stirbt. Goldstein meint: „Selbstbehauptung verlangt Ausdrücklichkeit.“<sup>75</sup> Hat man keine Sprache, hat man auch kein Recht.

Dass die Sprache eine aktiv-vorbereitende Rolle für die Vernichtung hatte, nimmt auch der Historiker Thomas Pegelow Kaplan an. In seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel *The Language of Nazi Genocide*<sup>76</sup> formuliert er es so:

„As I argue in this chapter, the regime’s official racial categories and statements went beyond a metaphoric ‚verbal brutality.‘ Their linguistic violence prefigured the ‚Jewish enemy,‘ prescribing and accompanying the action of the perpetrators in the killing fields of Eastern Europe and on the home front in the Reich. Interacting with escalating physical assaults and mass murder, this form of violence became a crucial part of the regime’s genocide.“<sup>77</sup>

Die Güte des Deutschen wurde erst dadurch heraus- und in der Ideologie hergestellt, dass die Schlechtigkeit des Nicht-Deutschen betont wurde. „Die Hypostasierung des Eigenen durch Diffamierung und Ausgrenzung des Anderen, Fremden [...]“<sup>78</sup> nennt dies Christian Geulen. Diese Gegenüberstellung ist aber von Beginn an keine rein theoretische, sondern impliziert bereits die Aufforderung an den Hörer. „Darin liegt die besondere und unauflösliche Beziehung zwischen

---

<sup>71</sup> Ebd., 173.

<sup>72</sup> Ebd., 175.

<sup>73</sup> Goldstein 2008, 35.

<sup>74</sup> Vgl. ebd., 35f.; vgl. ebenso Goldstein 2020, 375: Carl Schmitt, der NS-Jurist, wollte jüdische Bücher so separieren, ausgrenzen und ächten, wie später auch die Menschen in einem ersten Schritt ausgegrenzt wurden. Blumenberg sah hier einen Zusammenhang. Dass Separierung bzw. Ausgrenzung und die Ermöglichung späterer Gewalt chronologisch aufeinander folgen, wird auch von Raul Hilberg an anderer Stelle so eingeschätzt, vgl. Hilberg 1991, 1067.

<sup>75</sup> Goldstein 2008, 39.

<sup>76</sup> Pegelow Kaplan 2011a.

<sup>77</sup> Ebd., 161f.; vgl. auch ebd., FN 5.

<sup>78</sup> Geulen 2007, 10.

rassistischer Ideologie und rassistischer Praxis: sie plausibilisieren sich gegenseitig. Der Ruf ‚Ausländer raus‘ etwa ist sowohl die Formel eines angenommenen Naturgesetzes als auch direkte Handlungsaufforderung.<sup>79</sup> Dies gilt auch heute noch. Wer von „*Aylinvasoren*“ oder „*Umvolkung*“<sup>80</sup> spricht, meint das nicht beschreibend. Und gerade die katastrophale Erfahrung, die in Deutschland mit Hitlers Weltveränderung zumindest unter der Beteiligung von Sprache gemacht wurde, sollte eine Sensibilisierung für aktuelle Verrohungen bewirken. Anatol Stefanowitsch fragt sich daher:

„Warum besteht Einigkeit, dass es reaktionärer Rassismus ist, wenn ein rechter Politiker behauptet, niemand wolle einen schwarzen deutschen Fußball-Nationalspieler zum Nachbarn haben, dass es aber eine Geschichtsfälschung orwellischen Ausmaßes ist, wenn ein Kinderbuchverlag in einem fünfzig Jahre alten Kinderbuch das Wort *N~könig* durch *Südseekönig* ersetzt?“<sup>81</sup>

Die angestrebte Erkenntnis der wichtigsten Sprachmechanismen des NS, die Gewalt begünstigt haben, soll also auch helfen, heutige Sprachangriffe auf Minderheiten zu erkennen und zu verhindern. Dazu gehört auch der Begriff der Rasse, der beim Rassismus allgegenwärtig ist. Da die Festsetzung einer Rasse nach Geulen nichts Biologisches, sondern Ideologisches, zudem etwas sehr Vieldeutiges und Variables war,<sup>82</sup> war dieser Begriff für die Nationalsozialisten gut geeignet. Ihr Rassismus bedeutete zugleich Erneuerung der Deutschen und das Mittel dazu war die Tötung der Menschen, die nicht in dieses Schema passten.<sup>83</sup> Diese Handlungsaufforderung reichte nach Goldstein so weit, dass nicht nur der gegenwärtige physische Mensch in letzter Instanz getötet werden sollte (der psychische wurde bereits vorher gebrochen), sondern auch der gewesene, der NS wollte auch die Erinnerung verhindern.<sup>84</sup> Diesem nationalsozialistischen Anspruch nicht gerecht zu werden ist eine fortwährende Aufgabe. Die wissenschaftliche Form davon kann vielleicht die des Verstehens sein. Sowohl moralphilosophisch als auch sprachphilosophisch gilt es zu versuchen zu verstehen. Carolin Emcke meint: „Wenn Opfer von Gewalt in ihrer Fähigkeit beschädigt würden, das erfahrene Leid zu beschreiben, wenn es keinen oder keine gab, der oder die für sie spräche, dann wäre die Sprachlosigkeit nicht nur ein hermeneutisches oder psychologisches Problem, sondern auch eines der Gerechtigkeit.“<sup>85</sup> In eine Welt, in der nach Jean Améry, einem Opfer des NS-Regimes, das Rationale lediglich als „Dialektik der Selbstzerstörung“<sup>86</sup> gesehen werden konnte, weil es in keiner Situation hilfreiche Handlungsoptionen und wertvolle

---

<sup>79</sup> Ebd., 12.

<sup>80</sup> Beide Zitate in Stefanowitsch 2018, 9.

<sup>81</sup> Ebd., 12f.

<sup>82</sup> Vgl. Geulen 2007, 14f.

<sup>83</sup> Vgl. ebd., 98.

<sup>84</sup> Vgl. Goldstein 1996, 36.

<sup>85</sup> Emcke 2016a, 17.

<sup>86</sup> Améry 1977, 30.

Kategorisierungen lieferte, gilt es Licht zu werfen. Die Opfer von Hitlers Politik mussten sich nach Emcke so gefühlt haben, „[a]ls ob mit einem Mal das unthematisierte Hintergrundwissen einer ganzen Lebenswelt zerfallen, alle impliziten Gewissheiten auf einen Schlag zerstoßen wären“<sup>87</sup>. Ernst Wiechert, ein Überlebender Buchenwalds, bringt dieses Phänomen auch in Zusammenhang mit der Sprache:

„Vorüber waren die Zeiten, in denen man unbelästigt und ungestraft von einem freiwilligen Werk zurücktreten durfte. Vorüber die Zeiten, in denen ein Wort gleich seinem ursprünglichen Begriff war, und auch vorüber diejenigen, in denen ein Mann aus dem Volke seinem König sagen durfte, daß es noch immer ein Kammergericht gebe.“<sup>88</sup>

Dies war vermutlich auch die Bedingung der Möglichkeit der Entmenschlichung der Menschen im Lager. „Im KZ löste der Mensch sich Stück für Stück auf“<sup>89</sup>, meint Rousset. Dieser Prozess wurde von den Lebensbedingungen im Lager verursacht, allen voran der geistigen Verarmung: „Aber wir spürten, dass wir um jeden Preis gegen den allmählichen Zerfall der Ideen und alles dessen kämpfen mussten, was dem Leben einen Sinn gibt: Er war der Vorbote des totalen Zusammenbruchs.“<sup>90</sup> „Diese geistige Lähmung, die durch die Brutalität der Kriminellen noch gesteigert wurde, war von allen Übeln im Lager das gefährlichste.“<sup>91</sup> Die Verarmung an Worten war aber nicht nur indirekt zur Tötung der Juden gedacht, sondern auch ganz unmittelbar, so der Historiker Christopher Browning:

„Bei der Planung des ‚Unternehmens Barbarossa‘ [also des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion im Juni 1941] muss dem Chef von Sipo und SD bewusst gewesen sein, dass sich die Wahrscheinlichkeit von Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung umso mehr erhöhte, je verschwommener die den eingesetzten Offizieren mitgegebenen Richtlinien formuliert waren.“<sup>92</sup>

Die Analyse der Sprachgewalt im NS ist nicht allein dem in die Vergangenheit gerichteten Verstehen gewidmet, sondern soll auch darauf hinweisen, wohin die Vernachlässigung eines solchen gesellschaftlichen Phänomens immer noch führen könnte. Dies zeigen auch aktuellere Beispiele, wie die Erfahrungen von Herta Müller, die im Rumänien Nicolae Ceaușescus aufwuchs und erlebte, wie Sprache von den Spitzeln gezielt zur Verunsicherung und Verbreitung von Angst

---

<sup>87</sup> Emcke 2016a, 37.

<sup>88</sup> Wiechert 2014, 15.

<sup>89</sup> Rousset 2020, 41.

<sup>90</sup> Ebd., 44.

<sup>91</sup> Ebd., 47.

<sup>92</sup> Browning 2006, 371.

eingesetzt wurde,<sup>93</sup> oder die Aufzeichnungen von Judith Butler, der Philosophin aus den USA, bekannt für ihre Forschungen zum Thema Gender, die in ihrem Werk *Haß spricht*<sup>94</sup> herausstellte, wie Sprache im US-amerikanischen Justizsystem als Machtinstrument verwendet wurde. Diese Beispiele sollen jedoch nur die Tragweite des Themas verdeutlichen, die vorliegende Arbeit fokussiert sich auf den Nationalsozialismus, um Taylors Sprachphilosophie zu überprüfen bzw. zu erweitern.

Als am 22. Februar 1943 um 17.02 Uhr das Todesurteil an Hans Scholl vollstreckt wurde, vergaß der Protokollant ein wichtiges Detail. Nachdem er bereits das Blatt aus der Schreibmaschine genommen hatte, spannte er es erneut ein. Hinter dem letzten Satz „Der Verurteilte war ruhig und gefasst.“ vermerkte er noch die letzte Äußerung des Verurteilten: „seine letzten Worte waren ‚Es lebe die Freiheit‘.“<sup>95</sup> Damit blieb Hans Scholl nicht nur, genau wie seine Schwester, ihrem Familienmotto „Allen!“ treu, sondern auch der Kraft, die kein Scharfrichter brechen kann. Es lebe die Freiheit! – das heißt auch: Es lebe das Wort!

---

<sup>93</sup> Vgl. Müller 2009a, 2009b, 2010 und 2016.

<sup>94</sup> Butler 2016.

<sup>95</sup> Beide Zitate in Zoske 2018, 10f., vgl. ebd., 10f.: Scholls „Es lebe die Freiheit“ wurde vom Protokollanten zunächst fälschlicherweise klein geschrieben und nicht in Anführungszeichen gesetzt. Dies wurde vom zuständigen Staatsanwalt, Albert Weyersberg, korrigiert. Hier wurde die nicht genau so im Buch gedruckte, sondern nur beschriebene Form des Zitats verwendet ob der komplizierten dahinterstehenden Erklärung.

## Teil I:

### Die konstitutive Kraft der Sprache nach Charles Taylor

Das folgende erste Kapitel widmet sich ausführlich der Sprachphilosophie Charles Taylors, vor allem seinem sprachphilosophischen Hauptwerk *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens* (2017). Darüber hinaus werden an wichtigen Kreuzungen mit anderen Aspekten der taylorschen Philosophie diese Themen kurz eingeführt, allerdings einzig zum Zwecke eines verbesserten Verständnisses seiner Sprachphilosophie im Ganzen. Der taylorsche Schreib- und Sprachstil enthält jedoch einige Besonderheiten. Zunächst einmal schreibt er in einer Weise, die seine Theorie unterstützt und hervorbringt. Wenn es darum geht, dass unsere Sprache unsere Welt formt, schreibt Taylor so, dass er diese seine Erkenntnis bereits schreibend umzusetzen sucht. Sein Theoriedesign ist nicht das eines klassischen Philosophen. Seine Texte sind keine Abhandlungen, vielmehr Erzählungen. Er entwirft große Narrative, die sehr überzeugend sind, wenn man Grundüberzeugungen mit ihm teilt, die allerdings sehr schwer in eine Systematik einpflegbar sind. Dieses Vorgehen gereicht seiner Theorie jedoch nicht zum Nachteil, im Gegenteil, an vielen Stellen macht sie sie besonders glaubhaft. Denn wenn man wie Taylor davon ausgeht, dass die konstitutive Sprache etwas bildet, das vorher so nicht da war, kann man dies nicht durch Kategorien erklären, die bereits existieren. Beispielsweise in Bezug auf Metaphern sagt Taylor ganz eindeutig, dass konstitutive Sprache so keineswegs funktioniert:

„Der Grundgedanke scheint darauf hinauszulaufen, daß ‚Aspekte von Dingen‘ einfach so herumliegen und darauf warten, bemerkt zu werden, während Metaphern dieses Bemerkten auslösen. Nicht anerkannt wird offenbar, daß Metaphern eine Perspektive schaffen können, aus der Dinge sichtbar werden, die sonst nicht zum Vorschein kämen.“<sup>96</sup>

Seine mangelnde Disziplin in der Systematik lässt sich wahrscheinlich auf die Einsicht zurückführen, die seine eigene Sprachphilosophie hervorbringt: man kann nicht vorab etwas definieren, was man erst im Begriff ist, im Schreiben zu formen. Die konstitutive Sprachphilosophie scheint für ihn ein Fachgebiet zu sein, das außerhalb einer systematisch „reglementierten Zone“<sup>97</sup> liegt. „Welches ist der Ort der Sprache im Leben des Menschen? Erweitert sie nur unsere Mittel? Oder transformiert sie auch unsere Zwecke?“<sup>98</sup> fragt sich Taylor. Diese Frage versucht er, Letzteres vermutend, sich erzählerisch vorwärts tastend, zu klären. Diese

---

<sup>96</sup> Taylor 2017, 270.

<sup>97</sup> Ebd., 238.

<sup>98</sup> Ebd., 237.



Art der Philosophie bietet also in gewisser Hinsicht einen niederschwelligeren Zugang zur Philosophie als Kants Kritiken. Allerdings erschwert sie auch die Rezeption. Ein Narrativ ist etwas grundsätzlich anderes als eine philosophische Analyse. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Narrativ ist also ebenso zwangsläufig eine andere. Taylor bildet quasi einen bestimmten Dialekt in der Sprache der Philosophie ab und wenn man ihn verstehen und seiner Theorie gerecht werden möchte, kann man dies nicht, ohne ihm zunächst in seinem Dialekt zu folgen. Die Philosophie ist keine Naturwissenschaft, Taylor wehrt sich mit seinem ganzen Buch dagegen. Daher ist es auch sinnvoll, Taylor in der Analyse seiner Theorie bis in die Form hinein zu folgen. Die vorliegende Arbeit übernimmt die Art des Schreibens von Taylor, geht nicht streng analytisch vor, sondern überprüft Taylors Thesen anhand eines narrativen Philosophierens. Erst dadurch werden seine theoretischen Stärken und Schwächen realistisch aufzeigbar. Daher ist die Arbeit zwar eine philosophische, aber philosophisch auf eine bestimmte Weise, konstitutiv sprachphilosophisch und narrativ. Der Zugriff auf die Philosophie Taylors ist eklektizistisch, der vorliegende Text ist weder eine umfassende Studie über die Philosophie Charles Taylors noch ein Portrait.

Charles Taylor formuliert seine Theorie ausgehend vor allem von zwei Theoretikern, die sich bereits lange vor ihm mit der konstitutiven Kraft der Sprache beschäftigten: Johann Gottfried Herder und Wilhelm von Humboldt. Da er in seinem Hauptwerk zur Sprachphilosophie, dem *sprachbegabten Tier*, um das es hier größtenteils gehen wird, beide Theorien in Grundzügen voraussetzt, werden sie an dieser Stelle in den wichtigsten Facetten vorgestellt. Es soll hier jedoch keine umfassende Sprachphilosophie-Darstellung von Herder oder Humboldt geleistet werden, sondern lediglich eine zweckgebundene Zusammenfassung der wichtigsten Aspekte, auf die Taylor sich bezieht und die die taylorsche Deutung überprüfbarer und nachvollziehbarer werden lassen sollen. Herder lebte etwas früher und gilt als Begründer einer anderen Sicht auf die Sprache. Daher wird er zuerst behandelt.

## 1. Moderne Sprachanthropologie nach Herder und Humboldt

### 1.1 Johann Gottfried Herder: Sprache als Gedanke<sup>99</sup>

Für Aristoteles waren Kognition und Kommunikation sozusagen unabhängige Größen. Wir denken ohne Sprache, nur die Kommunikation läuft über Wörter und die sind je nach Sprache unterschiedlich. Jürgen Trabant fasst seine Sprachauffassung so zusammen:

„Die Wörter bezeichnen das, was die Seele gedacht hat, um es anderen mitzuteilen. Das Denken selbst aber hat mit den Wörtern eigentlich nichts zu tun, es ist völlig unabhängig von den Wörtern. [...] Die Wörter beziehen sich nicht, wie noch bei Platon, direkt auf die Dinge, sondern die ‚Erleidnisse der Seele‘ vermitteln zwischen Wörtern und Sachen. Diese Vorstellungen [...] ermöglichen die Trennung von Kognition und Kommunikation.“<sup>100</sup>

Diese Trennung hat nach Trabant bis heute starken Einfluss auf die Sprachphilosophie:

„Diese semiotische Redeweise von der Sprache – die ‚stimmlichen Verlautbarungen‘ sind ‚Zeichen‘ des ‚Gedachten‘, *voces* sind *signa* der *conceptus* der *res* [also etwa ‚Klänge sind Zeichen der Ideen der Dinge‘] – ist in der europäischen Sprachreflexion ein ebenso wirksames wie problematisches Konzept, das das Nachdenken über die Sprache bis heute determiniert.“<sup>101</sup>

Und das, obwohl Johann Gottfried Herder (1744-1803) bereits 1772 mit seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* einen Gegenentwurf bot, mit dem er sogar den Preis der Berliner Akademie gewann, die eben danach 1769 gefragt hatte. Trabant sieht in seiner Schrift das erste Werk, das sich autonom einer Wissenschaft der Sprache widmet.<sup>102</sup> Herder stellte eine Theorie auf, die der von Aristoteles entgegengesetzt ist. Denken und Sprechen sind abhängig. Selbst die Vernunft ist sprachlich.<sup>103</sup> „Sprache entsteht als spezifisch menschliche nur aus der *semantisch-kognitiven* Beziehung zur Welt, und – und das ist das entscheidend und radikal Neue bei Herder – *der Gedanke ist das Wort*. Sprache ist also, wenn wir an das aristotelische Modell denken, nicht mehr *vox* (das war für Herder die Sprache der Tiere!), sondern Sprache ist *conceptus*“, so Trabant, dies bedeutet eine

---

<sup>99</sup> Diese Formulierung wurde inspiriert von Jürgen Trabant, der die Sprachlichkeit des Gedankens als entscheidende Neuerung der herderschen Sprachphilosophie formuliert, vgl. Trabant 2006b, 218ff., v.a. 221. Ulrich Gaier wählt die umgekehrte Formulierung „*Gedanke als Sprache*“, was, mit anderem Fokus, dasselbe beschreibt, siehe und vgl. Gaier 1996, 227.

<sup>100</sup> Trabant 2006b, 30; „Erleidnisse der Seele“ sind Heideggers Übersetzung von *ta en te psyche pathemata* von Aristoteles, vgl. ebd.

<sup>101</sup> Ebd., 33, Zusatz in eckigen Klammern von mir, FS.

<sup>102</sup> Vgl. ebd., 217.

<sup>103</sup> Vgl. ebd., 218, vgl. auch und vor allem Trabant 2006a, 252.

„Gedanklichkeit der Sprache“<sup>104</sup>. Nach Herder reflektiert der Mensch die Welt (von ihm als Besonnenheit bezeichnet), hört verschiedene Laute und ordnet diesen Lauten denkend ein inneres Merkwort zu. Damit ist bereits das Denken Sprache.<sup>105</sup> Er setzt eine vorher nicht gekannte Synonymie, ausgehend vom *logos*-Begriff<sup>106</sup>: Wort = Vernunft, Begriff = Wort, Sprache = Ursache.<sup>107</sup> „Das Denken ist Sprache.“<sup>108</sup> Damit ist eine Sprachrevolution angestoßen, die Taylors Theorie erst ermöglicht hat. Außerdem beginnt Herder, einen großen Schritt weiter zu gehen: Die Sprache, die nun nicht mehr nur ausspricht, sondern Gedanke ist, wird für Herder zum Merkmal des Inneren des Menschen.<sup>109</sup>

Für Charles Taylor ist Herder ein Pionier.<sup>110</sup> „My (perhaps overdramatic) claim is that Herder is the hinge figure who originates a fundamentally different way of thinking about language and meaning.“<sup>111</sup> Seiner Ansicht nach bedarf das, was Herder in diesem Bereich geleistet hat, sogar eines gesonderten Namens, der „Herder revolution“<sup>112</sup>. Das Bahnbrechende an Herders Sprachtheorie ist für Taylor die Ablehnung der vorherrschenden Meinung, dass die Rolle der Wörter hauptsächlich die der wahren Bezeichnung ist. Herder hat nach Taylor ein fundamental anderes Denken über Sprache ermöglicht, weil er ein expressivistisches Verständnis des Menschen möglich machte.<sup>113</sup> Er erklärte die Rahmentheorie für „utterly inadequate“<sup>114</sup>. Diese Theorie geht davon aus, dass die Sprache lediglich das Kommunikationsmittel für die Gedanken ist. So wie ein Rahmen ein Bild an der Wand anschaulich werden lässt, so lässt die Sprache einen Gedanken lesbar oder hörbar werden. Sie fügt ihm nichts hinzu und soll möglichst genau und eindeutig die Wahrheit abbilden. Sprache so zu definieren, dass ihr Verständnis vor allem auf Wahrheitsbedingungen beruht, greift nach Herder aber zu kurz.<sup>115</sup> Durch die Sprache die Wahrheit abbilden zu wollen ist ein wichtiges und hehres Ziel. Ohne diese Möglichkeit wäre Wissenschaft nicht möglich und unser Alltag ebenso. Diese Fähigkeit der Sprache ist beeindruckend. Aber sie ist nur eine Facette der menschlichen Sprachlichkeit. Die von Taylor sogenannte „linguistic dimension“<sup>116</sup> ist viel mehr. Menschen sind empfänglich für „irreducible forms of rightness in the signs it deploys“<sup>117</sup>. Es geht

---

<sup>104</sup> Beide Zitate Trabant 2006b, 221.

<sup>105</sup> Vgl. ebd., 222f. Herder betonte ausdrücklich, dass dementsprechend auch stumme Menschen Sprachwesen sind, vgl. ebd.

<sup>106</sup> Vorher hatte auch Giambattista Vico schon Ähnliches geleistet und über den *logos*-Begriff gezeigt, dass Idee und Wort nicht voneinander trennbar sind, vgl. Trabant 2006b, 198, 223.

<sup>107</sup> Vgl. ebd., 223.

<sup>108</sup> Ebd., 223.

<sup>109</sup> Vgl. ebd.

<sup>110</sup> Vgl. Taylor 1995b, 91.

<sup>111</sup> Ebd., 79.

<sup>112</sup> Ebd.

<sup>113</sup> Vgl. ebd., 79f.

<sup>114</sup> Ebd., 80.

<sup>115</sup> Vgl. ebd., 82.

<sup>116</sup> Ebd., 84.

<sup>117</sup> Ebd.

also bei sprachlichen Wesen nicht im Wesentlichen um die Erkenntnis der Wahrheit, sondern um die Erkenntnis der Richtigkeit, ein Bereich, der weit umfassender ist. Und diese Richtigkeit „[...] is a question of subjective understanding [...]“<sup>118</sup>. Da Menschen nicht wie Tiere lediglich Signale austauschen, die in einem Reiz-Reaktions-Schema funktionieren, ist das Subjekt und seine Interpretation unerlässlich. Es geht hier um eine expressive „felt rightness“<sup>119</sup>, die lediglich Sprachverwendern, also Menschen, zukommt. Denn „this expressive dimension, inseparable from any human conversation, seems utterly absent from the signing of chimps“<sup>120</sup>.

Die expressive Dimension fehlt aber bei der Rahmentheorie. Das könnte daran liegen, dass die Vertreter einer bezeichnenden Sprachtheorie, wie es die Anhänger der Rahmentheorie sind, davon ausgehen, dass die Sprache in ihren Begriffen derart konkret sein kann, dass bereits sämtliches Hintergrundverständnis in den Begriffen selbst enthalten ist. Aber Taylor weist über Herder darauf hin, dass dies keineswegs der Fall ist, im Gegenteil: „Incorporating the background understanding about linguistic rightness into the individual signs has the effect of occluding it very effectively.“<sup>121</sup> Die Annahme eines bereits im Wort enthaltenen vollständigen Verständnisses eines Wortes, und damit auch eines Satzes und eines Textes, sorgt nicht für eine bessere, sondern für eine unmöglich gemachte Hermeneutik. Der Glaube an die Selbstverständlichkeit einer Bedeutung wirkt wie ein Schlüssel, der die Tür zur Erkenntnis verschließt. Taylor billigt zu, dass dieser Fehler verständlich ist,<sup>122</sup> denn in unserem täglichen Leben haben wir es oft mit bezeichnender Kommunikation zu tun, die wir für unser alltägliches Leben brauchen, z.B. für die Forschung, etc.<sup>123</sup> Aber wenn wir alle menschlichen Sätze verstehen wollen, reicht diese Art des Verständnisses nicht aus.

„The furniture of the mind was accorded a thing-like existence, something objects can have independent of any background. The occluding of background prepared the way for its elision altogether in those modern behaviorist theories that try to explain thought and language strictly from the standpoint of the external observer.“<sup>124</sup>

Und hier kommt Herder ins Spiel. Seiner Ansicht nach würde das Ignorieren der Beziehungen der Äußerungen untereinander und der dazugehörigen Sprecher dazu führen, dass der Sinn und die Kohärenz der Sprache verloren ginge. Genauso, wie ein Wort nur im Zusammenhang des

---

<sup>118</sup> Ebd., 84f.

<sup>119</sup> Ebd., 86.

<sup>120</sup> Ebd., 87.

<sup>121</sup> Ebd., 89.

<sup>122</sup> Vgl. ebd., 89.

<sup>123</sup> Diese Formulierung soll keinen niedrigeren Wert beschreiben, sondern im Gegenteil klarmachen, dass diese Form der Sprache erst unser alltägliches Leben ermöglicht. Ohne diese wichtige Form der sprachlichen Orientierung wären wir oftmals aufgeschmissen, vielleicht wäre sogar Alltag gar nicht denkbar ohne die bezeichnende Sprache. Ohne sie gäbe es jedenfalls auch nicht die konstitutive Sprache.

<sup>124</sup> Taylor 1995b, 89f.

sinnegebenden Satzes sinnvoll verstanden werden kann, kann der Satz nur im Zusammenhang anderer Sätze, Taten und dem gesamten Hintergrund der Sprecher wirklich verstanden werden.<sup>125</sup> Die Betonung der Bedeutsamkeit des Hintergrunds ermöglicht es uns, unser Sprechen und Denken situativ zu verstehen. Damit hat Herder nach Taylor eine „rotation of our thought about language“<sup>126</sup> herbeigeführt. Die erste wichtige Erkenntnis, die Herder uns bringt ist also, dass Expression unsere Sprach-Welt konstituiert und dass Sprache die Expression des Denkens ist. Das Denken verändert sich jedoch in der Sprache, sodass die Expression nicht bloß Ausdruck des Gedachten ist und sein kann. Vielmehr formt die Sprache den Gedanken in der Expression.<sup>127</sup> Diese Sicht auf die Sprache ermöglicht ein holistisches Bedeutungs-Verständnis. Dadurch wird ein undifferenzierter, allgemeiner Blick auf Sprache „untenable“<sup>128</sup>, wie Taylor sagt, haltlos. „The holism of meaning has been one of the most important ideas to emerge from Herder’s new perspective.“<sup>129</sup> „Our words have the meaning they have only within the ‚language games‘ we play with them, and these in turn find their context in a whole form of life.“<sup>130</sup> Die implizit in Herders Sprachdenken enthaltene revolutionäre Idee ist nach Taylor die, dass durch unsere Expression unsere Bedeutungs-Zuordnungen, z.B. unsere Gefühle, verändert werden können. Dies ist nur dadurch möglich, dass der Ausdruck dem Gedachten etwas hinzufügt, was das Gedachte weiterentwickelt. Unsere Zuschreibungen von Bedeutsamkeit können dadurch verwandelt werden.<sup>131</sup> Dass dies einen immensen Einfluss auf unsere Lebensform haben kann, wirkt nachvollziehbar. „From this point of view, we can see that it is not only the speech community that shapes and creates language, but language that constitutes and sustains the speech community.“<sup>132</sup>

Herder ist also der erste Sprachforscher, der die Nähe und Abhängigkeit von Wort und Gedanke und die daraus resultierende Wichtigkeit für das menschliche Leben entdeckte oder zumindest formulierte. Als Erster grenzte er durch den Begriff der *Besonnenheit*<sup>133</sup> die Sprache des Menschen von der bloßen Kommunikation der Tiere ab. Für Herder muss die Philosophie Anthropologie werden, wenn sie den Menschen wirklich verstehen will. Dementsprechend ist er ein Gegner der

---

<sup>125</sup> Vgl. ebd., 91.

<sup>126</sup> Ebd., 92.

<sup>127</sup> Vgl. ebd.

<sup>128</sup> Ebd., 93.

<sup>129</sup> Ebd., 95.

<sup>130</sup> Ebd., 96, Verweis auf die „Sprachspiele“ von Wittgenstein (Wittgenstein 1969, § 23, 300).

<sup>131</sup> Vgl. Taylor 1995b, 98.

<sup>132</sup> Ebd., 99.

<sup>133</sup> Heute würden wir wahrscheinlich von „Reflexionsvermögen“ oder „Besinnung“ sprechen. Es handelt sich hier um die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, zu sammeln und davon ausgehend zu reflektieren. Trabant beschreibt es so: „‚Besonnenheit‘ ist, modern gesagt, die *kognitive* Disposition des Menschen, das Bedürfnis des Menschen, die Welt kennenzulernen.“ (Trabant 2006b, 220) Meiner Ansicht nach greift diese Erklärung etwas zu kurz und ist zu sehr auf das Äußere bezogen. Der Mensch will die Welt schließlich nicht nur kennenlernen, sondern auch nach seinen Bedürfnissen ordnen und verstehen.

„reinen“ Vernunft Kants, denn diese ist für Herder zu lebensfern. Obwohl Kant keine explizite Sprachphilosophie formuliert hat, ist seine „reine“ Vernunft bereits etwas, das der herderschen Philosophie entgegensteht, da Herder jede Vernunfttätigkeit mit der Sprache verbunden sieht.<sup>134</sup> Reinheit der Gedanken von Sprache würde nach Herder Leere bedeuten. Für Herder kann die Vernunft erst durch die Sprache werden. Eine von allem anderen gereinigte Vernunft ist für ihn also gar nicht denkbar.<sup>135</sup> Ebenso wie Kant glaubt Herder jedoch nicht daran, dass es beim Denken lediglich darum geht, ein Abbild des bereits in der Welt Vorhandenen zu denken, sondern auch darum, zu formen und zu bewerten. Dieser Vorgang ist vom vollziehenden Subjekt nicht ablösbar. Dazu braucht es jedoch für Herder unabdingbar die Sprache.<sup>136</sup> Diese Sprache funktioniert für ihn jedoch nicht nach rationalistischen Mustern der Naturerkenntnis. Die Sprache Herders ist nicht nur bezeichnend oder beschreibend. Es geht ihm jedoch nicht nur um die Funktion, sondern auch um die Rolle der Sprache. Für ihn ist die Sprache die Voraussetzung für das Denken, Denken und Sprache sind abhängig voneinander. Erst die Sprache vermag es z.B., unsere Gefühle zu kontrollieren und zu lenken. Das ist möglich, da die Sprache uns erlaubt, unsere Gefühle und andere subjektive Einschätzungen zu artikulieren und damit zu konkretisieren und kennenzulernen.<sup>137</sup> Dadurch können wir sie als Quelle der Erkenntnis dafür nutzen, wie wir handeln wollen.

Mit der von der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlichten *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* „hat Herder einen Leitfaden für sein gesamtes Werk formuliert: daß die historische Welt des Menschen sprachlich konstituiert, die sprachliche Welt des Menschen historisch vermittelt ist“<sup>138</sup>, meint Jens Heise. Die dort beschriebene Wandlung der Sprachphilosophie zur Anthropologie gleicht der völligen Verwandlung dieses Fachgebiets.<sup>139</sup> Der Wandel von der Sicht auf Sprache als Klang, der lediglich der Verpackung des Gedachten dient, zum Merkmal des Menschlichen könnte größer kaum sein. Damit wird das Gesagte zu einer Schöpfung, die wiederum mit ihrer Äußerung etwas Neues schafft. Der Mensch als Individuum und seine Fähigkeit, die Welt schöpferisch zu gestalten, wird damit ins Zentrum gerückt. Die Anthropologie gelangt nun nur noch über die Sprache zur Erforschung des Menschen. Diese Sprache ist aber nicht nur logisch oder bezeichnend, sondern auch figurierend, also der Welt eine Form gebend, interpretierend, und muss in Gänze betrachtet werden. Herder konzentriert sich auf die Abhängigkeit von Gedanken und Sprache. Dazu gehört auch die Betrachtung der Vernunft

---

<sup>134</sup> Vgl. Trabant 2006b, 218: Herder formuliert die These einer „sprachlichen Vernunft“ (ebd.), s. ebd. für die Idee der „reinen Vernunft“, vgl. auch Heise 2006, 8f.

<sup>135</sup> Vgl. Heise 2006, 8f.

<sup>136</sup> Vgl. ebd., 10.

<sup>137</sup> Vgl. ebd., 18, vgl. auch Trabant 2006a, 252.

<sup>138</sup> Heise 2006, 21.

<sup>139</sup> Vgl. ebd., 22.

bzw. der Besonnenheit, ein Terminus Herders, der bereits oben kurz erwähnt wurde. Die neue Anthropologie als Forschungsgebiet besteht darin, Sprache und Vernunft in konstitutiver Abhängigkeit zu denken.<sup>140</sup> Diese typisch menschlichen Vermögen sind wie Pfeil und Bogen, erst zusammen können sie ihre Kraft entfalten. Die Fähigkeit zur Sprache schließt für Herder immer auch Kultur- und Vernunftfähigkeit ein.

Deshalb können Tiere nach ihm nie über Sprache verfügen.<sup>141</sup> Erst und ausschließlich der Mensch ist durch die Sprache frei zu wählen, welche „Sphäre“ er sich für sein Leben wählt. Da das Dreigestirn von Sprache, Kultur und Vernunft ihm die Wahl gibt, kann er sich so entfalten, wie er es möchte. So, wie er denkt, spricht er (und umgekehrt) und so wie er denkt und spricht, so bildet er sich auch seine spezifische Welt.<sup>142</sup> Die Sprache ermöglicht Erfahrungen und die Erfahrungen gehen in die Sprache ein. Letztlich muss jeder, da ein jeder auch einen anderen Hintergrund hat, seine eigene Sprache sprechen.<sup>143</sup> Heise meint: „Als sinnliches Wesen unbestimmbar, muß der Mensch sich selbst durch Sprache bestimmen in einer unabschließbaren Progression, in der die kulturelle Welt offenbleibt.“<sup>144</sup> Dabei ist die Sprache nach Herder in rein designativer Weise nicht möglich. Sie formt unsere Welt viel unmittelbarer, indem sie Bereiche erschließt, die erst durch sie zugänglich werden.<sup>145</sup>

Im ersten Teil seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* betont Herder, dass der Mensch bereits als Tier spricht. Damit meint er, dass der Mensch bereits die Gefühle ausdrücken muss, die auch Tiere haben, jedoch ohne sprachliches Ausdrucksvermögen: Angst, Schmerz usw.<sup>146</sup> Alles, was der Mensch intensiv empfinde, müsse er auch ausdrücken. Dies gelte auch dann noch, wenn ein Mensch ganz allein und verlassen wäre. Die Artikulation scheint Kraft zu verleihen, das Empfundene zu ertragen um sodann besonnen darauf reagieren zu können.<sup>147</sup> Für Herder ist es zunächst eine „Naturpflicht“<sup>148</sup>, dass der Mensch seine Empfindungen, ebenso wie andere Tiere, nicht in sich einschließt, sondern artikuliert. Die „*Sprache der Empfindung*“ ist nach Herder „*unmittelbares Naturgesetz*“<sup>149</sup>. Auch der Mensch *kann* also gar nicht anders, als zu tönen, zu sprechen

---

<sup>140</sup> Vgl. ebd.

<sup>141</sup> Vgl. ebd., 26.

<sup>142</sup> Vgl. ebd., 30.

<sup>143</sup> Vgl. ebd., 35.

<sup>144</sup> Ebd., 38.

<sup>145</sup> Vgl. ebd., 39.

<sup>146</sup> Herder scheint hier zunächst zu verwirren: Sind die Tiere genauso wie der Mensch, nur ohne Sprache? Eindeutig nein. Er möchte hier lediglich betonen, dass die Sprache natürlichen, nicht göttlichen Ursprungs ist. Aber es ist ihm besonders wichtig zu betonen, dass der Mensch etwas kategorisch anderes ist als das Tier, und zwar durch die Sprache. Er ist kein Tier plus Sprachvermögen. Durch die Sprache hat der Mensch eine Verwandlung ums Ganze durchgemacht. Vgl. Herder 1985, 697-716, vgl. auch Goldstein 2019, 65.

<sup>147</sup> Vgl. Herder 1985, 697.

<sup>148</sup> Ebd., 698.

<sup>149</sup> Ebd.

in seinem Fall, wenn es um seine Empfindungen geht. Nach Herder haben wir für jedes unserer Gefühle auch die passende Tonart.<sup>150</sup> Genau wie später Humboldt betont auch Herder die Wichtigkeit der *gesprochenen* Sprache für den lebhaften und authentischen Ausdruck. Warum jemand weint, was eine Träne bedeutet, die Antwort darauf kann man nicht unter einem Mikroskop finden, sondern nur im direkten Kontakt, im Gespräch.<sup>151</sup> „Keine einzige lebendigtönende Sprache lässt sich vollständig in Buchstaben bringen [...]“<sup>152</sup> und sie lässt sich auch nicht aus Buchstaben erlernen,<sup>153</sup> dazu braucht es die, wie Humboldt sagen würde, *energeia*, das gesprochene Wort.<sup>154</sup> Denn erst das Gehör verschafft uns eine Fähigkeit, die wir zum Erlernen einer Sprache unbedingt benötigen: das Mitfühlen. Denn der „*Ton der Empfindung soll das sympathetische Geschöpf in denselben Ton versetzen*“<sup>155</sup>. Zuhören können ist also nach Herder eine Grundvoraussetzung für Sympathie. Dies gilt jedoch in gewissem Sinne auch für die Tiere. Ist beispielsweise ein Pottwal verletzt, versammelt sich seine Gruppe um den Artgenossen (aufgrund seiner Schmerzenslaute) und versucht, ihn von der Gefahr abzuschirmen. Herder scheint zumindest ähnliche Fälle zu kennen und kommt deshalb nun auf das entscheidende Kriterium des redenden Menschen zu sprechen: den Verstand. Denn „wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen: so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je menschliche, willkürliche Sprache werde?“<sup>156</sup>. Das ist die wichtigste Abgrenzung: erst durch die Vernunft gebraucht der Mensch die Töne absichtsvoll, dadurch kann Sprache entstehen, die Tiere haben keine Vernunft, darum bleiben ihre Töne Töne und können nicht Sprache sein. Dies ist der entscheidende Unterschied. Er sorgt dafür, dass der Mensch auf nichts festgelegt ist. Anders als die Tiere<sup>157</sup> kann er den Verlauf seines Lebens selbstbestimmt gestalten, weil er Verstand hat. Da seine Sinne nicht durch den Instinkt auf eine einzige Tätigkeit oder doch einen engen Kreis von Tätigkeiten beschränkt werden, ist er unabhängig. Dies erkennt man vor allem daran, dass er über eine freie Sprache verfügt, also über willentlich vom Verstand geformte. Tiere hingegen verfügen nur über „*ein dunkles sinnliches Einverständnis [...] unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung*“<sup>158</sup>. Diese artspezifische Kommunikation lässt sich nicht mit der Sprache des Menschen vergleichen, „*mit dem Menschen ändert sich die Szene ganz*“<sup>159</sup>. Der Unterschied zwischen Tier- und Menschensprache ist kein gradueller, sondern ein absoluter. Tiere kommunizieren *aus Instinkt*, der Mensch hingegen muss seine Sprache

---

<sup>150</sup> Vgl. ebd., 699.

<sup>151</sup> Vgl. ebd., 700.

<sup>152</sup> Ebd., 702.

<sup>153</sup> Vgl. ebd.

<sup>154</sup> Ulrich Gaier betont, dass bei Herder „ein Ganzes aus System und Handlung, ergon und energeia“ besteht (Gaier 1996, 227).

<sup>155</sup> Herder 1985, 707.

<sup>156</sup> Ebd., 708.

<sup>157</sup> Vgl. ebd., 712-715.

<sup>158</sup> Ebd., 713.

<sup>159</sup> Ebd., 714.



mühsam erlernen. Das verweist wiederum auf die Vernunft, die für Herder den entscheidenden Unterschied ausmacht. Vernunft und Mensch und Sprache auf der einen, Instinkt und Tier und Töne auf der anderen Seite, das ist ein holistischer Unterschied.

Der Mensch ist nach Herder von der Natur bei seiner Geburt auf den ersten Blick schlecht ausgestattet worden. Aufgrund der fehlenden Instinkte wirkt er völlig schutzlos.<sup>160</sup> Es geht jedoch nicht darum, „daß die Menschengattung über den Tieren nicht an *Stufen* des Mehr oder Weniger stehe, sondern an *Art*“<sup>161</sup>. Die Achillesferse seiner Instinkte wird durch die Sprache nicht nur ausgeglichen, sondern lässt ihn in eine völlig neue Sphäre eintreten. Nur im Vergleich zu den Tieren wirkt der Mensch mangelhaft. Dank der Sprache entgeht er diesem Vergleich und übersteigt ihn. Ohne Sprache, so Herder, gebe es auch keinen Menschen. Sie ist ihm „*so wesentlich, als – er ein Mensch ist*“<sup>162</sup>. Durch die Sprache erhebt sich der Mensch über das Tier und bildet dadurch einen Unterschied „an *Art*“<sup>163</sup>, wie Herder sagt, der jeden Vergleich, noch dazu mit dem Menschen als Mängelwesen, verbietet.

Der Mensch hat mancherlei Nachteil aufgrund seiner schwächeren Sinne. Die Tiere haben ihre Sinnesschärfe jedoch zum Preis eines natürlichen Festgelegtseins. Dies kennt der Mensch nicht. Aufgrund seiner Unspezialisiertheit ist er *frei*. „Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kanns sein eigenes Werk werden.“<sup>164</sup> Der Mensch ist kein besser entwickeltes Tier, durch die Sprache und die Vernunft ist er eine andere Art. Er ist kein um eine Evolutionsstufe erhöhtes Wesen, seine Veränderung vollzog sich mit der Sprache und ist von seinem Charakter nicht trennbar oder unterscheidbar. Die gegenseitige Ermöglichung und Verknüpfung von Vernunft und Sprache bringt dem Menschen eine Fähigkeit, die kein anderes Wesen außer ihm besitzt: Besonnenheit.<sup>165</sup> Nur er vermag, aus allem, das über seine Sinne auf ihn einströmt, einzelne Aspekte herauszugreifen und nachdenkend bei ihnen zu verweilen. „Dies *Erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden*.“<sup>166</sup> Besonnenheit ist also Reflexion<sup>167</sup> und Sprache. Denn die Besinnung auf einen bestimmten Aspekt verlangt vom Menschen, dass er einzelne Merkmale erkennen kann. Ein Merkmal ist aber nach Herder „*ein innerliches Merkmal*“<sup>168</sup>. Um reflektieren zu können, müssen wir die Dinge beim Namen nennen, wir

---

<sup>160</sup> Vgl. ebd., 714ff.

<sup>161</sup> Ebd., 716.

<sup>162</sup> Ebd.

<sup>163</sup> Ebd.

<sup>164</sup> Ebd.

<sup>165</sup> Vgl. ebd., 718f.

<sup>166</sup> Ebd., 723; Gaier erklärt, dass die Formulierung „Wort der Seele“ bedeutet, dass der Mensch denkend Merkmale des Bezeichneten anerkennt, festhält und damit auch denkend Sprache verwendet (Vgl. Gaier 1996, 227).

<sup>167</sup> Vgl. Herder 1985, 719: Herder betont, dass der Mensch ein Wesen ist, das „nicht bloß erkennt, will und würkt, sondern auch weiß, daß es erkenne, wolle und würke“ (ebd.).

<sup>168</sup> Ebd., 724.

benötigen einen bestimmten Klang für eine spezielle Eigenschaft. Wir brauchen einen „*Schall*“<sup>169</sup>, der die Welt in Einheiten teilt und die Besinnung darauf erst möglich macht, und zwar auch dann, wenn „ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte“<sup>170</sup>. Nach Ulrich Gaier hat der Begriff des „innerlichen Merkworts“ Verwirrung hervorgerufen, „weil er mit hör- oder schreibbarer Sprache nichts zu tun hat und sich ausschließlich auf den Begriffsinhalt [...] beschränkt“<sup>171</sup>. Denn „Besonnenheit, für sich gedacht, ist reine Freiheit und Form“<sup>172</sup>. Das Merkwort der Seele ist nach Gaier z.B. der Tierlaut statt des Tiernamens. Einerseits kann man jedoch auch den Klang eines Schafs schriftlich festhalten, sodass er mit der schreibbaren Sprache sehr wohl etwas zu tun hat, andererseits dürfte dieses Merkwort kaum von den anderen Eigenschaften eines Schafs zu trennen sein, sodass zwar die gedankliche Initialzündung recht individuell sein mag, aber doch nicht in Gänze subjektiv. Gaier spricht hier zwar von einer Kombination von Merkmalen,<sup>173</sup> die nach Herder das innere Merkwort ausmachen und einer „Konvention, die die Seele mit sich selbst eingeht“<sup>174</sup>, aber diese Form der Konvention, das Wort besagt es schon, ist lediglich sinnvoll so benennbar, wenn sie Kontakt zu den allgemein anerkannten Merkmalen von etwas hat. Die Freiheit, die aus der Besonnenheit erwächst, zu betonen und herauszuarbeiten, dass das „Wort der Seele“ nicht zwingend sofort das allgemein gültige Wort für etwas sein muss, ist wichtig. Dabei aber eine völlige Losgelöstheit von der gesprochenen Sprache zu betonen, scheint mir mit Herder gedacht nicht sinnvoll zu sein.

Die Sprache ist vom Menschsein nicht trennbar. Auch ohne (An-)Rede braucht er sie zwingend, auch in völliger Abgeschlossenheit und Einsamkeit. Herder geht sogar so weit zu behaupten, dass der Mensch als Träger einer Seele auch automatisch Sprache hat und haben muss.<sup>175</sup> Dies ist auch in Hinblick auf Charles Taylors Sprachphilosophie unmittelbar einsichtig: dadurch, dass der Mensch nicht nur seiner Biologie folgt, da er über der Biologie liegende Bedeutungen formen und erkennen kann (Taylor nennt diese Bedeutungen „metabiologische“, s. Kap. 2), hat er Sprache und umgekehrt. Diese Bedeutungen sind jedoch gefühlte, also, altmodisch gesprochen, von der Seele wahrgenommene.<sup>176</sup> Alles, was der Mensch innerlich vollzieht, ist mit Sprache verknüpft, Fühlen wie Denken: „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache.“<sup>177</sup> Deshalb ist es auch nicht möglich, einem Kind die Sprache einfach Wort für Wort beizubringen,

---

<sup>169</sup> Ebd.

<sup>170</sup> Ebd.; hier geht es um den Namen des Schafs, vgl. ebd.

<sup>171</sup> Gaier 1988, 104.

<sup>172</sup> Ebd., 106.

<sup>173</sup> Vgl. ebd., 107-112.

<sup>174</sup> Ebd., 112.

<sup>175</sup> Vgl. Herder 1985, 725.

<sup>176</sup> Vgl. Taylor 2017, 342, 347.

<sup>177</sup> Herder 1985, 727.

damit es flüssig und richtig spricht. Dazu bedarf es der eigenen Verstandestätigkeit.<sup>178</sup> Für Herder ist die Sprache der Schlüssel zur Menschlichkeit, da „sich ohne sie keine seiner eigentlichen Kräfte äußern kann“<sup>179</sup>. Auch für Taylor ist Sprache der entscheidende Kulturschlüssel (s. Kap. 2).

So sehr die Entstehung der Sprache an instinktive Gefühlsäußerungen der Tiere erinnert, so vollkommen anders ist sie nach Herder doch tatsächlich. Denn durch die Sprache erlangt der Mensch ein Bewusstsein von dem, was er tut, und eine Freiheit zu entscheiden, was er tun will, die den Tieren ganz und gar fehlt. Hunde sind auf bestimmte Verhaltensweisen konditionierbar, genauso andere intelligente Säugetiere oder Vögel. Sie haben nach Herder „viele Worte und Befehle verstehen gelernt; aber nicht als Worte, sondern als Zeichen“<sup>180</sup>, oder, wie man heute eher sagen würde (da Worte ja Zeichen der Sprache sind und also nur von Sprachwesen verstanden werden können), als Signale. Denn nur sprachbegabte Wesen können einem bestimmten Gegenstand tatsächlich Merkmale zuschreiben, die ihn definieren, weil die Merkmale wiederum definitiv festgelegt sind. So kann ein Mensch zwischen einem Kreis und einem Dreieck unterscheiden, weil er über Definitionen der beiden Formen verfügt und die darin enthaltenen Merkmale zuordnen kann. Ein Tier vermag dies nicht. Eine Ratte kann auf ein Signal reagieren, dass ihr anzeigt, wo sie ihr Futter finden kann. Dieses Signal kann auch ein Dreieck sein. Sie kann es jedoch nicht *als* Dreieck wiedererkennen, dazu müsste sie über Sprache verfügen. Die Ratte reagiert also nicht deshalb angemessen, wenn sie an einem Ort, wo sich nach diesem Signal Futter befand, noch einmal Futter sucht, weil sie das Dreieck wiedererkennt. Sie hat lediglich die Erfahrung gespeichert, die mit diesem Signal zusammenhängt.<sup>181</sup> Nach Herder ist die Sprache das entscheidende Kriterium, das uns nach außen hin als *Homo sapiens* erkennbar werden lässt, so wie es die Vernunft innerlich vollbringt.<sup>182</sup>

Der wichtigste Sinn des Menschen ist für Herder das Gehör, da die Sprache hörend wahrgenommen wird. Das Ohr ist für ihn „*der erste Lehrmeister der Sprache*“<sup>183</sup>. Das Gehör ist für Herder „*der mittlere unter den Sinnen an Deutlichkeit und Klarheit*“, und also wiederum Sinn zur Sprache“<sup>184</sup>. Die präzisen Merkmale werden über das Sprechen und Hören vermittelt und geformt. Diese gehörten Merkmale bilden eine „*innere Sprache*“<sup>185</sup> aus, die das Sprechen ermöglicht und die Gefühle formt. Dabei ermöglicht das Ohr eine Klarheit, die von keinem anderen Sinn zu erbringen

---

<sup>178</sup> Vgl. ebd.

<sup>179</sup> Ebd., 728.

<sup>180</sup> Ebd., 732.

<sup>181</sup> Vgl. Taylor 2017, 22f.

<sup>182</sup> Vgl. Herder 1985, 732f.

<sup>183</sup> Ebd., 734.

<sup>184</sup> Ebd., 747.

<sup>185</sup> Ebd., 746.

ist nach Herder. Das Gesicht liefert derart viele Informationen, „*belle und überglänzend*“<sup>186</sup>, dass es für den Menschen unmöglich ist, die wichtigsten Merkmale, die er zur Wiedererkennung benötigt, abzusondern. Der Tastsinn hingegen bietet nur sehr verschwommene, ungenaue Informationen der Umwelt, sodass ebenfalls keine eindeutige Merkmalszuschreibung möglich ist. Das Ohr jedoch bietet genügend und entscheidende Merkmale zum Zweck der Erinnerung:<sup>187</sup> „Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte – Das ist Sinn der Sprache.“<sup>188</sup> So fragwürdig diese Erklärung heute anmuten mag, so steht doch außer Frage, dass das Erlernen einer Laut-Sprache im Normalfall an das Gehör gebunden ist, nicht an einen anderen Sinn.

Herder betont auch den engen Zusammenhang von genauer Sprache und Gefühlsleben. „Ein Volk, das seine Gefühle nicht viel und nicht scharf unterschied: Ein Volk, das nicht Herz genug hatte, sich auszudrücken [...] wird auch wegen Nuancen des Gefühls weniger verlegen sein, oder sich mit schleichenden Halbausdrücken behelfen.“<sup>189</sup> Außerdem beschreibt er, wie Abstrakta nicht ohne Gefühle und klare, eindeutige Merkmale geformt werden können. Abstrakta werden nicht dadurch abstrakt, dass sie verschwommen wären, sondern dadurch, dass man sie nicht als Dinge in der Welt finden kann, wie beispielsweise einen Baum. Sie brauchen jedoch als Daseinsberechtigung eine klare Definition, ebenso wie konkrete Dinge. Erst dadurch wird etwas wie „Gerechtigkeit“ tatsächlich umsetzbar, denn wie soll man etwas durchsetzen oder für etwas kämpfen können, wenn man nicht weiß, was es genau ist?<sup>190</sup> Deshalb ist auch die Formung verschiedenster Worte für das menschliche Leben von größter Bedeutung. Denn erst in einer genau definierten, aber ausufernd umfangreichen Sprachvielfalt, die sich nur durch vielfältige Worte umsetzen lässt, kann der Mensch wirklich ganz genau sagen, was er meint oder fühlt.<sup>191</sup>

Die Sprache ist nicht nur das Herausstellungsmerkmal des Menschen, sondern auch sein Antrieb für das Menschsein überhaupt. Nach Herder ist der Mensch „ein freidenkendes, tätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwürken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache“<sup>192</sup>. Darum *sei* er ein Geschöpf der Sprache. Will der Mensch sich entwickeln, so *muss er sprechen*. Um dies zu erläutern, greift Herder zunächst noch einmal auf die Unterscheidung von Mensch und Tier zurück. Im Vergleich zu den Tieren hat der Mensch wie gesagt auf den ersten Blick viele Nachteile. Er kommt hilflos auf die Welt und wird auch nach seinem Wachstum nie so geschützt sein wie andere

---

<sup>186</sup> Ebd., 747.

<sup>187</sup> Vgl. ebd., 747f.

<sup>188</sup> Ebd., 748.

<sup>189</sup> Ebd., 753.

<sup>190</sup> Vgl. ebd., 758f.

<sup>191</sup> Vgl. ebd., 752, 762f.

<sup>192</sup> Ebd., 769.

große Säugetiere. Das muss er jedoch auch gar nicht. Eben weil er nicht durch die Instinkte festgelegt ist, ist er frei und kann denken. Was dem Menschen möglich ist, ist nicht mit den Qualitäten der Tiere vergleichbar, da man nicht Äpfel mit Birnen vergleichen darf.<sup>193</sup> Des Menschen Fähigkeiten sind nach Herder einfach völlig andere, „sie waren, ohne Vergleichung und eigentliche Gegeneinandermessung *seine Art*“<sup>194</sup>. Jedes Tier ist in seinen Vermögen spezialisiert. Die Spezialisierung des Menschen auf Besonnenheit und Vernunft in der Sprache, ist sein inhaltliches Unspezialisiert-Sein. Die Semantik ist ihm freigestellt, festgelegt ist nur, dass wer denkt Merkwörter verwendet und sich damit sprachlich besinnt. Die Form ist festgelegt, der Inhalt ist frei. Auch wenn sich der Säugling nicht sofort besinnen kann, so besitzt er doch die Besonnenheit von Geburt an als Anlage,<sup>195</sup> es ist ihm ein „*inneres Dringnis*“<sup>196</sup> seine Sprache auszubilden. Wenn der Mensch also einen Instinkt besitzt, dann den zur Ausbildung der Sprache. Natürlich ist das „Wie“ dieses menschlichen Bedürfnisses nicht mit einem tierischen Bedürfnis, etwa nach Flucht bei Gefahr, vergleichbar. Aber die Stärke des Willens zur Sprache, kombiniert mit der dazugehörigen Disposition, lässt einen Vergleich sinnvoll erscheinen:

„Die ganze Natur stürmt auf den Menschen, um seine Sinne zu entwickeln, bis er Mensch sei. Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so *ist die ganze Kette von Zuständen in der menschlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet,*“<sup>197</sup>.

Auch Tiere können sich an eine Bestrafung durch den Menschen, eine gute Stelle zur Jagd oder ähnliches erinnern.<sup>198</sup> Was ihren Erinnerungen fehlt, ist jedoch das, was dem Menschen das Denken ermöglicht: Deutlichkeit, Abkopplung der Sinnlichkeit, Allgemeinheit, Reflexion. Tiere können keine allgemeinen, zusammenhängenden, zueinander passenden Überlegungen anstellen, sie können ihre Erinnerungen nicht denkend verbinden,<sup>199</sup> sie verfügen nur über punktuelle, „ohne ein Hauptgesetz des hellen Wachens“<sup>200</sup>. Erst durch die von der Sprache hervorgebrachte Besonnenheit wird dies möglich. Da jede seiner Erfahrungen verarbeitet wird, lebt der Mensch in dauernder „Progression“<sup>201</sup>, er kann gar nicht anders, die Besonnenheit lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Kette seiner Gedanken wird immer länger und ausufernder, und damit auch die Kette der Worte. Nichts ist für den Menschen unaussprechlich. Natürlich ist es ihm nicht in jeder

---

<sup>193</sup> Vgl. ebd., 769f.

<sup>194</sup> Ebd., 770.

<sup>195</sup> Vgl. ebd., 771.

<sup>196</sup> Ebd.

<sup>197</sup> Ebd.

<sup>198</sup> Obwohl sie natürlich nicht wissen können, dass es eine Bestrafung oder ein Erfolg war, dazu benötigten sie Sprache, Moral, etc. Aber ein Schmerz- oder Belohnungs-Gedächtnis im Zusammenhang mit einem bestimmten Verhalten ist erkennbar.

<sup>199</sup> Vgl. Herder 1985, 772.

<sup>200</sup> Ebd.

<sup>201</sup> Ebd., 773.

Situation sofort gegeben, die richtigen Worte für seine Empfindungen oder Gedanken zu finden, aber er ist prinzipiell dazu in der Lage, sie zu finden.<sup>202</sup> Laut Herder ist es so, dass „*kein Zustand in der menschlichen Seele sei, der nicht wortfähig oder wirklich durch Worte der Seele bestimmt werde*“<sup>203</sup>. Zur Kultivierung seiner Sprachkraft, die zwar als Anlage vorhanden, aber noch entwickelt werden muss, sollte der Mensch deshalb viel hören und sehen. Denn erst so kann er neue Merkmale entdecken und ausdrücken lernen. Dadurch erlangt er einen umfangreicheren Wortschatz. „Je *mehr* er *unterscheidet* und *unter einander ordnet*, desto *ordentlicher* wird seine Sprache!“<sup>204</sup> Durch seine genaue Gabe der Unterscheidung kann der Mensch so viel Wissen sammeln, dass er dadurch sich und seine Gemeinschaft schützen kann.<sup>205</sup> Der Mensch muss Teil einer solchen Gemeinschaft sein, denn nur dort kann er als Kind gedeihen und ebenso sein Sprachvermögen.<sup>206</sup> Die Entwicklung der Sprache geht jedoch auch bei den Erwachsenen stets und stetig weiter. Denn „sie muß sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, in jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt“<sup>207</sup>. Was hervorsteht, ist Herders Begeisterung von der Art des Menschen:

„Jedes [Geschöpf] treibt immer eine große oder kleine Welle: jedes verändert den Zustand der *einzelnen* Seele, mithin das *Ganze* dieser Zustände; wirkt immer *auf andre*; verändert auch *in diesen etwas* – der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.“<sup>208</sup>

Was hat Herder also geleistet? Jürgen Trabant weist auf die Besonderheit des herderschen Projekts in seiner Zeit hin. Nach ihm ist Herders Sprachphilosophie „in vielerlei Hinsicht ein Neuansatz [...]: eben eine *Philosophie der Sprache*“<sup>209</sup>. Im Gegensatz zu vielen philosophischen Vorläufern oder Zeitgenossen Herders, die sich ebenfalls mit der Sprache beschäftigten, behandelte Herder *ausschließlich* die Sprache. Diese Fokussierung war etwas absolut Neues. Denker wie John Locke, Giambattista Vico oder Étienne Bonnot de Condillac betrachteten die Sprache jeweils nur in einem für sie bedeutsamen *Zusammenhang mit etwas anderem*. Erst bei Herder wurde die Sprache zum „Organ der Weltbewältigung“<sup>210</sup>, meint Gaier. Außerdem emanzipierte sich Herder von der Zweckgebundenheit der Spracherforschung. Rein empirisches Vorgehen lag ihm fern, es hätte nach ihm lediglich der Geschichtsforschung gedient. Herder versuchte ja gerade, die Sprache nie als bloßes Mittel zur Erklärung eines anderen Zwecks zu benutzen, sondern sie und ihre

---

<sup>202</sup> Vgl. ebd., 774.

<sup>203</sup> Ebd.

<sup>204</sup> Ebd., 776.

<sup>205</sup> Vgl. ebd., 776f.

<sup>206</sup> Vgl. ebd., 783ff.

<sup>207</sup> Ebd., 793.

<sup>208</sup> Ebd., 800.

<sup>209</sup> Trabant 2006a, 247.

<sup>210</sup> Gaier 1996, 229.

Erforschung als *Zweck an sich* zu sehen.<sup>211</sup> „Das Sprechen über die Sprache wird eben tatsächlich *Sprach-Philosophie*, d. h. eine philosophische Reflexion der Sprache als solcher“<sup>212</sup>, so Trabant. Die Erforschung der Sprache war für Herder gleichbedeutend mit Anthropologie, also dem Kennenlernen des Menschen. Daher konnte man die Vernunft auch nicht sprachfrei oder sprachunabhängig deuten, so wie es Hegel, Kant und Condillac taten, indem sie die *reine* Vernunft als höchste Form des Menschseins ansahen, die die (im Wertekanon) untergeordnete Sprache hinter sich lassen muss um ideal sein zu können.<sup>213</sup> „Die *Sprachlichkeit der Vernunft* macht Herders Anthropologie tatsächlich zu einer Philosophie der *Sprache*“<sup>214</sup>, kommentiert Trabant. Darin wird Humboldt ihm nachfolgen, denn auch sein „Geist“ [...] verbleibt (fast) völlig im Bereich des Sprachlichen<sup>215</sup>. „Es geht [Herder] um die Sprachlichkeit des Denkens bzw. genauer: um die *Gedankenhaftigkeit* des Sprechens – modern würden wir sagen: um das *Kognitive* der Sprache [...].“<sup>216</sup> Dies ist der entscheidende Unterschied zu allen „Tiersprachen“, die, wie oben bereits beschrieben, nur der Kommunikation dienen. Außerdem ist diese Veranlagung des Menschen zur Kognition unmittelbar mit seiner Besonnenheit verknüpft.<sup>217</sup>

„Und dieses *kognitive* Bedürfnis [...] schafft den *Gedanken*, der gleichzeitig die Sprache ist. Sprache entsteht als spezifisch menschliche nur aus der *semantisch-kognitiven* Beziehung zur Welt, und – und das ist das entscheidend Neue bei Herder – *der Gedanke ist das Wort*.“<sup>218</sup>

Damit widerspricht Herder radikal der oben beschriebenen traditionell-aristotelischen Auffassung von Sprache. Für Herder war bereits jedes gedankliche Konzept sprachlich, Gedanken und Sprache sind nicht voneinander trennbar, diese Vorstellung ist im wahrsten Sinne des Wortes nicht *denkbar*. Auch nach Herder dient die Stimme der Kommunikation, Stimme und Sprache sind jedoch radikal verschieden, Sprache bedeutet innere Gedanklichkeit, Stimme bedeutet tönender Ausdruck dieses bereits innerlich Gehörten bzw. Hörbaren.<sup>219</sup> „Dies ist eine (fast) der gesamten europäischen Sprachreflexion zuwiderlaufende Auffassung von Sprache als eines *inneren, kognitiven* Ereignisses – statt eines äußeren, kommunikativen.“<sup>220</sup> Es geht nicht um eine innere Stimme, ein In-sich-Hineinhören, sondern um Sprache als Denken, um Kognition der Sprache,<sup>221</sup> um „*Gedanklichkeit*

---

<sup>211</sup> Vgl. Trabant 2006a, 248.

<sup>212</sup> Ebd.

<sup>213</sup> Vgl. ebd., 248f.

<sup>214</sup> Ebd., 249.

<sup>215</sup> Ebd., vgl. ebd., FN 4.

<sup>216</sup> Ebd., 251.

<sup>217</sup> Vgl. ebd., 252.

<sup>218</sup> Ebd.

<sup>219</sup> Vgl. ebd., 252f.

<sup>220</sup> Ebd., 253.

<sup>221</sup> Vgl. ebd.

*der Sprache*<sup>222</sup>. Jedoch muss der Mensch diese seine Disposition kultivieren. Er besitzt die Anlage zur Sprache, muss sie jedoch in Konfrontation mit seiner Umwelt auszubilden lernen. Erst in diesem Kontakt kann er ja, wenn er hört und sieht, innere Merkworte ausbilden und damit die Voraussetzung der Sprache, die Besonnenheit, erfüllen. Diese Umwelt ist jedoch nicht notwendigerweise menschlich. Die Entstehung der Sprache ist bei Herder in dem Sinne monologisch, als dass sie auch ein einzelner Mensch, rein gedanklich, ausbilden kann. Dazu braucht er lediglich die Gelegenheit zur Sammlung und Formulierung von Merkworten. Dies ist kein dialogischer, kommunikativer Akt. Er kann es sein, muss es aber nicht. Auch ganz auf sich gestellt müsste sich der Mensch Sprache erfinden, wie Herder betont.<sup>223</sup> Da der Mensch jedoch vor allem hörend die Welt erfasst, ist das Zuhören auch nicht völlig nebensächlich. Das Sprechen ist dem sprachlichen Denken nicht untergeordnet, wie Noam Chomsky laut Trabant meint,<sup>224</sup> sondern arteigen. Bereits das innere Sprechen ist laut Herder ein Dialog. „Das erste *Merkmal*, was ich erfasse, ist *Merkwort* für mich, und *Mitteilungswort* für andre!“<sup>225</sup> Die Sprache formt sich also bereits im inneren Monolog, der jedoch bereits wie ein Dialog, ein Hin und Her, angelegt ist. Sie ist jedoch auf Mitteilung, auf Kommunikation ausgelegt.<sup>226</sup> Der zunächst innere Dialog soll auch ein äußerer werden, damit alle Sphären des Sprachlichen optimal genutzt werden können.

## 1.2 Wilhelm von Humboldt: Sprache als Weltansicht

Wilhelm von Humboldt (1767-1835) ist für Charles Taylor einer der „wichtigsten Theoretiker, auf die ich mich stütze [...]“<sup>227</sup>. Um Taylors Sprachphilosophie durchdringen zu können, ist es daher wichtig, Humboldts Sicht auf den Zusammenhang von Sprache und Weltdeutung in Grundzügen zu kennen. Neben Herder war Humboldt einer der Begründer der von Taylor sogenannten Konstitutionstheorie der Sprache. Er glaubt an eine transformative Kraft, die ihr innewohnt und die Welt verändert, und betonte als einer der ersten das enge Verhältnis von Sprache und Denken. Damit steht er in Herders Tradition und legte wie sein Vorgänger einen Grundstein für das taylorische Sprachdenken.

Humboldts Sprachphilosophie entspringt einem grundlegenden anthropologischen Interesse und politischem Erfahrungsreichtum. Er beschäftigte sich sowohl mit den Verschiedenheiten vieler Länder und der Sprachen ihrer Bewohner als auch mit ästhetischen Überlegungen zu Goethes

---

<sup>222</sup> Ebd.

<sup>223</sup> Vgl. ebd., 254, vgl. ebenso Herder 1985, 725.

<sup>224</sup> Vgl. Trabant 2006a, 257.

<sup>225</sup> Herder 1985, 733.

<sup>226</sup> Vgl. Trabant 2006a, 257f.

<sup>227</sup> Taylor 2017, 7.



Werk.<sup>228</sup> Zur gleichen Zeit als sein Bruder Alexander aufmerksam (Süd-)Amerika erforschte und damit die Erkundung fremder Länder in die Moderne führte, revolutionierte Wilhelm die Sprachwissenschaft. Obwohl er den europäischen Kontinent nie verlassen hat, war er eine Art europäischer Mithridates,<sup>229</sup> der, mithilfe von Materialien, die sein Bruder ihm aus Amerika schickte oder Dokumenten, die der Jesuit Lorenzo Hervás gesammelt hatte, über zwanzig Sprachen erlernte, darunter Ägyptisch, Chinesisch, Sanskrit und Baskisch. Laut Alexander war es so, so formuliert es Trabant, dass Wilhelm von Humboldt „am Ende seines Lebens vermutlich der europäische Mensch war, der den größten Einblick in die Sprachen der Welt hatte“<sup>230</sup>. Die italienische Philosophin Donatella di Cesare meint:

„Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung könnte es scheinen, als sei Sprache nur eines von vielen Gebieten, auf die Humboldts Denken sich erstreckt; doch in Wahrheit bezeichnet sie den Mittelpunkt, auf den alle seine Untersuchungen als auf ihr Telos zusammenlaufen und innerhalb dessen Humboldts Philosophie zu ihrer endgültigen Gestalt findet. So gesehen ist der Übergang zur Sprachphilosophie nicht zufällig, er ist nicht von der Entscheidung für eine unter den möglichen Formen des Geistes bestimmt, vielmehr erweist sich für Humboldt die Sprache als die Form des menschlichen Geistes schlechthin.“<sup>231</sup>

Er kritisierte die zwar naheliegende, aber auch sehr eingeschränkte Sicht der Sprache als ausschließliches Mittel der Verständigung. Dieses instrumentelle Denken wies er zurück. Sprache war für ihn kein Instrument, sondern ein Organ. Sprache ist nicht ein bloßes Zeichensystem zur Kommunikation und sozialem Austausch, vielmehr entspricht sie dem Bedürfnis des Menschen, seine Welt durch Laute zu formen. Damit ist sie so etwas wie ein Organ, das im Menschen liegend nicht von ihm und seinen Gedanken trennbar ist.<sup>232</sup> Denken bedeutete auch für Humboldt Reflexion. Es war nach Humboldt das Anhalten des Bewusstseinsstroms durch gezieltes Herausgreifen eines Aspekts. Dadurch wird sowohl eine Ausrichtung des Gedachten ermöglicht als auch eine Kategorisierung und Zuordnung einzelner Gedanken zu bestimmten Inhaltseinheiten des Denkens. (Die Parallele zu Herders „Besonnenheit“ ist offensichtlich.) Das Schnüren dieser Pakete ist jedoch nur durch sprachliche Zuordnung möglich. „Die Sprache beginnt

---

<sup>228</sup> Vgl. z.B. *Versuch einer Analyse der Mexikanischen Sprache* (1821), *Über die Sprachen der Südseeinseln* (1827), *Ästhetische Versuche. Theil 1. Über Goethe's Hermann und Dorothea* (1799) plus vieler Schriften zu allgemeinen Einsichten in die Sprache, vgl. dazu Böhler 2014, 218ff., 226ff.

<sup>229</sup> König von Pontus, geboren im 2. Jh. v. Chr., war nicht nur ein hartnäckiger Gegner des römischen Imperiums, sondern ebenfalls ein Sprachtalent, das angeblich über 20 Sprachen beherrschte (Vgl. Trabant 2006b, 9).

<sup>230</sup> Trabant 2006b, 262, vgl. ebd.

<sup>231</sup> Di Cesare 1996, 276, 278.

<sup>232</sup> Vgl. ebd., 278f.; auch für Trabant steht fest, dass für Humboldt kein Zweifel bestand, dass Sprechen Denken ist (vgl. Trabant 2006b, 261).

daher unmittelbar und sogleich mit dem ersten Act der Reflexion, und so wie der Mensch aus der Dumpfheit der Begierde, in welcher das Subject das Object verschlingt, zum Selbstbewusstseyn erwacht, so ist auch das Wort da [...].<sup>233</sup> Hier sind gleich zwei Dinge erstaunlich und fortschrittlich für das 18. Jahrhundert. Erstens: Denken ist immer schon Sprache.<sup>234</sup> Zweitens: das Selbstbewusstsein des Menschen entsteht mit dem Wort. Erst in der Sprache wird der Mensch Subjekt. Und dies liegt daran, dass „niemand, ausser dem Menschen, seine Mitgeschöpfe zum Verstehen durch Mitdenken, sondern höchstens zum Handeln durch Mitempfinden einladet“<sup>235</sup>. Dies vermag er jedoch nur durch die Sprache, denn ohne Sprache ist auch keine Lenkung der Gedanken zu einem Thema hin möglich, die das Mitdenken erst ermöglicht. Humboldt betonte auch den engen Zusammenhang zwischen Sprache und Einstellung. Für ihn ist die Sprache „der Odem, die Seele der Nation selbst“<sup>236</sup>, „da nur in der Sprache sich der ganze Charakter ausprägt“<sup>237</sup>. Nicht nur Alexander, sondern auch Wilhelm von Humboldt profitierte in seiner Forschung massiv von seinen Reisen. Erst die erfahrenen Verschiedenheiten ließen ihn über Gemeinsamkeiten der Sprache und der Sprachen nachdenken. Die baskische Sprache war so verschieden von allen Sprachen, die er vor seiner Reise kannte, dass eine Reflexion über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu anderen Nationalsprachen angemessen schien.<sup>238</sup> Für Humboldt war jede Sprache eine „Absicht der Weltanordnung“<sup>239</sup>. Die „Vielheit der Sprachen“ entsprach für ihn einer „Mannigfaltigkeit intellectueller Formen“<sup>240</sup>. Sie ist noch mehr als der „Charakter der Nation“<sup>241</sup>. Da aber jede Einzelsprache von den anderen verschieden ist, ist auch das Denken in jeder Sprache ein spezielles. Daher ist eine Sprache immer auch eine bestimmte „Weltansicht“<sup>242</sup>. Diese Weltansicht schlägt sich in der Gesellschaft nieder, denn, so Trabant, auch „das Politische ist ein ‚unabänderliches‘ Element der theoretischen Weltaneignung“<sup>243</sup>. Taylor beschreibt in seinem Buch *Das sprachbegabte Tier* dazu passend, dass ein Perser, als Reisender im antiken Griechenland, Probleme gehabt hätte, sich zurechtzufinden. Worte wie *iségoria* und *isonomia* (gleiche Freiheit der

---

<sup>233</sup> Humboldt 1907, VII: 581f.

<sup>234</sup> Für Jürgen Trabant stellt Humboldts Sprachforschung einen „Aufbruch in eine moderne Sprachwissenschaft“ dar und damit auch in die Moderne. „Sprache ist also nicht nur Denken, sondern der Gedanke ist *gleichzeitig* die Stimme (*conceptus + vox*). Diese synthetische *Einheit* von materiellem Wort und Bedeutung ist der Kern der europäischen Intuition von der Einheit von Sprechen und Denken, die hier ihre klassische Formulierung findet.“ (Trabant 2006b, 261, 263.) Wie die Einheit von Wort und Bedeutung im 20. Jahrhundert angegriffen wurde, wird in Teil II der vorliegenden Arbeit beschrieben.

<sup>235</sup> Humboldt 1907, VII: 583.

<sup>236</sup> Humboldt 1904, III: 166.

<sup>237</sup> Ebd.

<sup>238</sup> Vgl. Trabant 2006b, 260f.

<sup>239</sup> Humboldt 1907, VII: 621.

<sup>240</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>241</sup> Ebd., 625.

<sup>242</sup> Ebd., 60, vgl. ebd.

<sup>243</sup> Trabant 2012, 26.

Rede und Gleichheit der Rechte<sup>244</sup>) wären nämlich nicht in seine Sprache übersetzbar, weil es diese Idee in seiner Welt noch gar nicht gab.

Auch Humboldt betonte, wie später Taylor, die konstitutive Abhängigkeit von Wort und Gedanke: „Die Sprache ist nichts anders, als das Complement des Denkens, das Bestreben, die äusseren Eindrücke und die noch dunkeln inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, und diese zu Erzeugung neuer Begriffe mit einander zu verbinden.“<sup>245</sup> Denken ohne Sprache ist unmöglich.<sup>246</sup> Die Verbindung zu Taylors Definition von der Konstitutionstheorie ist klar erkennbar. Sie „vermittelt uns ein Bild, wonach die Sprache neue Zwecksetzungen, neue Verhaltensebenen, neue Bedeutungen ermöglicht und daher nicht im Rahmen eines sprachunabhängig aufgefaßten Bilds vom menschlichen Leben erklärt werden kann“<sup>247</sup>, so Taylor. Da es stets Menschen sind, die sprechen, ist auch Sprache ohne Subjekt, also auch ohne Subjektivität, unmöglich. Auch ein objektiv vertretener Standpunkt ist der von einem Subjekt (subjektiv) so eingeschätzte.<sup>248</sup>

Das Wort bildet nach Humboldt eine Zwischenposition von „Bild“ und „Andeutung“. Spricht jemand das Wort „Kerze“ aus, hat jeder eine eigene Vorstellung von diesem Begriff. Es ist aber weder ein bei allen gleich aussehendes, noch bei jedem ein völlig verschiedenes Bild. Objektives Bild kann es nicht sein, denn dazu müsste ein Idealbild, eine Art platonische Idee, vorliegen, das alle kennen. Die Vorstellung, die wir von einem Begriff haben, orientiert sich jedoch an der individuellen Erfahrung und Erinnerung, vielleicht auch an einem Wunsch o.Ä., und muss daher zwingend verschieden sein. Bloße Andeutung darf es hingegen nicht bleiben, da Verständigung sonst sehr umständlich bis unmöglich wäre, Sprache zum Teil willkürlich. Es gibt feste Bestandteile, die zwingend zur Vorstellung einer Kerze gehören: ein Gebilde aus Wachs, mit einem Docht und (in Gebrauch) mit einer Flamme. Allerdings ist das Phantasiebild einer Kerze den Menschen derart vertraut, dass auch ein Körper aus Holz mit einer Metallflamme als Kerzenimitation erkannt werden kann. Dieses Bild ist erweiterbar, aber nicht beliebig. Es gibt Grauzonen des Erkennens, aber auch eindeutiges Schwarz (das ist keine Kerze mehr) und Weiß (das ist eindeutig für jeden eine Kerze). Es gibt nicht-optionale Merkmale einer Kerze, die zu berücksichtigen sind. Doch allein daran, wie schwer die Eingrenzung eines Begriffs auf ein bestimmtes Aussehen eines Gegenstands

---

<sup>244</sup> Vgl. Taylor 2017, 532.

<sup>245</sup> Humboldt 1904, III: 168.

<sup>246</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 53.

<sup>247</sup> Taylor 2017, 14. Dies bedeutet, dass „Menschsein“ und „Sprache besitzen“ nicht voneinander trennbar sind und bspw. die Rahmentheorie bereits in ihrem davon unterschiedenen Erklärungsansatz einen entscheidenden Fehler macht.

<sup>248</sup> Vgl. Humboldt 1904, III: 168f.

fällt, zeigt, wie komplex es sein kann, Sprache zu erklären.<sup>249</sup> Das ist aber kein Problem für uns, denn:

„Wer das Wort Wolke ausspricht, denkt sich weder die Definition, noch ein bestimmtes Bild dieser Naturerscheinung. Alle verschiedenen Begriffe und Bilder derselben, alle Empfindungen, die sich an ihre Wahrnehmung anreihen, alles endlich, was nur irgend mit ihr in und ausser uns in Verbindung steht, kann sich auf einmal dem Geiste darstellen, und läuft keine Gefahr, sich zu verwirren, weil der Eine Schall es heftet und zusammenhält.“<sup>250</sup>

Hier wird bereits deutlich, welche Schwierigkeiten es bereiten kann, die eigene Vorstellung für ein Gegenüber transparent werden zu lassen. Andererseits wird auch betont, dass, solange wir dasselbe Wort benutzen, wir durch den Begriff so abgesichert sind, dass es uns nicht passieren kann, dass wir *völlig* aneinander vorbeireden. Diese Sicherheit fällt weg, wenn wir ein Wort übersetzen möchten, da „die Wörter verschiedener Sprachen nicht vollkommene Synonyma sind“<sup>251</sup>. Da dies bereits für Objekte gilt, ist leicht verständlich, dass es für sinnlich nicht Fassbares, Gefühle und Gedanken, umso mehr zutrifft. Was ich fühle und wie ich denke, ist ja schon in der eigenen Sprache oft schwer zu vermitteln. Auch diese Art des Sich-Verständlichmachens ist ja eine Art des Übersetzens. Es ist so schwierig, weil die Vorstellungen, die beispielsweise mit Freundschaft verbunden sind, so komplex, vielschichtig und individuell sind, dass sie sich nie gänzlich, 1:1, in die Vorstellung des anderen übertragen lassen.

„Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse, können von noch mehr verschiedenen Seiten gefasst und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigne Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen.“<sup>252</sup>

Trotzdem müssen wir es, so gut es geht, versuchen. Uns verständlich zu machen, vor allem in Bezug auf unsere individuelle Ausdrücklichkeit, ist für den Menschen unabdingbar. Taylor zitiert Humboldt, der der Ansicht war, dass es ein Bestreben des Menschen ist, ein „Trieb“<sup>253</sup>, wie Taylor zitiert, „alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen“<sup>254</sup>. Daher ist auch das Gespräch nach Taylor „der vorrangige Ort der Sprache“<sup>255</sup>.

---

<sup>249</sup> Vgl. ebd., 169, Humboldt wählt das Beispiel einer Wolke, vgl. das folgende Zitat.

<sup>250</sup> Ebd.

<sup>251</sup> Ebd., 170.

<sup>252</sup> Ebd.

<sup>253</sup> Humboldt 1907, VII: 177, vgl. Taylor 2017, 54.

<sup>254</sup> Humboldt 1907, VII: 177, vgl. Taylor 2017, 54.

<sup>255</sup> Taylor 2017, 101.

Dies vermag sie, da sie ein (Musik-)Instrument ist, „das für die weiteste Tonleiter der Empfindungen besaitet ist, und indem es nur dem Geist und dem Gefühle zu folgen scheint, beiden erst die rechten Bahnen anweist, und ihnen die Flügel leiht, sie zu verfolgen“<sup>256</sup>. Sprache formt und ordnet die Gefühle also durch die Begriffe und Beschreibungen so, dass sie zum Teil erst eindeutig werden oder eindeutig wird, wie wir mit ihnen umgehen sollten. (Wer starke Schmerzen hat, benötigt keinen Begriff, um zu wissen, dass er sie hat. Aber erst durch die begriffliche Einordnung in frühere Schmerzerfahrungen und Handlungsoptionen kann er konstruktiv mit dem Gefühl umgehen.) Erst in dieser Transparenz wird der Mensch im angemessenen Sinne handlungsfähig, denn natürlich konnte er auch bereits seinen verschwommenen Zielen und Absichten handelnd folgen, aber in eine unbestimmte Richtung. Wer Herr der eigenen Vorstellungskraft und damit auch Lebensgestaltung sein will, muss sich artikulieren, sprechen. Außerdem zeigte Humboldt hier, dass es keineswegs so ist, dass die Sprache blind den Gefühlen hinterherläuft, sondern dass vielmehr erst die Sprache ein komplexes Gefühl in Gänze *ausbilden* kann.

Die Einsicht, „die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung“<sup>257</sup>, war neu. Die Sprache verlangt laut Humboldt nach einem „Zweiheitsplural“<sup>258</sup>. Denn erst im Zwiegespräch können die tiefsten Gefühlsregungen entstehen, die der Mensch haben kann. Freundschaft und Liebe werden erst durch Sprache ermöglicht.<sup>259</sup> „Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.“<sup>260</sup> Sprache ist also bei typisch menschlichen Phänomenen wie Sinnsuche, -definition und -verfolgung unentbehrlich, erst durch sie können wir etwas in der Formulierung als Ziel erkennen.

Humboldt unterstrich ebenso wie Herder die Abhängigkeit von Geist und Sprache. Schon das Denken ist sprachlich, also sind Gedanke und Wort untrennbar miteinander verbunden. Dies gilt nach ihm auch und gerade für unterschiedliche Nationen, da die Sprachen nur deshalb verschiedene sind, weil es die Denkweisen der Völker sind.<sup>261</sup> Dies knüpfte an die Einsicht an, dass sich einzelne Wörter oder gar ganze Wortschätze nicht einfach von einer Sprache in die andere übersetzen lassen: „Unter allen Aeusserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen.“<sup>262</sup> Wenn also die Sprache den gesamten Charakter eines Menschen widerspiegelt, wie er redet und welche Wörter er benutzt, wie er davon welche betont, dann zeigt sie sein Innerstes.

---

<sup>256</sup> Humboldt 1907, VII: 625.

<sup>257</sup> Humboldt 1907, VI: 23.

<sup>258</sup> Ebd., 22.

<sup>259</sup> Vgl. ebd., 27.

<sup>260</sup> Ebd., 26.

<sup>261</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 43.

<sup>262</sup> Ebd., 43.

Da es jedoch völlig verschiedene Grundbausteine, also Sprachen gibt, ist leicht vorstellbar, dass dieses Fundament entscheidend dafür ist, worüber ich in meiner eigenen Ausdrucksfähigkeit verfügen kann. Dies wiederum beeinflusst mein Denken. Jedoch ist dieses Fundament nicht aus Beton gegossen. Es ist ständig im Wandel begriffen:

„Sie [die Sprache] selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). [...] Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.“<sup>263</sup>

Ergon und Energeia, die beiden Schlüsselbegriffe der humboldtschen Sprachtheorie, beziehen sich also auf die unabdingbare Verknüpfung von Denken und Sagen. Da Gedanke und Sprache so eng miteinander verzahnt sind, sich die Sprache also auf den Geist und der Geist auf die Sprache auswirkt, die Gedanken jedoch ständig im Wandel begriffen sind, gilt dasselbe auch für die Sprache. Der Begriff der Aufklärung wäre beispielsweise ohne die dazugehörigen Gedanken nicht möglich gewesen, jedoch beeinflusst und verstärkt auch dieses Wort die aufklärerischen Gedanken.<sup>264</sup> Taylor meint: „Dieses Wort stellt sich aber nicht erst *nach* diesem Wandel ein, sondern es trägt selbst dazu bei, diese Veränderung herbeizuführen.“<sup>265</sup> Die Sprache als Tätigkeit zu definieren ist bezeichnend für Humboldts Einschätzung der Sprache als „Arbeit des Geistes“<sup>266</sup>. Natürlich fußt diese Veränderung in der Beurteilung der Sprache aber auf der bereits vorhandenen Grammatik und dem dazugehörigen Wortschatz. Erfände sich jeder bei einem neuen Gedanken eine neue Sprache, zerstörte dies den Dualis (den oben erwähnten Zweiheitsplural von Denken und Sprechen) und damit jede Form der Verständigung. Da aber Sprache erst im Austausch in Gänze entfaltet werden kann, ist es wichtig, dass die Neuerungen nur „umgestaltend“ wirken, nicht „rein erzeugend“<sup>267</sup>.

Humboldt erkennt beim Menschen einen „Drang“, der „dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft“<sup>268</sup>. Das hängt damit zusammen, dass die Sprache eines Menschen *die* Möglichkeit seiner Individualisierung sein kann: „Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt.“<sup>269</sup> Dies ist bedeutsam, denn: „Die Sprache ist das bildende Organ des

---

<sup>263</sup> Ebd., 46.

<sup>264</sup> Charles Taylors Ansicht nach, kann ich als Mensch überhaupt erst dann nach etwas streben und in Handlungen zu verwirklichen suchen, wenn ich es auch zu artikulieren vermag, zumindest, wenn es nicht nur ein rein biologisches Streben ist (Vgl. Taylor 2017, 180).

<sup>265</sup> Ebd., 536.

<sup>266</sup> Humboldt 1907, VII: 46.

<sup>267</sup> Beide Zitate ebd., 47.

<sup>268</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>269</sup> Ebd., 51.

Gedanken. [...] Sie [die intellektuelle Tätigkeit] und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander.<sup>270</sup> Die individuelle Art des Sprechens vermag es erst, unseren Gedanken Deutlichkeit und Kontur zu geben.<sup>271</sup> Andererseits bildet sie auch erst die Gedanken. Was wir wie sagen ist also entscheidend dafür, was wir wie denken. Diese Gedanken beeinflussen wiederum unser Streben und Handeln und somit auch zum Teil den Weg, den unser Leben geht.

Unsere Sprache und unsere Gedanken haben also nach Humboldt das Potential, die Wegweiser unseres Lebensverlaufs zu sein. Dazu noch einmal der Sprachforscher: „Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft.“<sup>272</sup> „Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nemlichen Sprachkraft.“<sup>273</sup> „Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt.“<sup>274</sup> Nach Humboldt vermittelt eine bestimmte Sprache auch immer eine bestimmte Form von Subjektivität, so ist jede Sprache auch immer „eine eigenthümliche Weltansicht“<sup>275</sup>. Dieser Begriff soll nicht eine allgemeine Weltanschauung, z.B. eine politische, sondern eine bestimmte Sicht auf einen Ausschnitt der Welt, aus einem individuellen Blickwinkel, situativ gebunden, beschreiben.

Durch den humboldtschen Ausspruch „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache“<sup>276</sup> ist nach Jürgen Trabant „die Sprache zu einem der wichtigsten Gegenstände menschlicher Reflexion – und folglich menschlicher Rede“<sup>277</sup> geworden. Damit möchte Humboldt zweierlei sagen. Erstens: Es gab keine schrittweise Entwicklung der Sprache im Menschengeschlecht, vielmehr gab es mit dem Menschen auch den „Sprung“ zur Sprache hin. Diese Ansicht ist bis heute „nicht gänzlich widerlegt“<sup>278</sup>. Zweitens: Nur der Mensch hat Sprache und nur durch diesen Sprach-Besitz wird er auch Mensch. Diese Überzeugung teilt Humboldt postum mit aktuellen Erkenntnissen der Evolutionsbiologie<sup>279</sup> und mit Taylors Sicht auf die Sprache als einzig menschliche Fähigkeit. Die Anlage zur Sprache ist seine Gabe, ihr sprechender Vollzug seine „Auf-Gabe“<sup>280</sup>. Ohne die kognitive Geistesarbeit ist diese Aufgabe aber nicht lösbar. Durch diese Verbindung ist dem

---

<sup>270</sup> Ebd., 53; Donatella di Cesare erklärt das „bildende Organ des Gedanken“ folgendermaßen: „Das soll heißen, daß es ohne das Wort keinen Begriff und genaugenommen auch keinen Gegenstand gibt, denn der Gegenstand erhält für den Menschen objektive Bestimmtheit nur als Begriff.“ (Di Cesare 1996, 280)

<sup>271</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 53.

<sup>272</sup> Ebd., 53.

<sup>273</sup> Ebd., 56.

<sup>274</sup> Ebd., 60.

<sup>275</sup> Ebd.

<sup>276</sup> Humboldt 1905, IV: 15, vgl. Trabant 2009, 7.

<sup>277</sup> Trabant 2009, 7.

<sup>278</sup> Ebd., 9.

<sup>279</sup> Vgl. ebd.

<sup>280</sup> Ebd., 10.

Menschen möglich, was dem Tier versagt bleibt: das sprachliche Einverleiben der Welt. Die unüberwindliche Paarung von Kognition und Sprache ermöglicht es ihm, neugierig zu sein und die Welt durch eigene Zielsetzungen kennenzulernen. Dieser speziellen Veranlagung wird er jedoch nur im Austausch mit anderen gerecht, er benötigt zur vollständigen Entwicklung und Kultivierung der Sprache das Gegenüber. Erst durch das durch die Sprache ermöglichte Sich-in-den-Anderen-Hineinversetzen konnte der Mensch evolutionär so erfolgreich sein. Mit jemand anderem mitzudenken, das vermag nur der Mensch. Deshalb kann er sich nicht nur emotional, sondern auch kognitiv wie kein anderes Tier in seine Artgenossen hineinversetzen.<sup>281</sup> Der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Tier ist die Sprache.<sup>282</sup>

Die von Humboldt als einem der ersten erkannte Synonymität von Sprechen und Denken ist ein „Aufbruch in die Moderne“<sup>283</sup>. Das vergleichende Sprachstudium brachte ihn zu der Einsicht, dass wir über den historischen Ursprung der Sprache nichts herausfinden können. Jedoch können wir jeden Tag, sprechend, verstehen, wie die Sprache entsteht.

Die *energeia*, die Entstehung der Sprache im Vollzug, ist der Teil der Sprach-Entstehung, der für uns zugänglich und relevant ist. *Energeia* bedeutet aber: Gleichzeitigkeit von Laut und Gedanke.

„Sie ist die Produktion des Denkens in einer Vermählung von Sinnlichkeit und Verstand, bei der ‚Mund und Gesellschaft‘ aber integrale Bestandteile des Urwortes – d.h. jedes Wortes – sind. Sprache ist also nicht nur Denken, sondern der Gedanke ist *gleichzeitig* die Stimme (*conceptus + vox*).“<sup>284</sup>

Erst mit dem Hören einer anderen Stimme ist der Vorgang des eigenen Denkens und Sprechens wirklich abgeschlossen. Erst in den *Antworten* des Gegenübers kann ich meine Gedanken zu Ende denken. „Humboldt denkt das Sprechen-Denken immer auch als Miteinander-Sprechen-Denken. Die Arbeit des Geistes ist immer auch Mit-Arbeit des Geistes oder Arbeit des Mit-Geistes.“<sup>285</sup>

Trabant betont im Hinblick auf Humboldts Sprachansicht ebenso wie später Taylor, dass die Sprache nicht den einzig wichtigen Zweck der Wahrheitsformulierung innehat. Im Zuge dieser wahrheitstheoretischen Ansicht wird die Sprache oft als Hindernis begriffen, das zwischen dem Menschen und der objektiv feststellbaren Realität steht. In der Sprachphilosophie soll es nach dieser misstrauischen Sicht auf die Sprache demnach darum gehen, die Formulierungen zu entlarven, die die Wahrheit verschleiern und daher Erkenntnis verhindern. Sogar in einigen

---

<sup>281</sup> Vgl. ebd., 30f.

<sup>282</sup> Das sieht auch Taylor so, wie sein Buchtitel *Das sprachbegabte Tier* (Taylor 2017) bereits anzeigt.

<sup>283</sup> Trabant 2006b, 261; Trabant nennt hier eine Formulierung, die ursprünglich von Ottmar Ette für einen Buchtitel über Alexander von Humboldts Reise nach Amerika verwendet wurde (vgl. Ette et al. 2001).

<sup>284</sup> Trabant 2006b, 263, vgl. ebd.

<sup>285</sup> Ebd., 264.



Einführungen zur Sprachphilosophie wird dies noch so dargestellt.<sup>286</sup> Trabant verdeutlicht jedoch, genauso wie Taylor, die Fragwürdigkeit einer solchen Position:

„Natürlich ist es bei der Suche nach der Wahrheit legitim, dem Problem der Sprache als eines Fallstricks nachzugehen. Es ist aber eine extreme Reduktion des Sprachlichen, wenn man Sprache auf einen bestimmten Diskurstyp reduziert, auf den Wahrheitsdiskurs, auf den *lógos apophantikòs*, auf *true speak*, der im Leben der Menschen nicht die exklusive Rolle innehat, die er bei den Philosophen zu spielen scheint.“<sup>287</sup>

Auch Humboldts Postulat der unterschiedlichen Weltansichten, die in unterschiedlichen Sprachen zum Tragen kommen, wäre durch eine rein funktionale, Wahrheit hervorbringende Rede unmöglich. Die Idee einer solcherart reduzierten Sprache scheint zwar in gewissem Sinne reizvoll, denn eine problemlose Übersetzbarkeit von einer Sprache in die andere würde vielleicht Kommunikationsschwierigkeiten und -hindernisse leichter überbrücken oder gar nicht erst entstehen lassen. Dies könnte auch für Verständigungsprobleme innerhalb einer Sprache gelten. Wäre sprachliche Kommunikation ausschließlich Wahrheit, könnte viel Grübeln über Gesagtes und Feilen an einer Formulierung vermieden werden. Es wäre eine Zeitersparnis und eine Lebenserleichterung. Es wäre jedoch auch eine einschneidende Verarmung. Denn das, was den Menschen als Menschen ausmacht, liegt nach Humboldt in seiner Expressivität, die er nur im sprachlichen Ausdruck hervorbringen kann, wie wir noch später bei Charles Taylor sehen werden. Diese Expressivität ermöglicht eine Form von Wahrheit, die anders als die in den Naturwissenschaften gelehrt ist, die aber für den Menschen mindestens von derselben Bedeutung ist. Laut Humboldt kann man der Wahrheit besonders wirksam im Gespräch näherkommen.<sup>288</sup>

„Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken.“<sup>289</sup>

Das Sprechen ist also ein Weg zur Wahrheitsfindung. Dabei ist es jedoch nicht so, dass dieses Formulieren die offenkundige Wahrheit als einziges Medium zum Leben erweckt, sondern vielmehr so, dass die Sprache Wahrheiten und Erkenntnisse erschließt, die vorher gar nicht da waren. Dies ist ein nicht zu eliminierender Faktor der menschlichen (Sprach-)Welt. Das „ist“ umfasst hier ebenso eine Deskription wie auch eine Norm, denn ein Reichtum an Interpretationsmöglichkeiten ist für das menschliche Leben zwar einerseits nicht verkürzbar, aber

---

<sup>286</sup> Vgl. Trabant 2012, 222.

<sup>287</sup> Ebd., 222f.

<sup>288</sup> Vgl. ebd., 224.

<sup>289</sup> Humboldt 1905, IV: 27.

andererseits wäre diese Kürzung auch nicht erstrebenswert, da Interpretation für den Menschen unentbehrlich ist.

Die Sprache, die nach John Locke ein Nebel ist, der unseren Blick auf die Wahrheit trübt oder verhindert, ist nach Humboldt keine Verschleierung der Wirklichkeit, sondern ein Prisma.<sup>290</sup> Je nach dem, in welchem sprachlichen Interpretationslicht ich die Welt betrachte, werden sich mir unterschiedliche Dinge erschließen. Dies ist für ihn jedoch viel eher Chance als Hindernis. Dass unsere Sprache unterschiedliche Deutungshorizonte erlaubt, ist unumgebar. Es gehört zur menschlichen Freiheit, dass er auch in der Sprache nicht durch determinierte Sprachschablonen festgelegt ist. „Wenn Wolfram im Tannhäuser ‚O du mein teurer Abendstern‘ singt, dann wirft er einen anderen Blick auf die Venus als das Geographiebuch meiner Tochter.“<sup>291</sup> Damit hat Trabant natürlich Recht und, man möchte hinzufügen, das ist auch gut so, denn beide Aussagen drücken Wahrheiten aus, und würden wir auf die eine zugunsten der anderen verzichten, wäre die Welt zwar einfacher, aber weder schöner noch wahrer. Die Frage nach der Wahrheit ist auch nicht die, die einen Text erschließt.

„Die Frage nach dem Sinn ist die der Text-Ebene angemessene Frage. Dabei ist der Terminus ‚Sinn‘ hier anders verwendet als in Freges idiosynkratischer Terminologie. ‚Sinn‘ meint hier das – synthetische – Ensemble von semantischen und pragmatischen Informationen eines Textes. Die Frage nach der Wahrheit ist nur eines der möglichen Momente dieser Frage nach dem Sinn eines Textes.“<sup>292</sup>

Nach Frege zu behaupten, man verstehe den Sinn eines Satzes, wenn man verstünde, dass er wahr sei, ist damit in seinem umfassenden Anspruch nicht haltbar. Wahrheit ist eine einem Satz oder Text nicht immer gerecht werdende Kategorie. Sie greift zu kurz, denn die Frage nach der Wahrheit muss zwangsläufig nach der nach dem Sinn gestellt werden, da die Wahrheit meist erst durch den Sinn erschlossen werden kann. Das oberflächliche Erkennen der Wörter im Satzaufbau kann nicht mit Wahrheitserkenntnis gleichgesetzt werden. Diese Uneindeutigkeit kann verunsichern oder „aber der erste Schritt zur Erkenntnis der Poetizität der ‚Welterschließung‘“<sup>293</sup> sein. Der Mensch ist qua Subjekt stets subjektiv in seine Welt eingelassen und kann sie daher auch nur durch seine Subjektivität erfassen.<sup>294</sup> Dies ist gut, denn für Humboldt stellte es sich so dar, „dass die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch

---

<sup>290</sup> Vgl. Locke 1979, 488, vgl. Trabant 2012, 228f.

<sup>291</sup> Trabant 2012, 229.

<sup>292</sup> Ebd., 231, im Text steht hinter dem vorletzten Satz eine EN.

<sup>293</sup> Ebd., 233, vgl. ebd.

<sup>294</sup> Trotzdem kann er intersubjektiv objektiv Feststellbares nachvollziehen, sonst könnte es auch kein Wissen über die Welt geben. Schwerkraft und Beschleunigung sind Phänomene, die nach objektiv nachvollziehbaren Gesetzmäßigkeiten ablaufen. Dennoch sind sie dem Einzelnen nur über seine Subjektivität zugänglich.

Sprache möglich<sup>295</sup>. Die Sprache ist also nicht das Hindernis, sondern das Mittel zur Wahrheit und der Weg zum Ziel der objektiven Wahrheit führt ausschließlich über die subjektive Interpretation des Menschen. Ohne individuelle, begründete Bedeutungszuschreibung ist die Wahrheit also gar nicht auffindbar.

Die Sprache eröffnet uns die Welt, obwohl es in der Sprachphilosophie immer noch eine Tradition des Denkens gibt, die das Gegenteil annimmt, so Trabant:

„In der sogenannten Sprachphilosophie ist ‚Sprache‘ immer noch der Feind, gegen den die Philosophie ankämpfen muss: Es geht dort darum, die ‚Verhexungen‘ des wissenschaftlichen Denkens durch die natürliche Sprache zu bekämpfen.“<sup>296</sup>

Humboldt sah das und Trabant sieht das ganz anders:

„Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache‘ [...] Sprache ist die Erzeugung des Gedankens. Sie ist nicht nur Bezeichnung des ohne Sprache Gedachten und Kommunikation dieses Gedachten an den Anderen mittels des Lauts. Sie ist zuvörderst verkörpertes Denken, in dem Stimme und Begriff, Signifikant und Signifikat als synthetische Einheit die Welt gestalten.“<sup>297</sup>

Die Sprache ist also, Humboldt zu Ende gedacht, unsere Chance, unser Leben so zu leben, wie wir möchten. Dies gelingt dann, „wenn alle Gemütskräfte beteiligt sind“<sup>298</sup>.

Nach Taylor ist der entscheidende Unterschied zwischen Tier-Kommunikation und menschlicher Sprache der, dass Tiere auf einzelne Reize, losgelöst von anderen, reagieren können. Beim Menschen ist dies nicht möglich, denn jedes Wort und jeder Satz stehen im Zusammenhang mit anderen Wörtern und Sätzen. Sprache ist wie ein Geflecht von Adern, deren Abgrenzung vom Blutkreislauf ebenso wenig möglich ist wie die der Wörter von der gesamten Sprache. Humboldt meint: „Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen.“<sup>299</sup> Das sieht auch Taylor so.

„Dagegen kann es kein Sprachlexikon geben, das aus einem einzigen Wort besteht. Der Grund besteht darin, daß Richtigkeit beim Signal einfach darauf hinausläuft, daß man

---

<sup>295</sup> Humboldt 1905, IV: 27.

<sup>296</sup> Trabant 2012, 311.

<sup>297</sup> Ebd., 313, Zitat im Zitat Humboldt 1905, IV: 15.

<sup>298</sup> Trabant 2012, 317.

<sup>299</sup> Humboldt 1907, VII: 70.

richtig reagiert. Beim Wort dagegen setzt sie mehr voraus, nämlich eine Form von Wiedererkennen. Und damit sind wir in der Dimension des Sprachlichen.<sup>300</sup>

## 2. Die Sprachphilosophie Charles Taylors

### 2.1 Sprache als Bestandteil der Kultur und Schlüssel zur Kultur

Wenn Sprache und Vernunft ein solch enges Band verknüpft, wie Herder und Humboldt es betonen, Sprache und Vernunft Alleinstellungsmerkmale des Menschen sind und wie wir sprechen einen maßgeblichen Einfluss auf unser Denken hat, liegt die Vermutung nahe, dass Sprache auch Kultur auf entscheidende Weise formt bzw. aufschließt. Die Sprache selbst ist auch Kultur, aber sie erschließt auch Bereiche der Kultur, die nicht-sprachlich sind.

Die wichtige Rolle der Sprache auch für die auf den ersten Blick sprachunabhängige Kultur hat Taylor in seinem Buch *Das sprachbegabte Tier* untersucht. Dazu hat er sich zunächst damit beschäftigt, welche Facetten der Sprache bereits erforscht wurden. Die Rahmentheorie der Sprache, nach der, wie oben erwähnt, Sprache die Welt nicht verändert bzw. das, was die Sprache bezeichnet, unabhängig von der Sprache existiert, die die Philosophen Thomas Hobbes, John Locke und Étienne Bonnot de Condillac vertraten, gewinnt nach Charles Taylor ihre erste Plausibilität daraus, dass sie vordergründig einen der wichtigsten Bereiche des menschlichen Sprachvermögens betrachtet, den der Bezeichnung von (aus dieser Sicht) sprachunabhängigen Sachverhalten oder Dingen. Zweifellos ist diese Fähigkeit für den Menschen von großer Bedeutung. Ohne die Fähigkeit zur Beschreibung könnte er sich nicht in der Welt zurechtfinden, da er nichts voneinander unterscheiden könnte. Besonders die Beschreibung „unabhängiger Gegenstände“<sup>301</sup> ist dabei unentbehrlich. Sprache ist nach dieser Theorie lediglich ein „Verschlüsselungsinstrument“<sup>302</sup>. Diese Verschlüsselung ermöglicht das durch Konvention erleichterte Erreichen von Zielen und Zwecken. „Damit ist gemeint, daß die Sprache nichts an den grundlegenden Absichten der Sprache besitzenden Wesen ändert, sondern nur andere Mittel bereitstellt, um die gleichen Zwecke zu erreichen.“<sup>303</sup> Diese Sichtweise entspricht einer

---

<sup>300</sup> Taylor 2017, 45.

<sup>301</sup> Taylor 2017, 163; Taylor grenzt diese ab z.B. von der „Selbstbeschreibung“, wo die Art der Beschreibung auch den Sachverhalt formen würde. Unabhängige, d.h. von der Sprache unabhängig existierende, Gegenstände in diesem Sinne könnten z.B. Bäume, Tiere, physikalische Gesetze sein.

<sup>302</sup> Ebd., 165.

<sup>303</sup> Ebd.

„kontinuitätstheoretische[n] Perspektive“<sup>304</sup> der Entwicklung des Menschen. Nach dieser Sichtweise ist der Mensch ein Tier, zu dessen tierischen Vermögen die Sprache eine sinnvolle Ergänzung bietet, die den Anforderungen des menschlichen Lebens entspricht. Die Sprache wird hierbei als eine zusätzliche Sprosse auf der Entwicklungsleiter vom Tier zum Menschen gesehen, die die anderen Fähigkeiten und Fertigkeiten des Menschen nicht beeinflusst (also genauso wie unterschiedliche Sprossen auf einer Leiter keine Berührungspunkte haben). Es ist jedoch für Taylor so, „daß die Sprache nicht nur ein Werkzeug ist, das leistungsfähigere Mittel zum Erreichen vorgegebener Ziele anbietet, sondern ihrerseits im Zuge der Entwicklung neue Ziele und Zwecke mit sich bringt“<sup>305</sup>. Die Sprache ist keine Technik zur Erreichung neuer Ziele und Zwecke. Es ist nach Taylor vielmehr so, dass man sogar sagen könnte, dass die Sprache erst die Möglichkeit sämtlicher Techniken in sich birgt.<sup>306</sup> Dieser höchst einflussreiche, weltformende Aspekt ist für Taylor der ausschlaggebende Punkt in seiner Sprachphilosophie und der entscheidende Mangel an der Rahmentheorie.

Sprache ist nicht mit Kommunikationsfähigkeit übersetzbar. Menschen sprechen, Tiere kommunizieren. Diese Kommunikation ist oft vielschichtig und komplex, dem Menschen sensorisch oft überlegen. Blauwale paaren sich lediglich mit dem Artgenossen, der den „Dialekt“ verwendet, den sie selbst auch nutzen. Menschenaffen können sich in einem Spiegel erkennen und scheinen eine weite Palette an Empfindungen zu besitzen, die unseren ähneln. Ihre Kommunikation ist sehr komplex. Aber Tiere haben keine Sprache. Sie verfügen nicht über Worte, die nur innerhalb einer ganzen Sprache existieren, ihnen fehlt das Bewusstsein davon, was (noch) nicht gesagt werden kann und die Fähigkeit des Menschen, einzelne Dinge und Situationen in einem umfassenden Gesamtzusammenhang zu betrachten und zu erkennen, dass dieses „Ganze“ aus einzelnen Situationen zusammengesetzt ist und dies zu verstehen.<sup>307</sup> Dieser „dreifache[.] Holismus“<sup>308</sup> ist nur in einer Wort-Sprache möglich, die als Ganzes erlernt wird. Eine Gebärdensprache, wie sie beispielsweise einige Menschenaffen erlernen können, die nur aus einzelnen, nicht verknüpften Einheiten besteht und auch als solche erlernt wird, besitzt diese Ganzheitlichkeit nach Taylor nicht.<sup>309</sup> Der Unterschied zwischen Säuglingen und anderen „Primatenbabys“<sup>310</sup> zeichnet sich durch ihre „hyper-cooperativeness“ (Tomasello 2008, 172) aus, durch die Fähigkeit, die affektiven Expressionen und die Aufmerksamkeit ihrer erwachsenen

---

<sup>304</sup> Ebd.

<sup>305</sup> Ebd., 168.

<sup>306</sup> Vgl. ebd.

<sup>307</sup> Vgl. ebd., Kap. 3.

<sup>308</sup> Ebd., 169.

<sup>309</sup> Vgl. ebd.

<sup>310</sup> Jung 2009, 15.

Partner als Ausdruck eines gemeinsamen Raums geteilter Intentionalität zu verstehen<sup>311</sup>. Die Fähigkeit, den Blickwinkel zu verändern, die Position des anderen einzunehmen, im Spiel beispielsweise zu wissen, dass auch mein Gegenüber weiß, dass ich weiß, dass wir spielen, ist selbst Menschenaffen wohl nicht möglich.

„Menschen sind nämlich, mit Helmuth Plessner zu sprechen, durch ihre *Positionalität* [...] bestimmt und finden darin wie alle anderen Lebewesen die Anlässe ihrer kommunikativen Akte. Doch Sprache und Bewusstsein ermöglichen auch reflexive Distanz, weshalb humane Positionalität von Plessner als ‚exzentrisch‘ charakterisiert wird. Die Prägnanz des Ausdrucks entspringt eben nicht schon der kommunikativen Situation als solcher, sondern erst ihrer Artikulation.“<sup>312</sup>

Das ist der Punkt, an dem Taylor ansetzt. Der Facettenreichtum der menschlichen Verschlüsselungstechnik, also der Fähigkeit, mittels Buchstaben Wörter und Sprache mit Bedeutung zu formen und zu verstehen, kann zweifellos beeindrucken,<sup>313</sup> aber „ein großer Teil unseres Wortschatzes“<sup>314</sup> ist nicht durch den Wunsch nach Verschlüsselung erklärbar und nicht durch die Fähigkeit der Encodierung formbar. Vielmehr sind sie erst durch die, in der HLCschen (nach Hobbes, Locke, Condillac) Rahmentheorie keinen Platz findenden, „konstitutiven Einzelkräfte der Sprache“<sup>315</sup> möglich. Dieses schöpferische Vermögen der Sprache wird erst durch potentielle menschliche Verbundenheit zustande gebracht.<sup>316</sup> Erst der soziale Raum, innerhalb dessen wir Sprache erlernen, ermöglicht und verschafft uns erste Deutungen der Welt. Dort lernen wir, die Welt zu interpretieren. Dies bedeutet nicht nur, dass wir in einem individuellen Deutungsakt die Welt bewerten, sondern dass durch diese Deutungen unsere Welt tatsächlich verändert wird. Durch eine innerlich oder äußerlich artikulierte Einschätzung der menschlichen Lebenswelt wird diese Welt eine andere, als sie noch vor der Deutung war, denn menschliche Bedeutungszuschreibung ist alles, worum es in diesem Bereich geht, was diesen typisch menschlichen Lebensbereich überhaupt erst formt.<sup>317</sup> „[...] Fragen, bei denen es um den Sinn des Lebens geht oder um die Aufgabe, den Anforderungen der Liebe gerecht zu werden, betreffen ausschließlich uns Menschen.“<sup>318</sup> Aber sie betreffen uns nicht nur, so möchte man Taylor ergänzen, sie wären ohne uns gar nicht in der Welt. Ihre Gewichtung und Beantwortung liegen ausschließlich

---

<sup>311</sup> Ebd., 15, s. Tomasello 2010, 172 für das Zitat im Zitat, es handelt sich hierbei um das gleiche Buch, das Jung angibt, nur in einer späteren Ausgabe.

<sup>312</sup> Jung 2009, 16.

<sup>313</sup> Vgl. Taylor 2017, 169f.

<sup>314</sup> Ebd., 175.

<sup>315</sup> Ebd.

<sup>316</sup> Vgl. ebd., 176f.

<sup>317</sup> Vgl. ebd., 178.

<sup>318</sup> Ebd., 178.

im Ermessen der jeweiligen Menschen. Und „[d]ie Unterscheidungen, die in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen, können nicht in einer auf Äußeres abhebenden Terminologie zum Ausdruck gebracht werden“<sup>319</sup>. Menschliche Bedeutungen lassen sich nicht verobjektivieren und sind daher auch nicht in einer naturwissenschaftlichen Sprache ausdrückbar. Das liegt daran, dass sie eine metabiologische, über die Biologie hinausgehende, Bedeutsamkeit haben: Auch als sinnsuchende, liebesbedürftige Wesen sind wir natürlich den Anforderungen der Biologie untergeordnet, da wir Lebewesen sind. Ein schwerer Herzfehler oder innere Blutungen sind objektive medizinische Probleme, die nur durch biologische, operative Herangehensweisen gelöst werden können. Biologische Probleme können uns auch an der Verfolgung unserer typisch menschlichen Ziele hindern. Körperliche Funktionsfähigkeit ist also unerlässlich für metabiologische Sinnsuche. Diese wird aber erst durch die Artikulation geformt und konstituiert.<sup>320</sup>

Mit dem Wissen von der Bedeutsamkeit der Deutung und der Artikulation erscheint auch die sokratische Feststellung, „das ungeprüfte Leben sei nicht lebenswert“<sup>321</sup> in neuem Glanz. „Ungeprüft“ könnte hier nämlich gleichgesetzt werden mit „alte Formulierungen übernehmend“. Denn „[w]as den Bereich des Sagbaren erweitert, kann nicht aus Axiomen hergeleitet werden, die älter sind als diese Erweiterung“<sup>322</sup>. Dies ist auch die wahre Bedeutung von „konstitutiv“. Die Sprache konstruiert nicht irgendein Parallel-Universum, sie figuriert und bildet uns eine sinnhafte Welt. Die Dimension der Sinnsuche und der Bedeutungen wird erst durch Sprache ermöglicht und verändert. Nur „die Sprache [kann] neue Räume menschlicher Bedeutungen erschließen [...]“<sup>323</sup>. Erst sie schafft und beeinflusst unsere „Realität starker Werte“<sup>324</sup>. Nicht alles, was wir anders beschreiben als vorher bringt uns auch dazu, anders zu handeln. Wollen wir aber anders handeln können, müssen wir uns zunächst einer anderen sprachlichen Einschätzung der Situation bedienen.<sup>325</sup> Dies kann natürlich auch gedanklich geschehen, denn nach Herder und Humboldt sind Sprache und Gedanke nicht trennbar.<sup>326</sup>

Eine der wichtigsten Wirkungsweisen unserer Sprache ist die der Herstellung von Verbundenheit in Beziehungen. Nach Taylor ist die Sprache in diesem Bereich so weitreichend, „daß die Wörter hier dazu beitragen können, die Bedeutungen, zu deren Beschreibung sie dienen können, überhaupt erst zu formen“<sup>327</sup>. Man kann also mit Taylor sagen, „daß einige unserer besonders wichtigen

---

<sup>319</sup> Ebd., 179.

<sup>320</sup> Vgl. ebd., 180.

<sup>321</sup> Taylor 2017, 433.

<sup>322</sup> Ebd., 435.

<sup>323</sup> Ebd., 496.

<sup>324</sup> Ebd., 497, vgl. Kap. 2.5 in dieser Arbeit.

<sup>325</sup> Vgl. Taylor 2017, 496ff.

<sup>326</sup> Vgl. Kapitel 1 in dieser Arbeit.

<sup>327</sup> Taylor 2017, 182.

sozialen Beziehungen im Diskurs hergestellt werden<sup>328</sup>. Das ist das Manko der Rahmentheorie: Für den Bereich der objektiv nachprüfbaren Fakten und der Naturwissenschaft kann die beschreibende Sprache vieles leisten und hat dies im Zuge der Aufklärung auch bereits getan. Die Rahmentheorie bietet jedoch keine umfassende Definition dessen, was Sprache im menschlichen Leben ist. Das möchte Charles Taylor mithilfe von Herder und Humboldt nachholen.

## 2.2 Sprache als apomorphes Merkmal des Menschen

Ein apomorphes Merkmal beschreibt in der Biologie ein Merkmal, das z.B. eine Art kennzeichnet, weil nur diese Art es besitzt. Die Fähigkeit zu sprechen ist nach Herder und Humboldt typisch menschlich. Nur der Mensch hat Sprache und erst durch sie wird er Mensch. Sie ist jedoch nicht „wie die vierte Stufe einer Leiter nach den drei untersten“<sup>329</sup>. Es handelt sich nicht um eine Additionsaufgabe: Tier plus Sprache gleich Mensch. Vielmehr wird durch die Sprache der ganze Mensch transformiert und erst so, wie wir ihn kennen, ermöglicht. Die Sprache ist gleichsam das Mittel zur Anthropogenese, sie macht einen Unterschied ums Ganze. Daher ist die Sprache das apomorphe Merkmal des Menschen. Das, was die menschliche Sprache von tierischer Kommunikation abhebt, ist das Reflexionsvermögen, das Herder „Besonnenheit“ nennt. Die dadurch ermöglichte Trennung vom Hier und Jetzt lässt erst das Denken zu, das, wenn wir ständig hilflos unseren Trieben und Sinneseindrücken folgen würden, gar nicht zustande käme.

Die Ansicht, dass auch Tiere Sprache besitzen, ist indes populär und immer neu entdeckte Fähigkeiten scheinen nahezu legen, dass diese letzte Hürde lediglich aufgrund von noch nicht Erforschtem noch nicht genommen ist. Buchtitel wie *Die Sprachen der Tiere*<sup>330</sup> legen Symmetrie zwischen Mensch und Tier nahe. Eva Meijer, die Autorin des genannten Titels, postuliert eine Arroganz des Menschen gegenüber den Tieren, den sie Speziesismus nennt, also die Bevorzugung einer Gruppe aufgrund ihrer Artzugehörigkeit. Dass Tiere auf eine komplexe, teilweise beeindruckende Weise kommunizieren, steht außer Frage. Aber: Sprache ist nicht gleich Kommunikation. Goldstein betont: „Die Sprache ist ein Symbolnetz, das die Wechselwirkungen von Signalsystemen bei Weitem übertrifft.“<sup>331</sup> Außerdem ist der Versuch, tierische Arten aufwerten zu wollen, indem man ihnen Fähigkeiten des Menschen zuspricht, wohl ebenfalls Speziesismus. Meijer versucht ihre These dadurch zu untermauern, dass sie Bienen, die tanzend die Eigenschaften von Nektarquellen beschreiben, die Fähigkeit des Beratschlagens zuspricht und ihre darauf

---

<sup>328</sup> Ebd., 193.

<sup>329</sup> Herder 1985, 717, vgl. auch Taylor 2017, 39.

<sup>330</sup> Berlin 2018.

<sup>331</sup> Goldstein 2019, 81.



aufbauende Freiheit betont. Auf der anderen Seite wird ein Schwertwal, der einen Menschen tödlich verletzt, zu einem „Mörder“<sup>332</sup>. Damit scheint sie zunächst auf clevere Weise die Einwände entkräften zu wollen, die in der Abwesenheit von Moral, Freiheit oder Vernunft bei diesen Tieren die Fähigkeit zur Sprache ausschließen. Goldstein widerspricht: „Das aber setzt eben jenes Symbolnetz an kontextüberschreitendem Ausdrucksverhalten voraus, das an Tieren nicht zu beobachten ist.“<sup>333</sup> Das Ziel, Tiere besser behandelt sehen zu wollen, ist ein hehres, setzt aber voraus, dass man sinnvoll argumentiert. Gerade, dass Tiere ganz anders kommunizieren, könnte beeindrucken. Ohne Vernunft und dennoch in höchstem Maße komplex, sensibel ohne Moral. Erst diese Differenz lässt ein sinnvolles Nachdenken über den Umgang mit Tieren zu.

Nur der Mensch kann sich mithilfe seiner Phantasie mit etwas beschäftigen, was er nicht in diesem Moment sinnlich erfasst, kann allgemeine Aussagen treffen, über Moral nachdenken, Gründe anführen, diesen entsprechend handeln, wahre oder falsche Urteile fällen.<sup>334</sup> Auch wenn der Mensch nach Herder nicht jede seiner Empfindungen in Worte kleiden kann, so verfügt er doch über die prinzipielle Fähigkeit dazu. Nicht alles, was wir fühlen und tun, ist eine unmittelbare Folge der Besinnung, aber eine Folge unserer Fähigkeit zur Besonnenheit, die uns als Sprachwesen immer anhaftet.<sup>335</sup> „Mit dem aristotelischen Schema von Gattung und Unterart formuliert: Die spezifische Differenz der Art, die zeichengebundene Besonnenheit, dringt für die Art in die Merkmale der Gattung selbst ein, sodass uns auch diejenigen Bestimmungen, die Menschen und anderen Lebewesen gemeinsam sind, auf eine humanspezifische Weise zukommen. [...] Dieser Holismus der Differenz [...]“<sup>336</sup> ist das Entscheidende. Der entscheidende Punkt, der es Tieren nicht ermöglicht, Sprache zu besitzen, ist der von Matthias Jung sogenannte Differenzholismus: „[D]ie sprachvermittelte Kultur der Menschen ist ihnen eine zweite Natur, was eben bedeutet, dass die Natürlichkeit der ersten Natur – die biologische Existenz – nicht mehr unabhängig von der zweiten bestimmt werden kann.“<sup>337</sup> So sind Menschen nicht von Instinkten gelenkt, sondern durch Moral und Vernunft gekennzeichnet. Deswegen kann nur ein Mensch zum Mörder werden, kein Orca. Hierbei geht es jedoch nicht darum, aus dieser Besonderheit auch eine Sonderstellung abzuleiten. Jede Art lebt auf eine Art und Weise, die im letzten für Angehörige anderer Arten unverständlich und unnachahmlich ist. Thomas Nagel hat gezeigt,<sup>338</sup> dass wir uns als Menschen nicht vorstellen können, wie es ist, als Fledermaus nachts mithilfe von Echolot Beute zu fangen, „weil die

---

<sup>332</sup> Meijer 2018, 90; vgl. auch Goldstein 2019, 80ff.

<sup>333</sup> Goldstein 2019, 83.

<sup>334</sup> Vgl. ebd., 83f., vgl. Brandt 2009, 28-60, vgl. auch Foot 2004, 80f.

<sup>335</sup> Vgl. Jung 2009, 62f., vgl. auch Herder 1985, 774.

<sup>336</sup> Jung 2009, 54.

<sup>337</sup> Ebd.

<sup>338</sup> Vgl. Nagel 2012.

artbildenden Merkmale in die Form der Gattung eindringen<sup>339</sup>, so Jung. Aber der Mensch hat eine ganz spezielle Position.

„Brain-language co-evolution has significantly restructured cognition from the top-down‘, weshalb jedes nicht holistische Modell unserer Differenz zu anderen Lebewesen scheitern muss. Wir sind weder ‚genius-chimpanzees‘, will sagen: durch eine bloß quantitative Steigerung der Fähigkeit zur Informationsverarbeitung als Art bestimmbar, noch ‚chimpanzees with grammar‘ (Deacon 1997, 417), will sagen: wie unsere nächsten Anverwandten *plus* Sprachfähigkeit. Diese Einsicht, die Deacon empirisch aus einer evolutionsbiologischen Perspektive gewinnt, hat Herder mit erstaunlicher Klarheit vorweggenommen.<sup>340</sup>

Sprache und Denken bestehen nicht aus einer Summierung einzeln gelernter Wörter. Vielmehr können wir ein Wort in seiner Bedeutung erst dann richtig erlernen, wenn wir erkennen, was es ist, dadurch, dass wir erkennen, was es *nicht* ist. Denn die Erkenntnis der bestimmten vorhandenen Erkennungsmerkmale setzt voraus, dass ich bei anderen Dingen oder Sachverhalten den Mangel aller oder einzelner dieser Eigenschaften bemerke. Dieser von Taylor sogenannte „Bedeutungsholismus“<sup>341</sup> besagt, dass ein Wort seinen Sinn erst durch die Beschreibung in einem Lexikon erhält, in dem andere Wörter ebenfalls beschrieben werden. Dies ist auch der Unterschied zwischen der nicht-wörtlichen Wahrnehmung der Tiere und der sprachlichen Wahrnehmung des Menschen. Wie bereits erwähnt, kann auch ein Tier wie ein Delfin auf ein Dreieck reagieren. Er reagiert jedoch nicht auf das Dreieck *als* Dreieck, sondern als Signal für ein bestimmtes Verhalten. Wenn irgendwo ein Leucht-Dreieck erscheint, kann der Delfin darauf konditioniert werden, durch einen Reifen zu springen. Dabei sieht er aber kein *Dreieck*, sondern das *Signal-für-Reifenspringen*. Der Mensch aber *kann das Dreieck als solches wiedererkennen*. Er verfügt also über folgende drei Eigenschaften: 1. Kontrastierung: Wenn ich etwas als Dreieck erkenne, kann ich auch definieren, was kein Dreieck ist. 2. Konzentration: Wenn ich ein Dreieck definiere, weiß ich, welche Eigenschaften eines Bildes dafür relevant sind und welche nicht. Relevant ist einzig die Form, im Kontrast zu anderen geometrischen Gebilden.<sup>342</sup> Diese Kriterien müssen wir auch formulieren können. Taylor meint: „Zumindest einige [...] müssen wir *artikulieren* können. Wer überhaupt kein Gefühl dafür hat, wodurch ein Wort zum richtigen Wort wird, der kann das Wort ‚Dreieck‘ nicht als das richtige *wiedererkennen*.“<sup>343</sup> 3. Artikulation ist also ebenfalls ein wichtiger Aspekt der

---

<sup>339</sup> Jung 2009, 55.

<sup>340</sup> Ebd., 57, vgl. ebd.

<sup>341</sup> Taylor 2017, 40.

<sup>342</sup> Vgl. ebd., 40f.

<sup>343</sup> Ebd., 41; Denn: „Ohne einen Sinn für das, wodurch etwas zum richtigen Wort wird, gibt es gar keinen Sinn für die Richtigkeit eines Worts:“ Ebd., 44.

Sprachlichkeit. Selbstverständlich gibt es Situationen oder Eindrücke, die deutlich komplexere Beschreibungen erfordern, die uns nicht sofort ganz und gar sprachlich zugänglich sind. Jedoch können wir als Menschen stets *etwas* zu einem Erlebnis sagen, wir sind nie gänzlich sprachlos. Denn: „Das Gebiet, auf dem uns unsere Beschreibungen im Stich lassen, liegt in einem Kontext von Worten.“<sup>344</sup>

Das menschliche Vermögen des Wiedererkennens von etwas Bestimmtem *als* dieses Bestimmte ist also grundlegend sprachlich, da es die definatorische Fähigkeit des Vergleichs erfordert. Menschen können etwas wiedererkennen und dann so handeln, wie es ihnen angemessen scheint, da sie durch dieselbe sprachliche Fähigkeit Besonnenheit besitzen. Tiere hingegen reagieren auf Signale. Und dies genau in der Weise, in der sie es gelernt haben. Ein einzelnes Signal, auf das ein Tier angemessen reagiert, ist also möglich, da die Richtigkeit ausschließlich in der Reaktion liegt, die außerhalb jedes semantischen Zusammenhangs steht.<sup>345</sup>

Bedeutungsholismus in der Sprache, also „Sprachholismus“<sup>346</sup> ist die Voraussetzung dafür, dass wir in der Gesellschaft unterschiedliche Rollen einnehmen und uns dieser Rollen und der dazugehörigen richtigen Verhaltensweisen bewusst sind. Taylor meint: „Die Sprache der Gesellschaft lernen heißt sich ein Vorstellungsmuster davon zu eigen machen, wie die Gesellschaft funktioniert und handelt [...]“<sup>347</sup> „Unser Gefühl für die Bedeutungen, die den Dingen in ihren verschiedenen Dimensionen zukommen, bekommt in der Sprache Halt.“<sup>348</sup> Dabei stoßen wir immer wieder an Grenzen. Das kann mit Wissenslücken zu tun haben („Wie heißt diese Pflanze?“) mit Problemen, für ein unbestimmtes aber eindeutig vorhandenes Gefühl die richtigen Ausdrücke zu finden („Die Stimmung im Theater war irgendwie seltsam.“) oder aber mit der, bewussten oder unbewussten, Weigerung, ehrlich zu sich selbst zu sein. Fragen wie „Warum hast du dich nicht schon viel früher von ihr getrennt?“ oder „Wieso lässt du dir das gefallen?“ sind oft sehr schwer ehrlich und genau beantwortbar. „In diesen Fällen kann das Problem darin bestehen, daß wir für uns selbst (oft nicht ohne Grund) undurchsichtig sind.“<sup>349</sup> Dieser Nebel, der zeitweise über unserer Selbsterkenntnis liegt, ist nicht leicht zu durchschauen und zu durchdringen. Beides kann jedoch nur mithilfe der Sprache gelingen. „Die Erweiterung des Artikulationsvermögens kann also zu einer [...] Umgestaltung unserer Erfahrung führen.“<sup>350</sup> Dies ist vor allem auf der nicht-biologischen Sinnenebene von Bedeutung. Wenn es mir beispielsweise sprachlich gelingt, meine Gefühle genauer

---

<sup>344</sup> Ebd., 42.

<sup>345</sup> Vgl. ebd., 45.

<sup>346</sup> Ebd., 49.

<sup>347</sup> Ebd.

<sup>348</sup> Ebd., 51.

<sup>349</sup> Ebd., 52, vgl. für ähnliche Fragen ebd.

<sup>350</sup> Ebd., 53.

zu deuten und dadurch meine Handlungsmotive durchsichtiger werden, kann ich zu einer Neueinschätzung meiner Lebenssituation gelangen, weil ich z.B. bemerke, dass ich den Beruf des Managers nicht ausübe, weil er mir viel Geld und soziales Ansehen bringt, sondern schlicht deshalb, weil ich ein gestörtes Selbstvertrauen habe, das ich mit der Einnahme dieser solchen Rolle auszugleichen suche. Diese Neubewertung der Situation wird aber vermutlich dazu führen, dass ich mein Leben anders einrichte als vorher, zumindest braucht es diese Neubewertung für den Wandel. Am Anfang einer bedeutenden persönlichen Veränderung steht auch die Sprache, da nur sie einen neuen Blickwinkel hervorzurufen vermag, der von großer Kraft sein kann, nach Taylor ähnlich einem Wandel in der wissenschaftlichen Forschung.<sup>351</sup> „Humboldt wiederum unterstellt einen Trieb, der darauf abzielt, ‚alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen‘.“<sup>352</sup> Da wir unsere Ziele und Wünsche erst dann adäquat zu erkennen vermögen, wenn wir sie in angemessener Weise *artikulieren* können, scheint das Streben hiernach durchaus sinnvoll.

### 2.3 Der Weg zur Ausdrücklichkeit

Das menschliche Leben und die Sprache sind für Taylor untrennbar miteinander verbunden. Bereits 2008 fragte er „was gehört zur ‚natürlichen Ordnung‘, wenn nicht Fische, die schwimmen, Vögel, die fliegen, und Menschen, die miteinander sprechen?“<sup>353</sup>. Erst die Sprache ermöglicht Bedeutungen. Die Bedeutungen aber können zuerst in Sätzen sichtbar werden, die sich auf unsere Gedanken und Intentionen beziehen. Beim Verständnis von Bedeutung geht es darum, herauszufinden, „was bringen wir in der Sprache und wesentlich durch die Sprache zustande, das heißt so, daß es allein durch Sprache zustande gebracht werden kann?“<sup>354</sup> Taylor führt hier drei wichtige Aspekte an. In der Sprache geht es laut ihm um das Explizit-Machen und Explizit-Werden durch den Ausdruck, die daraus entstehende und ermöglichte Öffentlichkeit, die ein Zwischen-Uns erschafft und die dadurch ermöglichte Bewusstwerdung von Anliegen.

Zuerst geht es also in der Sprache darum, dass der Mensch etwas ausdrücken und dadurch in den Fokus seiner und anderer Aufmerksamkeit rücken kann. Damit werden ihm seine noch etwas unbestimmten, teilweise unbewussten Empfindungen bewusst oder klarer.<sup>355</sup> Die Sprache ermöglicht also Klarheit, indem sie die Option zur Konzentration bietet. Die Sprache ist die Linse,

---

<sup>351</sup> Vgl. ebd., 53.

<sup>352</sup> Ebd., 54, Zitat im Zitat Humboldt 1907, VII: 177.

<sup>353</sup> Taylor 2008, 14.

<sup>354</sup> Taylor 1992, 64.

<sup>355</sup> Dies gilt nur für solche Empfindungen, die uns nicht unmittelbar durch ihre Intensität und Eindeutigkeit klar sind, wie z.B. sehr starke Kopfschmerzen. Starke Schmerzen kann allerdings auch ein Tier haben. Es geht hier also um aus dem Differenzholismus heraus entstandene, sprachabhängige Empfindungen.

die die Gedanken in einem Punkt bündelt und damit einen Brennpunkt der Konzentration schafft.<sup>356</sup> Erst das ermöglicht „eine angemessene Vorstellung von ihr [einer Sache] zu erlangen“<sup>357</sup>. Ohne Ausdrücklichkeit können wir die Merkmale eines Gedankens oder eines Sachverhalts nur unzureichend erfassen. Ohne Sprache bleibt uns also generell der angemessene Zugang zu etwas verwehrt. „Wir bezeichnen jemanden, der sich selbst auszudrücken versteht, als ‚artikuliert‘, weil er zu artikulieren weiß und die Umrisse dessen, was er im Sinn hat, darlegen kann.“<sup>358</sup> Vor der Artikulation können wir nicht genau bestimmen, was und vor allem wie wir es sagen werden. Das wird erst in dem Moment klar, wo wir tatsächlich anfangen zu sprechen. Die Ausdrücke können nun überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden. Vor der Formulierung wissen wir nicht, wonach wir suchen, aber in der Sprache wissen wir, dass wir es gefunden haben.<sup>359</sup> Dies gilt jedoch nur für die Suche nach Formulierungen im Hinblick auf die *Bedeutung* von etwas. Soll etwas lediglich übersetzt oder der Name eines Dings näher bestimmt werden (wenn wir z.B. nicht das Wort für „Wagenheber“ kennen, aber das Ding an sich uns vertraut ist), ist ja bereits vor dem Finden des passenden Worts klar, wonach wir suchen, es fehlt uns lediglich die Aneinanderreihung bestimmter Buchstaben in einem Wort. Geht es um das Erkennen menschlicher Bedeutungen, ist der Vorgang, wie oben beschrieben, ein ganz anderer. Er konstituiert erst die Suche. „In Fällen genuinen Formulierens [...] wissen wir erst im nachhinein, was wir zu identifizieren versuchten.“<sup>360</sup> Dies führt „zu einem expliziten Gewährwerden der Dinge“<sup>361</sup>.

Zweitens ermöglicht die Sprache den Diskurs, die Öffentlichkeit. Durch die Sprache stehen zwei oder mehr Menschen (aber meistens zwei) an einem Aussichtspunkt und gucken zusammen in dieselbe Richtung. Dadurch wird ein „wir“ ermöglicht, das die Gedanken des Einzelnen *zusammen* erfahrbar macht. Das Gespräch ist die typisch menschliche Beziehung, erst Sprache konstituiert die wichtigsten menschlichen Verbindungen.<sup>362</sup> Sie bildet einen gemeinsamen Raum der Aufmerksamkeit und gewährleistet, dass zwei Menschen eine gemeinsame Intentionalität auf den Austausch richten.<sup>363</sup> „Die Sache, über die wir reden, ist nicht länger bloß für mich oder für Dich, sondern für *uns*.“<sup>364</sup> Ohne die durch die Rede gewonnene Öffentlichkeit wäre menschliches Leben

---

<sup>356</sup> Vgl. Taylor 1992, 64f.

<sup>357</sup> Ebd., 65.

<sup>358</sup> Ebd., 65.

<sup>359</sup> Vgl. ebd., 66.

<sup>360</sup> Ebd., 66.

<sup>361</sup> Ebd., 67.

<sup>362</sup> Das gilt auch für menschliche nicht-sprachliche Kommunikation. Auch das Schweigen hat für den Menschen nur Bedeutung im Kontext der Sprache, auch die Kommunikation mit einem Säugling ist erst durch Sprache möglich, auch die nonverbale.

<sup>363</sup> Vgl. Taylor 1992, 69.

<sup>364</sup> Ebd.

nach Taylor undenkbar. Sowohl Gesellschaft und Politik als auch intime Beziehungen zwischen Menschen wären nicht praktikierbar.<sup>365</sup>

Drittens übernimmt die Sprache die Aufgabe, Anliegen auszubilden und zu vermitteln. Dies betrifft vor allem solche Anliegen, die für das Menschsein als konstitutiv angesehen werden können und die Charles Taylor als „metabiologische“ Anliegen bezeichnet: Sinnfrage und -suche, Liebesbedürftigkeit und -fähigkeit, Fragen der Gerechtigkeit und der Freiheit, etc. Diese Anliegen können nur sprachliche Wesen haben, da sie das Wissen über und Empfinden von Werten und Normen voraussetzen. Für menschliche Anliegen und Entscheidungen benötigt man eine Sprache der „starken Wertungen“ (vgl. Kap. 2.5). Auch Tiere sind darauf angewiesen, Situationen zu „bewerten“ z.B. jagt die Katze gezielt nach Mäusen, man könnte also sagen, das Anliegen der Katze bestehe darin, nach bestimmten Maßstäben Mäuse zu jagen.<sup>366</sup> Aber: „Es gibt hier Maßstäbe *an sich*, nicht aber *für sich*. Die Katze erkennt nicht, daß sie Maßstäbe anwendet, sie bezieht sich nicht auf die Maßstäbe *als* Maßstäbe und artikuliert sie nicht als solche.“<sup>367</sup> Wenn wir handeln, verfügen wir als Menschen immer schon über das Wissen von Maßstäben, die uns als Maßstäbe bewusst sind, oder bewusst gemacht werden können. Dieses Wissen wird laut Taylor aber erst von der Sprache hervorgebracht. Die diesen Maßstäben zugrundeliegenden Werte und Normen sind jedoch expressiv. Ohne Expression wäre nicht einmal die wichtigste Unterscheidung für das menschliche Handeln feststellbar: Was ist richtig und was ist falsch?<sup>368</sup>

Die Sprache vollbringt also drei zusammenhängende Leistungen, die nicht-sprachlichen Wesen nicht möglich sind: explizites Bewusstsein durch Artikulation, ein durch die Artikulation ermöglichtes „Wir“ mit gemeinsamem Gesprächs-Fokus und das Formulieren kontrastiver Unterscheidungen zum Zwecke der Bildung von Anliegen. Die Artikulation ist hier jedoch nicht synonym zu Kommunikation. Es geht nicht um reinen Informationsaustausch, sondern um Ausdrücklichkeit, ein durch den Dialog entstandenes Gemeinsames. Diese expressive Dimension der Sprache ist auch ohne beschreibenden Sprachanteil möglich. Wenn bei einem großen Festessen beispielsweise alle Gäste vor lauter Begeisterung über das Essen schweigen, ein Freund aber zu dem andern überwältigt „mmmh“ sagt, schafft dies einen Raum des Gemeinsamen, der vorher nicht bestand, obwohl die Information, dass es jedem sehr gut schmeckt, bereits vorher verbreitet war. Jedoch, und das ist entscheidend, war die Information jedem *für sich* klar. Nach der Expression des Wohlfühlens ist die Situation eine andere, es existiert nun ein *separiertes Wir* innerhalb der

---

<sup>365</sup> Vgl. ebd., 70.

<sup>366</sup> Vgl. ebd., 70f.

<sup>367</sup> Ebd., 71f.

<sup>368</sup> Vgl. ebd., 72f.

Großgruppe.<sup>369</sup> Es geht dabei um den „Raum unserer Beziehung“ oder das „*entre nous*“<sup>370</sup>, wie Taylor es formuliert.

„Wir verfehlen völlig das Wesentliche des Arguments, wenn wir weiterhin am monologischen Modell des Subjekts festhalten und glauben, alle Zustände von Bewußtsein, Wissen, Glauben, Aufmerksamkeit letztlich alle Zustände von Individuen begreifen zu können, so daß unser Bewußtsein von X stets ohne Rest zergliedert werden kann in mein Bewußtsein von X und Dein Bewußtsein von X.“<sup>371</sup>

Das zeigt sich schon daran, dass eine bestimmte Form der Bedeutung erst im Zusammenspiel zweier bestimmter sprechender Personen entstehen kann, jedoch nicht für eine Person alleine oder zwei beliebige andere Personen. Erst in einem bestimmten „Wir“ ist ein designativer Satz im vollen Wortsinn entschlüsselbar. Selbst ein einfacher beschreibender Satz wie „Dann verließ er den Raum“ kann nicht ohne Deutung verstanden werden.<sup>372</sup> Je nach Kontext (also „Wir“ in einer abstrakteren Erscheinungsform) kann dieser Satz Angst, Enttäuschung, Begeisterungstürme oder Wut beschreiben. Erst der Kontext könnte diese Möglichkeiten erklären, aber mit ein wenig Phantasie kann man sich leicht unterschiedlichste Szenarien ausmalen, z.B. das eines Kindes, das im Dunkeln Angst hat und nicht möchte, dass sein Vater weggeht oder einer jungen Frau, die noch vor Beginn des Vorstellungsgesprächs vom Chef wieder alleine gelassen wird, weil er beim Betreten des Raums gesehen hat, dass sie schwarz ist. Den Vorstellungen sind hier keine Grenzen gesetzt und die Beispiele müssen zwangsläufig mager wirken, da das Leben viel komplexer ist. Der Mensch denkt immer schon expressiv und kann ohne Interpretation nichts nachvollziehen oder sprechen. Alles andere wirkt wie eine Karikatur des menschlichen Daseins:

„Dies würde eine Sprache sein, in der der einzige Bestimmungsfaktor der gewählten Ausdrücke in den Erfordernissen des Chiffrierens der zu beschreibenden Informationen bestünde. Die gewählten Ausdrücke würden ausschließlich durch die zu repräsentierenden Sachverhalte sowie die Berücksichtigung der deutlichsten Art und Weise, sie zu codieren, bestimmt. Keine normale menschliche Rede entspricht diesem Ideal.“<sup>373</sup>

Vielmehr empfänden wir eine solche Sprache als zutiefst verunsichernd und autistisch, jedenfalls nicht erstrebenswert. Sprache ist per se ein soziales und expressives Phänomen, auch die analytisch-beschreibende wirkt in einer bestimmten Weise. Jede Beschreibung wird durch Artikulation auch

---

<sup>369</sup> Vgl. ebd., 74f.

<sup>370</sup> Beide ebd., 76.

<sup>371</sup> Ebd.

<sup>372</sup> Vgl. ebd., 77. Taylor wählt hier das Beispiel des „schönen Wetters“.

<sup>373</sup> Ebd., 80.

expressiv, es ist also fraglich, ob rein beschreibende Aussagen existieren können. Es scheint so, als ob der expressive Anteil des Ausdrucks fundamentaler ist.<sup>374</sup> Expression kann auch in die deskriptive Sprache eingewoben sein.<sup>375</sup> Die Artikulation ist dazu unentbehrlich. Sie ermöglicht eine für den Menschen grundlegende Form des Bewusstseins. Dieses Bewusstsein besteht darin, dass wir durch die Formulierung einen Weg zu unseren Anliegen bahnen. Erst durch die Artikulation können wir also laut Taylor Anliegen haben bzw. uns ihrer bewusst werden, was auf die gesehenen Handlungsoptionen bezogen identisch genannt werden kann: „Und unsere typisch menschlichen Anliegen existieren überhaupt nur aufgrund unserer Fähigkeit, etwas zu artikulieren und zum Ausdruck zu bringen.“<sup>376</sup> Dies kann ganz konkrete, weitreichende Folgen haben:

„Daher ist das Wesen einiger unserer Gefühle, und zwar derjenigen, die die wesentlichen menschlichen Anliegen betreffen, teilweise durch die Art und Weise geprägt, wie wir sie artikulieren. Die Beschreibungen, die wir von uns zu liefern geneigt sind, stehen nicht einfach außerhalb der beschriebenen Realität; sie lassen diese nicht unberührt, sondern sind vielmehr für sie konstitutiv. Wenn wir folglich dahin gelangen, ein Gefühl auf neue Weise zu artikulieren, dann ist es häufig so, daß sich das Gefühl ebenfalls wandelt.“<sup>377</sup>

Unser Selbstverständnis und Selbstbewusstsein hängen also wesentlich mit unserer Sprache zusammen, da die dafür konstitutiven Gefühle erst durch die Artikulation vollständig entstehen. Wenn der Ausdruck unsere Intentionen und Anliegen (zumindest mit-)formt, ist es nur folgerichtig, dass je nach Formulierung unsere Gefühle und unser Selbstbild verändert werden. In seinem Buch *Ein säkulares Zeitalter*<sup>378</sup>

„beschäftigt sich Taylor noch immer [wie bereits 1985 in seinen *Philosophical Papers*<sup>379</sup>] mit den verschiedenen (modernen) Möglichkeiten der Welthaltung und Welterfahrung, doch macht er nun deutlicher als zuvor, dass die Art des *In-der-Welt-Seins* nicht in erster Linie von unseren kognitiven Auffassungen und Überzeugungen abhängt, sondern weit stärker von einem vorreflexiven, verkörperten, expressiv und praktisch entwickelten Weltverständnis und Weltempfinden geprägt wird. Deshalb interessiert er sich nun auch explizit für die emotionalen und existentiellen, für die gelebten und *gefühlten* Differenzen möglicher und historisch realisierter Weltbeziehungen“<sup>380</sup>, meint Hartmut Rosa.

---

<sup>374</sup> Vgl. ebd., 82.

<sup>375</sup> Vgl. ebd., 82f.

<sup>376</sup> Ebd., 84.

<sup>377</sup> Ebd.

<sup>378</sup> Frankfurt am Main 2009.

<sup>379</sup> 2 Bände, 1) *Human Agency and Language*, 2) *Philosophy and the Human Sciences*, 1985, Cambridge.

<sup>380</sup> Rosa 2011, 16, vgl. auch FN 4 dort.



Dabei geht es auch Taylor nicht nur um eine fortlaufende Verbesserung des Selbstverständnisses, Täuschung und Verschleierung sind auch und gerade durch die Sprache möglich und die Worte die dazu passen, werden die Täuschung nicht aufdecken, sondern möglicherweise, mit der konstitutiven Sprachsicht Taylors gedacht, sogar noch verfestigen. Aber die Ko-Abhängigkeit von Gefühl und Artikulation ist eine Chance. Wir haben mit der Sprache prinzipiell immer die Möglichkeit einer Veränderung, einer Verbesserung unseres Selbstverständnisses. Dies kann auch unsere Beziehungen verändern, da diese vom in der Sprache geformten Gefühl abhängen. Taylor erwähnt in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass auch Macht erst durch Sprache möglich wird.<sup>381</sup> „[...] [D]er entscheidende Punkt ist der, daß Macht- und Eigentumsbeziehungen nicht ohne Sprache möglich sind, sie realisieren sich wesentlich im Medium der Sprache.“<sup>382</sup>

Bei manchen menschlichen Äußerungen von Gefühlen oder Bedeutungen ist „verstehen“ keine wahrheitskonditionale Kategorie, sondern drückt eine tiefreichende Übereinstimmung und Verbundenheit aus.<sup>383</sup> „Der Grund hierfür ist der, daß diese Tatsachen [Beziehungen, Wünsche etc.] bereits teilweise durch Sprache konstituiert sind und wir diese Sprache bereits verstehen müssen, um sie zu verstehen.“<sup>384</sup> Diese Sprache in der Sprache ist ein bestimmter Werte- und Bedeutungshorizont, ohne den das Verständnis bestimmter Äußerungen unmöglich wäre. Auch der Begriff und das dazugehörige Konzept der Gleichheit der Athener Bürger wie im bereits kurz erwähnten Beispiel, die für den Perser nicht verständlich sind, sind es nur deshalb nicht, weil er einen anderen Bedeutungshorizont hat. „Dies ist jedoch auch der Grund dafür, daß es nicht möglich ist, ‚die Gleichen‘ zu verstehen, ohne zu erkennen, wie dieses Verständnis zur Artikulation genau dieses praktischen Relevanzhorizonts dient. Dies ist *nicht* dasselbe wie die Beschreibung einer unabhängigen Realität.“<sup>385</sup> Hier zeigt allein der Begriff der Relevanz, dass die beschriebene Form des Verständnisses nichts mit objektiven Wahrheiten, sondern mit subjektiver Übereinstimmung, gefühlter Einsicht zu tun hat. Laut Rosa besteht für Taylor die Gefahr des Atomismus (also hier etwa der Verdinglichung, Verobjektivierung oder Vernaturwissenschaftlichung aller Lebensbereiche) darin, dass der Mensch zwar Beziehungen hat, diese aber ausschließlich kausal begründet ansieht und nicht als Teil seiner Identität, sie also gewissermaßen objektiv anerkennt, aber nicht subjektiv als ganzheitlich wichtigen Teil seiner Identität begreift.<sup>386</sup> Erst durch ein Verständnis des Sprechers als ganzheitlicher Person können wir bestimmte Wahrheiten verstehen. Dies können wir nur als „Du“, als teilnehmender Zuhörer vollbringen, nicht als Beobachter aus

---

<sup>381</sup> Vgl. Taylor 1992, 86.

<sup>382</sup> Ebd., 86.

<sup>383</sup> Vgl. ebd., 90ff.

<sup>384</sup> Ebd., 92, vgl. für Taylors Beispiele 91f.

<sup>385</sup> Ebd., 95.

<sup>386</sup> Vgl. Rosa 2011, 18, vgl. auch FN 9 ebd.

der Vogelperspektive.<sup>387</sup> „Denn wir müssen, um den artikulierenden Gebrauch zu verstehen, den *Ausdruck innerhalb des Kontexts* betrachten.“<sup>388</sup> Eine vollständige Loslösung der eigenen Position innerhalb des Dialogs, der Versuch eines sozusagen rein repräsentierenden Verständnisses muss also scheitern, weil er genau das ausklammert, worauf es entscheidend ankommt. Hier könnte man, im Zusammenhang mit einem von Taylor zu dieser Ansicht verfassten Aufsatz,<sup>389</sup> Robert Brandom zitieren, der nach Taylor meinte, Naturalismus sei gleichbedeutend damit, „einen normativen Kuchen aus nichtnormativen Zutaten zu backen“<sup>390</sup> und dies müsse misslingen.<sup>391</sup> Nach Taylor funktioniert Verständnis für das Gegenüber nur dann, wenn eine „Horizontverschmelzung“<sup>392</sup> stattfindet. Ein objektives, rein beobachtendes Verständnis aufgrund der Entschlüsselung der Wahrheitsbedingungen ist also nicht die Bedingung, sondern das Ausschlusskriterium für zwischenmenschliches Nachvollziehen und Verstehen. Die Ausklammerung der Kultur und des Sinns, eine naturwissenschaftliche Herangehensweise, ist nicht der „Königsweg zu aller Wahrheit“<sup>393</sup>. Taylor findet die Vorstellung eines solchen losgelösten Verständnisses in Bezug auf das Verständnis einer Sprache sogar absurd.<sup>394</sup> Erst dadurch, dass ich mich in eine andere Person hineinversetzen kann, wird es mir möglich, sie zu verstehen. Je besser eine Angleichung der Standpunkte und Blickwinkel gelingt, desto tiefer reicht auch mein Verständnis und Mitgefühl für den anderen. Man ist entweder Teilnehmer, also zwangsläufig involviert, oder Außenstehender, also zwangsläufig nicht eingeweiht und auch nicht relevant. Taylor

„[...] zielt seine Argumentation immer wieder darauf ab, die soziale Welt nicht als eine Welt isolierter Entitäten, sondern als ein geradezu energetisch aufgeladenes, vibrierendes Netzwerk zu konzeptualisieren, dem das Subjekt nicht einfach gegenübersteht, sondern in das es gleichsam ‚responsiv eingebettet‘ ist. Ebendeshalb betreibt er auch einen ungeheuren argumentatorischen Aufwand, um nachzuweisen, dass designatorische Sprachtheorien, welche Sprache als ein ‚Instrument‘ des Subjekts zur Bezeichnung und Kontrolle außerhalb seiner selbst liegender Dinge verstehen, fehlgeleitet sind,“<sup>395</sup> kommentiert Rosa.

Sprache heißt Partizipation, da sie ohne Teilnehmer mit geteiltem öffentlichen Raum nicht sinnvoll gelingen kann.<sup>396</sup> Das Dazugehören ermöglicht auch erst das angemessene hermeneutische

---

<sup>387</sup> Vgl. Taylor 1992, 97f.

<sup>388</sup> Ebd., 98f.; Kursivierung von mir, FS.

<sup>389</sup> Taylor 2008, *Das Mysterium der Sprache*.

<sup>390</sup> Brandom 2000, 88.

<sup>391</sup> Vgl. Taylor 2008, 8.

<sup>392</sup> Taylor 1992, 100; der Begriff stammt ursprünglich von Hans-Georg Gadamer (Gadamer 1975, z.B. 290), vgl. auch Taylor 2017, 620.

<sup>393</sup> Taylor 2008, 9, vgl. ebd.

<sup>394</sup> Vgl. Taylor 1992, 101.

<sup>395</sup> Rosa 2011, 19.

<sup>396</sup> Vgl. Taylor 1992, 102.

Verständnis einer bestimmten Person in einer bestimmten Situation. Denn, wie bereits oben beschrieben, ist eine Aussage oft keine objektiv feststellbare, wahre Referenz, sondern stets vom vielschichtigen Zusammenhang abhängig. Alles, was wir von uns geben, ist

„voller potentieller Bedeutungserweiterungen. [...] Denn dank der unterschiedlichen Einstellungen, die wir beim Reden einnehmen, [...] ist es offensichtlich, daß die in allen korrekten und angemessenen Verwendungsweisen eines bestimmten Ausdrucks geltenden Bedingungen radikal verschieden sind.“<sup>397</sup>

Welche Interpretationen eines Satzes beispielsweise konsistent erscheinen, lässt sich oftmals ausschließlich vom Teilnehmer und damit Kenner des Diskurses aus beurteilen.

#### 2.4 Die Unersetzbarkeit des Kontexts und die Stimmigkeit des Wortgebrauchs

Sprache verleiht uns also nach Taylor zuerst die Möglichkeit, die Welt aus menschlicher Perspektive zu betrachten. Dies kann so formuliert werden, da erst die Sprache uns für Bedeutungen affizieren kann und außerdem erst Bedeutungen entstehen lässt. Dies bedeutet aber, Taylor geht es hier nicht nur um „linguistic issues but also on the human condition as such“<sup>398</sup>, so Paolo Costa. Deshalb ist es wichtig, dass wir eine bestimmte Aneinanderreihung von Worten in einem Satz nicht als *die* Bedeutung begreifen, die der Sprecher mit dem Satz zur Verfügung stellt, verdeutlicht Taylor.<sup>399</sup> „Wir müssen letztere, die Referenz also, vom Sinn unterscheiden. Den Sinn eines Ausdrucks zu bestimmen heißt, den Weg des Sprechers/Hörers hin zur Referenz zu bestimmen.“<sup>400</sup> Denn „Wörter sind nicht einfach analog den Korrelationen, auf die wir in der Natur treffen [...]“<sup>401</sup>. Die von Menschen geäußerten Referenzen sind stets in ihrem Zusammenhang zu betrachten. Sie bedeuten nicht stets dasselbe, ganz gleich von welcher Person die Äußerung stammt. Vielmehr ist die Situation, der Gesamtzusammenhang von der Äußerung im Verhältnis von Sprecher und Zuhörer und das, was zwischen den Zeilen steht und nur den Betreffenden (also wiederum dem Sprecher oder Zuhörer) zugänglich ist, entscheidend. Sprache ermöglicht es uns, Repräsentationen unseres Inneren zu formulieren und zu verstehen. Taylor findet ein „Primat unseres Gesamtverständnisses“<sup>402</sup> sinnvoll. Dieses Primat können wir jedoch nicht von einem Dritte-

---

<sup>397</sup> Ebd., 104.

<sup>398</sup> Costa 2017, 622.

<sup>399</sup> Vgl. Taylor 1992, 52ff., v.a. 56f.

<sup>400</sup> Ebd., 57.

<sup>401</sup> Ebd.

<sup>402</sup> Taylor 2008, 4. Matthias Jung verweist in seinem Buch *Der bewusste Ausdruck* auf den Sachverhalt, dass die Sprache eine konkrete Aussage allgemein verständlich werden lässt (also von intersubjektiver Bedeutung sein kann), gleichzeitig aber das intrasubjektiv Erlebte nicht völlig durch allgemeine Sprachzugänge abbildbar ist. Das liegt auch daran, dass

Person-Beobachtungspunkt aus erlangen. Als Interpreten stehen wir stets innerhalb der Szenerie, um die es geht. Anders wäre das Formen und Verständnis von Bedeutung gar nicht möglich.<sup>403</sup> Sprache ist eben nicht gleichzusetzen mit einem Lexikon, das Inhalte wiedergibt, die jedermann gleich verwendet und versteht.<sup>404</sup> Diese Einsicht widerspricht eindeutig der Rahmentheorie, da sich die Bedeutung nicht unabhängig von der Sprache denken lässt. Läge die Sprache lediglich wie ein Kommunikationsrahmen um das Bedeutungsbild herum, das es, wie jedes Bild, auch ohne und lange vor dem Rahmen gibt, wäre unsere sprachliche Abhängigkeit bei der Definition von Bedeutung bereits hinfällig. Nach der taylorischen, expressiven Interpretation von Bedeutung, wäre gar kein Bild da, wenn die Sprache einzig der Kommunikation oder Feststellung von naturwissenschaftlicher Wahrheit diene.<sup>405</sup> Das liegt auch daran, dass „[d]ie Sprache [...] uns die Möglichkeit [gibt], etwas *als* das, was es ist, zu erfassen“<sup>406</sup>. Bei diesem Prozess sind wir stets einer inneren Prüfung unterzogen. Es geht bei jeder, gedachten oder ausgesprochenen, Äußerung darum, zu überprüfen, inwiefern sie zum Gesamtbild passt, um eine angemessene Deutung finden zu können. Costa, der versucht, *Das sprachbegabte Tier*<sup>407</sup> zu charakterisieren, meint, Taylor wolle manchmal das große Ganze erklären, um zu verhindern, dass wir uns unserer wichtigsten Überzeugungen unbewusst werden.<sup>408</sup> Es geht Taylor darum, dass moderne Menschen oftmals einen Mangel wahrnehmen, eine Unfähigkeit, zu verstehen, worauf es uns als Menschen ankommt und wie wir dieses Problem mittels der Sprache ausdrücken und angehen können.

Ein bestimmter äußerer Reiz-Schlüssel passt bei einem Tier zu einem spezifischen Reaktions-Schloss (oder selten mehreren). Beim Menschen ist das durch den Gebrauch von Sprache ganz anders. Dadurch, dass er Wörter verwendet, ist er stets von „intrinsische[r] Richtigkeit“<sup>409</sup> geleitet, denn er benutzt ja dieses Wort und nicht ein anderes und hat also einen *Grund* für seine Verwendung. Der Mensch spricht dem Wort eine bestimmte Angemessenheit zu, die in seinen Merkmalen begründet liegt, bevor er es verwendet. Er kann, sprechend, sich gar nicht anders als immer schon in einem semantischen Zusammenhang bewegen und damit Richtigkeits-Anforderungen ausgesetzt sein.<sup>410</sup> Das liegt daran, dass der Mensch keinem Reiz-Reaktions-Schema

---

eine individuelle Äußerung immer auch verkörpert ist (vgl. Jung 2009, 273). Shaun Gallagher formuliert das so: „Language transcends embodiment at the same time that it depends on it.“ (Gallagher 2005, 127, vgl. Jung 2009, 273).

<sup>403</sup> Vgl. Taylor 1992, 60-62.

<sup>404</sup> Vgl. ebd., 63; vgl. Taylors Humboldt-Anmerkungen dort.

<sup>405</sup> Vgl. Taylor 2017, 14.

<sup>406</sup> Taylor 2017, 19.

<sup>407</sup> Taylor 2017.

<sup>408</sup> Vgl. Costa 2017, 623.

<sup>409</sup> Taylor 2017, 23.

<sup>410</sup> Vgl. ebd., 22f.; deswegen ist es auch so eindrucksvoll, wenn wir für etwas plötzlich die richtigen Worte finden, die unsere Gefühle oder eine Situation adäquat beschreiben. Denn dies bedeutet, dass wir die sie konstituierenden Merkmale erkannt haben und also den nötigen Ausgangspunkt für eine richtige Reaktion gefunden haben. Vgl. ebd., FN 7.

unterliegt. Was er wie auffasst und wie er dann damit umgeht, ist zwar vorstellbar, aber niemals mit zweifelloser Sicherheit vorhersehbar. „Sprachliches Bemerkens von X [...] läßt sich weder darauf zurückführen noch damit gleichsetzen, daß unter bestimmten Umständen eine spezifische Reaktion oder Reihe von Reaktionen ausgelöst wird.“<sup>411</sup>

Ein Wort hat bestimmte Merkmale und bestimmte andere nicht, aber was es in einer konkreten Situation *bedeuten* soll, das kann es nicht enthalten. Laut Taylor ist dies ein weiteres Problem der Bezeichnungstheorien nach Hobbes, Locke und Condillac. Sie begingen nach ihm den Fehler, den Merkmalen, die in einem Wort festgehalten sind, eine dingähnliche Substanz zuzurechnen. Sie waren der Überzeugung, dass Gedanken ebensolche Eindeutigkeit besitzen wie physische Realitäten. „Dem Mobilien des Geistes wurde eine dingähnliche Existenz zugestanden, wie sie den Gegenständen *unabhängig von jedem Hintergrund* zukommen kann.“<sup>412</sup> Da diese Denker davon ausgingen, dass die Verwendung eines Wortes den Hintergrund bereits wirksam einschließt und im Ausdruck angemessen transportiert, war ein echtes Verständnis des Hintergrundes nach Taylor unmöglich.<sup>413</sup> Es gibt für ihn im Bereich der menschlichen Bedeutungen keine „irreduzible sprachliche Richtigkeit“<sup>414</sup>. Denn wir verfügen zwar über scheinbar unendlich viele Worte, diese Worte sind aber allgemeine Worte mit vielen möglichen Verwendungsweisen. Wer das übersieht, hat leicht einen „abstraktiven Tunnelblick“<sup>415</sup>. Was für die richtige Interpretation einer Äußerung besonders wichtig ist, nämlich situatives Vorwissen, Intuition, Zusammenhang und Intention, bleiben ausgeschlossen. Ein Verständnis von Sprache aus der Dritten-Person-Perspektive ist auch dadurch nicht möglich. „Desengagierte“ Sprache, wie Taylor sie nennen würde, eine Sprache ohne situatives, persönliches Eingebundensein, die die (Be-)Deutung erst ermöglicht, ist nicht möglich.<sup>416</sup> Nach Taylor müssen „Wiedergewinnung des Hintergrundes und Situierung unseres Denkens“<sup>417</sup> Ziele sein, die wir erreichen müssen, wenn wir jemanden wirklich *verstehen* wollen. Eben dieses Vermögen bezeugt die bahnbrechende Verwandlung, die vom Tier zum Menschen vollzogen wurde. Costa analysiert: „The human being, according to Taylor, is a self-interpreting animal. And this makes her (or him) a unique animal inasmuch as her mode of being is deeply shaped by her power of articulation.“<sup>418</sup> Wie Herder betont, ist die Sprache nicht „wie die vierte Stufe einer Leiter nach den drei untersten“<sup>419</sup>. Eine desengagierte Sprache, die von jedem

---

<sup>411</sup> Taylor 2017, 24.

<sup>412</sup> Ebd., 33f.; Kursivierung von mir, FS.

<sup>413</sup> Vgl. ebd., 33.

<sup>414</sup> Ebd., 33.

<sup>415</sup> Taylor 2008, 4.

<sup>416</sup> Vgl. Taylor 2017, 38f.; auf Seite 38 findet sich der Begriff der „Desengagiertheit“.

<sup>417</sup> Ebd., 39.

<sup>418</sup> Costa 2017, 625.

<sup>419</sup> Herder 1985, 717, vgl. Taylor 2017, 39.

individuellen Zusammenhang „befreit“ ist, wäre jedoch solch eine vierte Sprosse. Die vierte Sprosse Sprache transformiert und bildet jedoch gleichsam alle Bereiche des Menschseins. Sie ist eine „Transformation unseres psychischen Lebens als Ganze[m]“<sup>420</sup>. Sprachfähigkeit und Menschsein sind nicht trennbar. Das liegt daran, dass Sprache nach Hartmut Rosa „das kulturelle Bedeutungs- und Begriffsnetz definiert und damit die meisten sozialen Praktiken erst eröffnet und ermöglicht“<sup>421</sup>. „Erst eine Kultur und eine Sprache schaffen eine Bandbreite an Optionen, die von einem Subjekt als sinnhaft erfahren werden können und eine bedeutungsvolle *Wahl* ermöglichen.“<sup>422</sup> Dies hängt mit Taylors Modell von positiver Freiheit zusammen. Freiheit ist nicht nur die Abwesenheit von Hindernissen (die sogenannte negative Freiheit), sondern die Suche nach und das Finden von authentischen, qualitativ unterscheidbaren, in Moral eingebetteten, Zwecken.<sup>423</sup> Rosa formuliert es so:

„Das Gewebe an Bedeutungen, welches eine Kultur definiert“ hat ihren wichtigsten Sitz in der Sprache, „welche jenes kontrastive (und normative) Feld an Bedeutungen und Begriffen aufspannt, das den sozialen Praktiken ihren Sinn und ihre Gestalt verleiht. Doch eine Sprache kann ebensowenig unabhängig von einer konkreten sozialen Wirklichkeit existieren, wie diese ohne die sie konstituierenden Begriffe auskommt. Sprache und Lebensform bleiben im Sinne Wittgensteins untrennbar aufeinander verwiesen.“<sup>424</sup>

Unser Sprachverständnis ist ein ganzheitlicher Vorgang, der sich nicht auf das Wiedererkennen einzelner Wörter reduzieren lässt. Einzelne Wörter als Signalgeber wären so etwas Ähnliches wie ein bestimmter visueller Reiz für ein Versuchskaninchen.<sup>425</sup> Wörter sind, wie bereits betont, nicht alleine und Vokabel für Vokabel lernbar. Erst in einem Gefüge von anderen Wörtern erhalten sie ihren Sinn. Diese Abhängigkeit eines Wortes von anderen Wörtern in einem Satz, erweitert Taylor nochmals auf der Sinnebene: Nach ihm hat bereits Herder festgestellt, dass, wie bereits ausgeführt, nicht nur ein Wörterbuch für das Verständnis eines Wortes unentbehrlich ist, sondern auch der lebensweltliche Zusammenhang, in dem es geäußert wird. Dieser „Bedeutungsholismus“<sup>426</sup>, also die Tatsache, dass die Bedeutung eines Wortes weder in ihm selbst, noch im Lexikon, noch in der Einzeläußerung zu finden ist, sondern in der gesamten Bedeutungsstruktur einer Beziehung, spielt für Taylor eine wichtige Rolle, daher folgen an dieser Stelle noch einige Ergänzungen dazu.

---

<sup>420</sup> Taylor 2017, 39.

<sup>421</sup> Rosa 1998, 127.

<sup>422</sup> Ebd., 132.

<sup>423</sup> Vgl. ebd.

<sup>424</sup> Ebd., 134f.

<sup>425</sup> Vgl. Taylors Beispiel der Ratte, die zu einem Dreieck flitzt, um dort, wie jedes Mal, ein Stück Käse zu bekommen. (Vgl. Taylor 2017, 21ff.). Sie erkennt nicht sprachlich die Dreiecks-Form, sondern reagiert lediglich auf einen konditionierten Reiz, welcher Form auch immer.

<sup>426</sup> Taylor 2017, 40.

Es ist unerlässlich, dass wir das Wort, das wir hören oder denken, in einem ersten Schritt als eben dieses Wort wiedererkennen. Dies ist möglich, da wir Worten bestimmte Merkmale zuordnen. Dieser Merkmale müssen wir uns erinnern können, um sie sodann zu artikulieren, ob hörbar oder nicht.<sup>427</sup> Dies ermöglicht uns, ein Sensorium für die sprachliche Richtigkeit zu entwickeln. Erst durch eine passende Sprache (und situativ-bedeutungsholistisches Verständnis von Sprache) wird eine angemessene Wahrnehmung und dadurch auch Benennung unserer Lebenswelt möglich. Denn „[d]ie Bedeutung, die unsere Wörter haben, kommt ihnen nur im Rahmen der ‚Sprachspiele‘ zu, die wir mit ihnen spielen; und diese wiederum finden ihren Kontext im Rahmen einer ganzen Lebensform“<sup>428</sup>. Taylor dehnt diese Annahme auch auf die Gesellschaft aus: Sozialität und Sprache bilden nach Rosa für Taylor

„ein wechselseitiges Bedingungs- und Ermöglichungsgefüge“. Das bedeutet zum Beispiel, dass Parlamente für indigene Völker im Regenwald „*bedeutungslos* [sind], insofern Bedeutung immer *auch* an eine Sprache gebunden ist. Dies besagt nicht, daß Bedeutungen explizit *in der Sprache* artikuliert bzw. im Bewußtsein sprachlich repräsentiert sein müssen, sondern nur, daß soziales Verhalten immer und vor allem auch verbales Verhalten bzw. Verhalten in einem durch die Sprache mitkonstituierten und abgesteckten Bedeutungsfeld ist“<sup>429</sup>.

Rosa betont also, dass Dinge, die für uns bedeutungsvoll sind, in der Gesellschaft, in der wir leben, auch sprachlich vorkommen. Für einen Menschen, der keine Vorstellung von einer Demokratie hat, sind Parlamente gar nicht leicht vorstellbar, sie sind kein Teil seiner Lebenswelt, also auch nicht relevant. Dies bedeutet jedoch nicht, dass wir nur alle Wörter samt ihrer Definition kennen müssen, um in jeder Situation zu wissen, wie wir ein Problem lösen oder ein bestimmtes Gefühl benennen können. Sprachlosigkeit ist bei einer bestimmten Form von Überwältigung oder Unsicherheit ein bekanntes Phänomen. Es ist jedoch stets vorübergehend und nie ganz und gar. Teile unseres Eindrucks oder Gründe unserer Überforderung sind stets benennbar, denn „[d]as Gebiet, auf dem uns unsere Beschreibungen im Stich lassen, liegt in einem Kontext von Worten“<sup>430</sup>. Im Nachhinein, nach genauerem Nachdenken, können wir zumindest *irgendwelche* Worte für das Geschehen finden und wenn man uns zwänge, wäre dies sicherlich auch in der konkreten Situation möglich. Diese Fähigkeit ist laut Taylor für unser Weltverständnis sehr bedeutsam.

---

<sup>427</sup> Vgl. ebd., 41; wie wir bereits bei Herder gesehen haben, ist das Sprachvermögen nicht in erster Hinsicht durch Lautlichkeit bestimmt. Wir brauchen sie zur Verständigung und Abstimmung unserer Gedanken, aber Artikulation kann auch gedachte Sprache sein.

<sup>428</sup> Ebd., 47, vgl. ebd. FN 28 & 29; Wittgenstein betont die Wichtigkeit des Kontexts, in dem wir sprechen, für die Art, wie wir das tun. Sprache ist für ihn Teil einer Lebensform. Je nach dem, wann, wo und mit wem wir sprechen, sprechen wir unterschiedlich, dies bezeichnet er als „Sprachspiele“ (vgl. Wittgenstein 1969, § 23, 27, vgl. 300ff., Zitat auf 300).

<sup>429</sup> Rosa 1998, 136.

<sup>430</sup> Taylor 2017, 42.

„Die Erweiterung des Artikulationsvermögens kann also zu einer vergleichsweise geringen Umgestaltung unserer Erfahrung führen, wie im Fall der Unterscheidung zwischen Ulmen und Eichen, sie kann aber auch sehr viel tiefer reichen, etwa wenn wir verschiedene Formen der Zuneigung und ihrer Voraussetzungen unterscheiden lernen, bis es uns gelingt, unsere persönlichen Beziehungen und die damit verbundenen Spannungen und Konflikte auf ganz neue Weise zu deuten.“<sup>431</sup>

Taylor geht es hier, wie bereits kurz angesprochen, um „intrinsische[.] Richtigkeit“<sup>432</sup>, die die semantische Dimension nicht als einzige gelten lässt. Dies kann z.B. bedeuten, dass es einen „richtigen“ Weg geben kann, wie ich einen Konflikt löse, auch wenn man zunächst vielleicht nicht erkennen kann, inwiefern wir es in diesem Bereich mit sprachlich-intrinsischer Richtigkeit zu tun haben sollten. „Aber die Art und Weise, in der das richtige zeichengebende Verhalten zur Verwirklichung dieser Ziele beiträgt, beinhaltet sie doch.“<sup>433</sup> Innerhalb dieser nicht-semantischen Ebene bedarf es nach Taylor noch einer Abstufung. Im Fall (a) ist ein Wort richtig, also angemessen, weil es die Aufgabe erfüllt, die ich erreichen will. Wenn ich „Puh!“ sage, wenn ich gestresst bin und dadurch Erleichterung erfahre, ist „Puh!“ hier das richtige Wort. Es ist das Mittel zum Zweck der Entspannung. Im Fall (b) ist es jedoch ganz anders gelagert. Das Wort, das ich benutze (und mit dem ich auch ein Ziel verfolgen und erreichen kann), ist hier das richtige, weil es eine innere Stimmigkeit zwischen Situation und bedeutungsholistischem Wortinhalt gibt.<sup>434</sup> Das Mittel *ist* sozusagen der Zweck. Bereits anhand dieser beiden unterschiedlichen Fälle von „Richtigkeit“ lässt sich erkennen, dass „[...] die sprachliche Richtigkeit [...] einen Facettenreichtum [hat], der sich nicht durch Semantik allein in den Griff bekommen läßt“<sup>435</sup>. Die Sprache ist oftmals der wichtigste Ort der menschlichen Erkenntnis. Was „richtig“ und was „falsch“ ist, legen wir in ihr und durch sie fest. Daher eröffnet eine veränderte Sprache auch eine neue Sicht auf die Dinge, die „[...] alle Aspekte des Lebens der Akteure umkrempeln muß. Sie wird auch der Ort neuer Emotionen sein“<sup>436</sup>. Denn: „Beim Menschen ist eine emotionale Reaktion untrennbar mit einer bestimmten Charakterisierung der sie auslösenden Situation verbunden.“<sup>437</sup> Diese Charakterisierung hat keine rein beschreibende, sondern vor allem eine wertende Funktion. Für diese Einschätzung gibt es keine andere Instanz als den eigenen Wertekosmos, eingerahmt und

---

<sup>431</sup> Ebd., 53.

<sup>432</sup> Ebd., 55.

<sup>433</sup> Ebd., 56.

<sup>434</sup> Vgl. ebd., 57f. Taylor verwendet hier das Wort „Phjumml!“ als Bsp. für a): es ist richtig, weil es den Zweck erfüllt (hier „Seelenruhe“), im Fall b) ist es anders, denn „Es tut mir leid!“ ist richtig, weil es in einer bestimmten Situation den Kontakt zwischen zwei Menschen wieder aufleben lassen kann (Zitate auf 57 und 58).

<sup>435</sup> Ebd., 59.

<sup>436</sup> Ebd., 60.

<sup>437</sup> Ebd., 60.



hervorgebracht von „vorgängigen sittlichen Horizonten und Bindungen“<sup>438</sup> der Gesellschaft. Dieser Vorgang setzt voraus, dass wir für Fragen der Moral, der Gesellschaft oder der Selbstverwirklichung empfänglich sind. Es geht also um eine innere Instanz für Richtig und Falsch. Durch die Sprache vermögen wir auch andere Varianten dieser Richtigkeit nachzuvollziehen. Dies gelingt umso besser, je klarer wir uns über diese Differenzen und ihre Ursprünge (beispielsweise die gefühlten Einsichten, wie wir unten sehen werden) werden können.<sup>439</sup> Denn „[i]n diesem Bereich bedeutet ein verändertes oder klareres Sinnverständnis – anders als im Fall der rein äußeren Gegenstände – eine veränderte oder klarere Emotion“<sup>440</sup>. Mithilfe der Sprache kann der Mensch also seine eigene Wertung von Situationen oder Vorgängen verändern und ebenso eine Veränderung bei anderen bewirken. Auch diese Einschätzungen wachsen, gelangen zur Reife und entstehen erst vollumfänglich *mit* der Artikulation, nicht bereits vor ihr.<sup>441</sup> Dies bedeutet konkret, dass unsere Einschätzungen von Bedeutungen bei uns und unseren Mitmenschen erst durch Sprache geformt werden. Sprache scheint das Siegel zu sein, das dem warmen Gefühls-Wachs erst seine Form gibt. Erst durch Sprache gibt es Bedeutendes für uns Menschen.<sup>442</sup> Oder, wie Rosa es formuliert: „Sprache repräsentiert nicht nur Wirklichkeit, sondern *konstituiert* sie auch.“<sup>443</sup> Die konstituierende Form der Sprache darf nicht mit der deskriptiven verwechselt werden. Zwar sind in gewisser Hinsicht auch unsere Beschreibungen von Objekten konstitutiv, denn ob ich ein Sofa als alt und kaputt oder gemütlich und urig bezeichne, wird auch maßgeblich dafür sein, wie ich es bewerte. Aber bestimmte Eigenschaften (zerrissenes Leder, kaputte Federn, unangenehmer Geruch) werden mehr oder minder objektiv feststellbar sein. Ganz anders liegt der Fall bei der Beschreibung von inneren Gegenständen oder äußeren Gegenständen, zu denen wir einen expressiven Zugang finden. Seelische Zustände lassen sich nicht einfach in dieser oder jener Form „vorfinden“ und sodann beschreiben.<sup>444</sup> Wie ich einen Gefühlszustand beschreibe (und wenn ich einen expressiven Zugang zu etwas finde, ist dies meist nicht unabhängig von einer subjektiv gefühlten Richtigkeit meiner Wertung möglich), ist nach Taylor von essentieller Bedeutung dafür, wie ich fühle. Dieses Gefühl wiederum bestimmt meine Einstellungen und Handlungen in diesem Bereich und ist somit mit-konstitutiv für meine Zukunft.

„Doch sobald wir den sprachlich konstituierten Hintergrund, der diese Tätigkeiten ermöglicht, aus den Augen verlieren und ihn einfach als gegeben hinnehmen, kann es leicht geschehen, daß wir in eine Haltung abgleiten, aus der heraus wir unsere Emotionen,

---

<sup>438</sup> Rosa 1998, 132.

<sup>439</sup> Vgl. Taylor 2017, 60f.

<sup>440</sup> Ebd., 61.

<sup>441</sup> Vgl. ebd., 62ff.

<sup>442</sup> Vgl. ebd., 67f.

<sup>443</sup> Rosa 1998, 137.

<sup>444</sup> Vgl. Taylor 2017, 72f.

zwischenmenschlichen Verhältnisse und normativen Deutungen ebenfalls als etwas schlichtweg Gegebenes und gleichsam in der Natur der Dinge Liegendes ansehen.<sup>445</sup>

Dieses von Taylor beschriebene Szenario wirkt sehr funktional. Wenn wir aber erkennen, welche Macht in der Sprache liegt, können wir die eigene Selbstwirksamkeit und Variabilität zu unseren eigenen und fremden Gunsten erweitern. Taylor beschreibt dies in einer frühen Definition der Konstitutionstheorie folgendermaßen: „By contrast [zur Rahmentheorie], a ‚constitutive‘ theory gives us a picture of language as making possible new purposes, new levels of behavior, new meanings, and hence is not explicable within a framework of human life conceived without language.“<sup>446</sup>

Seit Herder kann man eine andere Bewertung der Artikulation vornehmen: „[D]er Besitz von Sprache befähigt uns dazu, [...] neue Emotionen zu empfinden, uns neue Ziele zu setzen, neue Beziehungen herzustellen und auf Fragen starker Wertung anzusprechen. Man könnte auch sagen: Die Sprache transformiert unsere Welt [...]“<sup>447</sup>. Sprache ermöglicht es uns nicht nur, das, was unser menschliches Leben ausmacht, auszudrücken und anderen verständlich zu machen, sondern Sprache ist der Grund dafür, dass diese ‚human meanings‘ überhaupt erst entstehen können. Also transformiert die Sprache nicht nur unsere Welt, sondern lässt sie überhaupt erst in der Weise, wie wir sie kennen, entstehen.<sup>448</sup> Die Sprache „erschließt uns [...] Möglichkeiten, die es ohne sie gar nicht gäbe“<sup>449</sup>. Der *energeia*-Begriff von Humboldt wird von Taylor also nicht nur bestätigt, sondern noch erweitert. Ähnlich wie erst die Hefe die Möglichkeit schafft, den Teigklumpen zum Kuchen werden zu lassen, scheint auch erst die Sprache nach Taylor unserem biologischen Leben die Möglichkeit zu verleihen, wirklich lebendige Bedeutungswesen zu werden.

Durch die Sprache ist dem Menschen der Zugang zur Interpretation gegeben. Expression und Deskription lassen sich jedoch nicht völlig in Kreativität und Sachlichkeit aufteilen. Auch Expression ist beschreibend und vielerlei Beschreibungen zeigen oder verursachen eine Wertung. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn wir beschreiben, wie jemand dasitzt. Da die Körperhaltung auch ein Abbild der Einstellungen zur Außenwelt repräsentiert, kann die Beschreibung dieses körperlichen Spiegels innerer (konstitutiver) Einstellung nie völlig objektiv sein.<sup>450</sup> Auch enaktiv

---

<sup>445</sup> Ebd., 75.

<sup>446</sup> Taylor 1995b, 101.

<sup>447</sup> Taylor 2017, 77.

<sup>448</sup> Nach Taylor ist mit einer veränderten Einschätzung einer Situation untrennbar verbunden, dass unsere gefühlte Richtigkeit von etwas sich wandelt. Vor diesem Hintergrund sind auch veränderte Gedanken oder neu als rational erachtete Gründe nicht wirklich überzeugend oder gar handlungsleitend ohne eine veränderte Empfindung dessen, was für richtig erachtet wird. „Unsere neue Einsicht muß erst durch eine empfundene Intuition bestätigt werden, ehe sie zu unserer neuen Überzeugung wird“ (Taylor 2017, 378).

<sup>449</sup> Taylor 2017, 79.

<sup>450</sup> Vgl. ebd., 83-86. Taylor wählt hier das Beispiel des Wortes „Macho“ zur Verdeutlichung (vgl. ebd., 84).

umgesetzte Bedeutungen erlangen jedoch erst in der Artikulation ihre gesamte Kraft. Verdeutlicht sich jemand selbst, wie er, bewusst oder unbewusst, handelt, welche Beweggründe ihn leiten und was daran für ihn richtig oder falsch ist, oder lässt sich dies von einem Gegenüber verdeutlichen, wird die Handlungsweise erst durchsichtig. Dadurch wird sie reflektierbar und veränderbar. „Er [der Wert] rückt für uns in den Brennpunkt. Er gewinnt für uns an Klarheit, und manchmal wirkt er infolgedessen überzeugender.“<sup>451</sup> Oder, so möchte man hinzufügen, weniger überzeugend, denn größere Klarheit kann auch Ablehnung eines Werts oder Anerkennen eines falsch verstandenen Werts bedeuten. Sprache lässt uns nicht nur die Welt kennenlernen und beschreiben, obwohl auch dieser Vorgang eine Quelle der Bereicherung und des Staunens sein kann. Wer würde sich nicht gerne das türkisblau-schimmernde Meer der Malediven beschreiben lassen, wie es langsam über den Sand fließt? Aber der Reichtum, den Beschreibungen für uns haben können, gelangt teilweise nur durch die für uns vielleicht wichtigste Form der Sprache zu uns: Die, die uns Gefühle erschließt und uns für sie empfänglich macht, die Sinn und Bedeutung verleiht.<sup>452</sup> Mit Taylor kann man an dieser Stelle vielleicht sagen, dass etwas nur dann bedeutsam sein kann, wenn es sprachlich ist oder zumindest potentiell (wenn auch vielleicht zunächst in ungenügenden Worten: warum einen z.B. etwas berührt, kann schwer in Worte zu fassen sein) sein kann. Selbst Schweigen wird, wie bereits betont, erst bedeutsam in einer Welt der Sprache, sonst wäre es auch nur Stille. Selbst schwerste körperliche Einschränkungen werden von Menschen nicht bloß wahrgenommen, weil sie z.B. verstehen können, dass Atemnot nicht nur sehr unangenehm, sondern als Bedrohung der Selbständigkeit, des Lebens auftreten kann. Chancen zu erkennen, Möglichkeiten wahrzunehmen und zu ergreifen, Situationen als bestimmte zu kennzeichnen und zu verändern und die Zuschreibung von Sinn jedweder Art ist sprachlich gebunden, Sprache bietet die Chance zur „Einsicht in neue Möglichkeiten“<sup>453</sup>. Wenn wir Taylors Formulierung, dass „der artikulierte[.] Ausdruck die Wandlung menschlicher Bedeutungen bewirkt“<sup>454</sup> einmal gründlich durchdenken, wird uns aufgehen, wie weitreichend und lebensweltlich nachvollziehbar seine These der Sprache als Weltformer ist.

Die für die Sprache unerlässliche Voraussetzung ist eine Art nonverbaler Proto-Sprache, die das Kind zuerst als Säugling lernt. Es lernt im besten Fall, was Vertrauen heißt, wie es ist, wenn man liebevoll behandelt wird und wie und warum man lacht. Lernen Kleinkinder diese Vor-Bedeutungen nicht kennen, haben sie später Schwierigkeiten damit, ihr Leben einzurichten. Ohne ein klares Gespür dafür, welches Gefühl sie haben, können sie Probleme entwickeln, ihre Ziele klar

---

<sup>451</sup> Ebd., 89.

<sup>452</sup> Vgl. ebd., 89-93.

<sup>453</sup> Ebd., 95, vgl. ebd.

<sup>454</sup> Ebd., 100.

zu formulieren und konsequent zu verfolgen.<sup>455</sup> Ohne vorsprachliche Interpretation unserer Welt haben wir später also auch sprachliche Defizite und dadurch bedingte Schwierigkeiten, allein sprachlich konstituierbare Bedeutungen zu erkennen oder zu formen. Im von Taylor erwähnten Buch *The first Idea* von Greenspan und Shanker wird sogar beschrieben, dass Menschen, die ihre Gefühle nicht adäquat wahrnehmen (und also versprachlichen) können, auch Schwierigkeiten mit dem Begriffsverständnis haben.<sup>456</sup> So könnte die Fähigkeit, sprachlich Gefühle zu fixieren und zu reflektieren auch die Basis für die „ethische Erkenntnis“<sup>457</sup> sein. Auch in Metaphern figuriert die Sprache, lässt also etwas durch den Ausdruck entstehen, formt das in ihr Beschriebene (z.B.: „Der Mond ist aufgegangen“ bildet keine naturwissenschaftliche Tatsache ab, sondern eine menschliche Bedeutung. Dies auszudrücken kann viel bedeuten, aber stets etwas, das nur für und durch den Menschen vorhanden ist, vgl. Kap. 2.8). Aber auch die Verwendung von Metaphern hängt davon ab, wie wir eine Situation wahrnehmen und deuten, also wie wir sie empfinden. Auch Rosa weist darauf hin, dass bei Taylor

„die Art des *In-der-Welt-Seins* nicht in erster Linie von unseren kognitiven Auffassungen und Überzeugungen abhängt, sondern weit stärker von einem vorreflexiven, verkörperten, expressiv und praktisch entwickelten Weltverständnis und Weltempfinden geprägt wird. Deshalb interessiert er sich nun auch explizit für die emotionalen und existentiellen, für die gelebten und *gefühlten* Differenzen [...]“<sup>458</sup>.

Was die Sprache uns eröffnet, ist die bereits erwähnte Möglichkeit, etwas in den gemeinsamen Raum zu stellen bzw. einen gemeinsamen Raum zu bilden. Dadurch, dass wir uns über die Sprache gemeinsam verständigen, wird, wie gesagt, unser monologisches Dasein nicht nur ergänzt, sondern aufgehoben:

„Damit [der gemeinsamen Fokussierung von Erwachsenem und Kind auf eine Puppe] ist sie nicht mehr nur ein Objekt für dich und mich, sondern ein Objekt ‚für uns‘. Daß sie ein Objekt für jeden einzelnen von uns ist, ist etwas völlig anderes als der Umstand, daß sie ein Objekt ‚für uns‘ ist, und das gilt sogar dann, wenn man hinzufügt, daß jeder von uns weiß, daß sich der andere dessen bewußt ist. [...] Unsere prekäre Lage [in einer überfüllten, heißen U-Bahn zu sitzen] ist jetzt [durch die Artikulation dieses Zustands] etwas Gemeinsames. Eigentlich könnte man sogar sagen, daß es bei den meisten Gesprächen

---

<sup>455</sup> Vgl. ebd., 106f.; vgl. dort auch FN 4 & 5.

<sup>456</sup> Vgl. Taylor 2017, 108, vgl. ebd. FN 7; vgl. ebenso Greenspan et al. 2004.

<sup>457</sup> Taylor 2017, 109, vgl. ebd., vgl. ebd. FN 10.

<sup>458</sup> Rosa 2011, 16, vgl. auch FN 4 ebd.

nicht so sehr um die ausgetauschten Informationen geht, sondern um das Teilen, um die Herstellung von Gemeinschaftlichkeit.“<sup>459</sup>

Dieses Zusammensein ist in dieser Weise nur in der Sprache möglich. Hier lernen das Kind und der Erwachsene die angemessenen Worte und das angemessene Verhalten kennen. Dadurch kann wie oben bereits angedeutet ein Ziel nicht nur in starker Ausprägung angestrebt werden, sondern auch intrinsisch für erstrebenswert erachtet werden.<sup>460</sup>

## 2.5 Gefühle und starke Wertungen

Taylor spricht in seinem Buch über Sprache<sup>461</sup> häufig über die Bedeutung der Gefühle. Dabei ist es wichtig zu wissen, dass es ihm dabei nicht um individualistische Empfindungen geht, sondern um Ausdrücke von wertenden Überzeugungen. Taylor geht davon aus, dass menschliches Handeln unweigerlich an Gefühle geknüpft ist.<sup>462</sup> Jason Blakely meint: „Insofar as we are acting, or even deciding not to act, Taylor argues that we are being motivated by some emotion – for example, wonder, steadfastness, excitement, listlessness. Emotions thus comprise the ‚experienced motivation‘ of human action and behavior.“<sup>463</sup> In Bezug auf vorhandene oder fehlende Sprachlichkeit als Voraussetzung des Gefühls unterscheidet Taylor drei Klassen an Gefühlen. Die erste Klasse von Gefühlen sind die der unmittelbaren Gefühle. Diese Gefühle benötigen keine Sprachlichkeit und werden sowohl von Menschen als auch von Tieren wahrgenommen. Dazu zählt z.B. der körperliche Schmerz. Etwas ist schmerzhaft, weil wir Schmerz fühlen, darin können wir uns nicht irren.<sup>464</sup> Die zweite Art von Gefühlen ist davon bestimmt, dass wir einer Situation eine bestimmte Bedeutung zuschreiben und deshalb ein bestimmtes Gefühl haben, z.B. Angst. Dieses Gefühl lässt sich nur dadurch hervorrufen, dass wir einer Situation Bedrohlichkeit zuschreiben. Diese Art von Gefühl kann wiederum von Menschen aber auch manchen Tieren gefühlt werden.<sup>465</sup> Die dritte Art von Emotionen hingegen ist typisch für Menschen, da sie starke Wertungen enthält. Beispiele hierfür sind Würde, Stolz, Reue oder Neid. Nach Taylor ist der Unterschied zu Tieren kurz gesagt der, dass Menschen ihre Wünsche nicht automatisch als Rechtfertigung für ihre Umsetzung ansehen (also sich nicht rein triebgesteuert verhalten). Vielmehr reflektieren sie über

---

<sup>459</sup> Taylor 2017, 112.

<sup>460</sup> Vgl. ebd., 126.

<sup>461</sup> Taylor 2017.

<sup>462</sup> Die Worte „Emotionen“ und „Gefühle“ werden hier synonym verwendet, obwohl der Verfasserin bewusst ist, dass es Unterschiede gibt. Im hier erwähnten Zusammenhang spielen diese jedoch keine Rolle.

<sup>463</sup> Blakely 2013, 391, Zitat im Zitat vgl. Taylor 1985, 48. Entgegen Blakelys Angabe, ist dies kein Zitat und wortwörtlich im Taylor-Text an dieser Stelle nicht zu finden, nur sinngemäß.

<sup>464</sup> Vgl. Blakely 2013, 391f., vgl. auch Taylor 1985, 49, 72.

<sup>465</sup> Vgl. Blakely 2013, 392, vgl. auch Taylor 1985, 48.

den Wert ihres Verlangens.<sup>466</sup> Stark wertende Emotionen beinhalten immer auch eine Rangordnung der Qualitäten dieser Emotionen.<sup>467</sup> Dass diese Emotionen keine objektiven Abbilder der Realität sind, sondern maßgeblich damit zusammenhängen bzw. davon abhängen wie der Einzelne die Situation einschätzt, zeigt das Beispiel von zwei Frauen, die auf völlig unterschiedliche Dinge stolz sind, weil sie sie anders bewerten: Die eine ist stolz, weil sie viel Geld hat und sich somit von der Masse abhebt, die andere ist auf das Gegenteil stolz: kein Geld zu haben und gut damit zurechtzukommen, weltliche Güter zurückzuweisen.<sup>468</sup> Blakely summiert:

„As these brief examples suggest, strongly evaluative emotions judge not merely some feature of reality, but also the significance of one’s own desires, actions, and identity as part of that reality. Indeed [...] Taylor believes strong evaluation is at the very heart of human agency insofar as it is what makes human identity possible.“<sup>469</sup>

In seinem Text „Was ist menschliches Handeln?“<sup>470</sup> bringt Taylor bereits lange vor seinem Buch über Sprache die Fähigkeit zur Artikulation in Zusammenhang zur Ausbildung starker Werte. In Anlehnung an Harry Frankfurt unterscheidet Taylor schwache und starke Wertungen.<sup>471</sup> Bei schwachen Wertungen, wie solchen, was ich an einem bestimmten Tag anziehen, oder was ich am liebsten essen würde, genügt es, dass ich die eine Wahlmöglichkeit gegenüber der anderen aufgrund spontaner Lust bevorzuge. Dies ist bei starken Wertungen nicht der Fall. Wenn ich darüber nachdenke oder spreche, warum ich jemanden feige finde, benötige ich dazu „[...] eine Sprache wertender Unterscheidungen“, die Begriffe verwendet, die „kontrastiv charakterisiert sind“<sup>472</sup>. Wenn wir eine Wahl treffen müssen, müssen wir formulieren, was wir für erstrebenswert halten und warum, und was warum nicht. „Dies bedeutet, daß wir bei starken Wertungen die Alternativen kontrastiv beschreiben können, und tatsächlich kann es sein, daß wir dies tun müssen, wenn wir ausdrücken wollen, was an der bevorzugten Alternative wirklich wünschenswert ist.“<sup>473</sup> Denn erst in der Formulierung kann etwas kontrastiv klar werden, oder so verschwimmen, dass wir nach einer Neu-Formulierung und damit auch -Bewertung noch einmal anfangen müssen nachzudenken. Wird beim Sprechen über das, was jemand für Feigheit hält, diesem Jemand klar, dass es sich viel eher um eine Art von Verantwortungsbewusstsein handelt, muss er daraufhin seine Wertungen neu vornehmen. Starke Werte sind für Taylor nur durch die Sprache formbar, da nur

---

<sup>466</sup> Vgl. Blakely 2013, 392f., vgl. auch Taylor 1985, 66, 102f.

<sup>467</sup> Vgl. Blakely 2013, 393.

<sup>468</sup> Vgl. ebd., 393.

<sup>469</sup> Ebd.

<sup>470</sup> In: Taylor 1992, 9-51.

<sup>471</sup> Vgl. für diese Begriffe Taylor 1992, 12ff.; vgl. auch Frankfurt 1971.

<sup>472</sup> Beide Zitate Taylor 1992, 15.

<sup>473</sup> Ebd.

sie einen „qualitativen Kontrast[.]“<sup>474</sup> ermöglicht. Je nachdem, wie wir uns selbst und unser Leben bewerten, im Gegensatz z.B. zu einem ganz anderen Leben, das wir lieber (nicht) führen wollen, formen sich unsere „Selbstinterpretationen“<sup>475</sup> unterschiedlich. In dem Moment, wo wir uns für eine entscheiden, „formt dies teilweise die Bedeutung, die die Dinge für uns besitzen“<sup>476</sup>. Dies vermag der Mensch jedoch nur, weil er als Mensch über ein von Taylor sogenanntes „Wertungsvokabular“<sup>477</sup> verfügt. Erst dieser Wortschatz ermöglicht ein tiefgründiges Nachdenken über die Werte, die uns wichtig sind. Das Grübeln darüber, ob ich mich in einer bestimmten Situation lieber mutig oder feige verhalten soll, was diese Begriffe für mich bedeuten und wie meine Wahl diese Begriffe z.B. in Übermut oder Vorsicht verwandeln kann, ist deswegen etwas völlig anderes als die Wahl von Marmorkuchen gegenüber der von Streuselkuchen. Hierbei geht es um eine rein geschmackliche (oder anders triviale) Genussentscheidung, die ausschließlich von einer nicht artikulierten und nicht viel weiter artikulierbaren Lust gesteuert wird. Dieser Vorgang ist nicht mit dem Komplex von Gedanken über Moral, Begriffe, Einstellungen und Umsetzbarkeit dieser Einstellungen vergleichbar, dem ich ausgesetzt bin, wenn ich sprachlich starke Wertungen vornehme, die mein Handeln bestimmen. Bei komplexeren Genuss-Entscheidungen (Taylor wählt hier das Beispiel eines Urlaubsziels) lässt sich zwar mehr zu den Gründen sagen, aber nicht dazu, warum einige anderen überlegen sein sollen.<sup>478</sup> Bei starken Wertungen ist das anders.

„Das stark wertende Subjekt kann den Vorrang artikulieren, genau weil es über eine Sprache kontrastiver Charakterisierung verfügt. [...] Eine Sprache qualitativer Gegenüberstellungen zu besitzen, heißt, das Edle wesentlich durch seinen Gegensatz gegen das Gemeine, das Mutige im Unterschied zum Feigen zu bestimmen.“<sup>479</sup>

Es geht bei einer starken Wertung jedoch nicht ausschließlich darum, unsere Einschätzungen bestmöglich auszudrücken und damit zum Vorschein zu bringen. Es geht vielmehr darum, durch starke Wertungen ein Leben führen zu können, das uns tatsächlich entspricht. Es geht für Taylor um Selbsterkenntnis. Deshalb ist das Nachdenken über Wertungen und Begriffe in Bezug zu unserer Lebensführung nicht nur aufschlussreicher als die Wahl an der Kuchentheke, sondern auch tiefgründiger und weitreichender. Erst die sprachlich starken Wertungen ermöglichen eine Vielzahl von Perspektiven auf ein- und denselben Sachverhalt innerhalb einer Person. Dies ist auch der Grund dafür, warum Entscheidungen, die über eine Sinnebene und -frage verfügen, nicht leicht zu treffen sind. Dazu führt auch die Einsicht, dass manche Bewertungen nicht besser sind als andere,

---

<sup>474</sup> Ebd., 18.

<sup>475</sup> Ebd., 19.

<sup>476</sup> Ebd.

<sup>477</sup> Taylor 1992, 21.

<sup>478</sup> Vgl. ebd., 21f.

<sup>479</sup> Ebd., 22, nach der Auslassung ebd., 22f., FN 7.

sondern lediglich unvereinbar mit anderen, die mir vielleicht auch zusagen, zwischen denen ich mich aber entscheiden muss.<sup>480</sup> „Die Frage ist die, welches die wahrere, authentischere, illusionsfreiere Interpretation ist und welche auf der anderen Seite zu einer Verzerrung der Bedeutung führt, die die Dinge für mich besitzen.“<sup>481</sup> Ohne diese Frage könnte der Mensch nicht so tiefgründig sein, wie er ist, was wiederum wichtig für seine Sprache ist, die sein Menschsein ausmacht.<sup>482</sup>

Taylor widmet sich auch dem Zusammenhang von Wertungen, Sprache und Verantwortlichkeit. Wenn wir die Meinung oder Handlung eines Menschen beurteilen, bewerten wir zunächst, inwiefern die Meinung oder Handlung zu den Überzeugungen dieser Person passt. Auf einer zweiten Bewertungsstufe beurteilen wir jedoch auch die Wertungen an sich. Dies ist sinnvoll und möglich, da sie aktiv von uns ausgebildet werden. Bewerten wir etwas, zeigt dies, über welche Werte und Überzeugungen wir verfügen. Daher unterliegt jede starke Wertung unserer Verantwortlichkeit.<sup>483</sup> Denn sie „sind nicht einfach gegeben, sie sind zugleich gutgeheißen, und in diesem Sinne betreffen sie unsere Verantwortung“<sup>484</sup>. Taylor findet daher die Idee der radikalen Wahl nach Jean-Paul Sartre in gewisser Hinsicht absurd. „Denn eine radikale Wahl *zwischen* starken Wertungen ist völlig verständlich, aber nicht die radikale Wahl der Wertungsalternativen selbst.“<sup>485</sup> Taylor zieht zur Veranschaulichung das bekannte Beispiel eines jungen Mannes nach Sartre heran, der sich in einem Dilemma befindet, weil er sich sowohl um seine alleinstehende Mutter kümmern als auch zur französischen Résistance gehen möchte. Es ist deshalb ein Dilemma, so Taylor, weil der Mann zwei starke Wertungen vornehmen kann und er nicht weiß, welche die richtige ist, was er tun soll. Würde er seine Alternativen tatsächlich radikal wählen, so entstünde gar kein Dilemma. Zumindest keines, das seinem Wortsinn gerecht würde. Würden die Handlungsalternativen radikal und spontan gesetzt, ohne Überlegung und ohne Tiefe, ohne Gründe gewählt, dann könnte der junge Mann dadurch zur Verzweiflung gebracht werden, dass er zwischen seiner kranken Mutter und einem Urlaub auf den Malediven wählen müsste. Dies wäre jedoch eindeutig kein Dilemma. Wäre eine Wahl wirklich radikal frei, wäre sie unfrei. Denn Freiheit bedeutet freie Wahl auf der Basis von Gründen, nicht Spielball der eigenen Willkür zu sein.<sup>486</sup> Bei zwei widerstreitenden starken Wertungen jedoch kann der Fall eintreten, dass kein Argument besser als das andere ist und daher eine radikale Wahl sinnvoll.<sup>487</sup> „Er verfügt über keine Sprache, in der der Vorrang der einen

---

<sup>480</sup> Vgl. ebd., 23ff.

<sup>481</sup> Ebd., 26f.

<sup>482</sup> Vgl. ebd., 27.

<sup>483</sup> Vgl. ebd., 28.

<sup>484</sup> Ebd.

<sup>485</sup> Taylor 1992, 29, vgl. ebd.

<sup>486</sup> Vgl. ebd., 29f., vgl. auch Sartre 1947, 27ff.

<sup>487</sup> Vgl. Taylor 1992, 30.



Alternative gegenüber der anderen artikuliert werden könnte.“<sup>488</sup> Dies bedeutet auch, dass der radikale Wähler nicht wählt. Er hat keine Gründe und daher auch keine Sprache, die sein Getriebensein erklären könnte. Der Begriff der Wahl impliziert aber bereits den Vorgang der sprachlichen Reflexion: „Damit wir von einer Wahl sprechen können, dürfen wir uns nicht einfach auf einer der beiden Seiten befinden. Wir müssen in gewissem Sinne die Anziehungskraft beider Alternativen spüren und uns für eine von ihnen entscheiden.“<sup>489</sup> Der Mensch kann also nur dann eine starke Wertung hervorbringen, wenn er begründet wählt. Dazu benötigt er die Sprache. Sie kontrastiert die Möglichkeiten mithilfe individueller Bewertungen und führt zu „einer Wahl zwischen inkommensurablen Möglichkeiten“<sup>490</sup>.

„Ein Großteil unserer Motivation – unserer Wünsche, Bestrebungen und Wertungen – ist nicht einfach gegeben. Wir formulieren sie in Worten oder Bildern. Tatsächlich müssen unsere Wünsche und Bestrebungen aufgrund der Tatsache, daß wir sprachbegabte Tiere sind, auf die eine oder andere Weise artikuliert werden.“<sup>491</sup>

Ohne artikuliert Sprache gibt es für den Menschen nach Taylor also auch keine Gründe. Das, was den Menschen in der einen oder anderen Weise motiviert, ist immer schon sprachlich. Und wie er seine Beweggründe ausdrückt, ist ausschlaggebend für seine Wertungen und sein Handeln. „Es kann nämlich sein, daß eine veränderte Beschreibung unserer Motivationen untrennbar mit einer Veränderung dieser Motivation selbst verknüpft ist“ und „bestimmte Erfahrungsmodi ohne bestimmte Selbstbeschreibungen nicht möglich sind“<sup>492</sup>. Wie ich meine Motivation sprachlich einstupe, wie ich sie bewerte und formuliere, ist handlungsleitend, aber durch eine Re-Formulierung offenbar reversibel. Denn die Artikulation kann Werte ausdrücken, aber auch *formen* bzw. *ausbilden*. Auch hinsichtlich der Einschätzung von Handlungsoptionen und der Ausbildung starker Wertungen wirkt Sprache also konstitutiv.

So gesehen sind bestimmte Emotionen tatsächlich grundlegend für jede wertende Positionierung eines Individuums in der Welt und daher auch für die Sprache von großer Bedeutung. Der Platz, den Taylor Gefühlen in seinem sprachbegabten Tier einräumt, ist also nicht zufällig so groß oder auch nur ein besonders stark gemachtes Beispiel, sondern vielmehr der Ausgangspunkt seiner Argumentation. Wichtig ist es trotzdem noch einmal festzuhalten, dass es zwei Arten von Gefühlen gibt, die sprachunabhängig sind, während nur die dritte Klasse der Gefühle sprachabhängig und zugleich typisch und exklusiv menschlich sind. Subjektbezogene Gefühle sind abhängig von

---

<sup>488</sup> Ebd., 30.

<sup>489</sup> Ebd., 32.

<sup>490</sup> Ebd., vgl. ebd.

<sup>491</sup> Ebd., 38.

<sup>492</sup> Beide Zitate ebd., 40.

Sprache und erst ihre Artikulation eröffnet sie. Taylor gibt das Beispiel einer Behandlung beim Zahnarzt und dem dabei gespürten Schmerz, der unabhängig von Sprache gefühlt werden kann und der ebenso von einem Tier wahrgenommen werden könnte.<sup>493</sup> Aber: „At the same time, human subjectivity is such, that we incorporate even immediate emotions into our articulated, subject-referring senses of self.“<sup>494</sup> Es gibt also bestimmte Gefühle, die unabhängig von der Sprache wahrgenommen werden, aber keine, von der die Sprache unabhängig bliebe. Blakely betont hier auch noch einmal indirekt die Einmaligkeit des Sprachwesens Mensch: starke Wertungen sind abhängig von Sprache, da sie die Fähigkeit voraussetzen, eine Situation zu charakterisieren.<sup>495</sup> „Namely, the language dependency of human emotion and action gives our agency a unique ontological status.“<sup>496</sup> „Grasping human actions requires interpreting the languages that inform them, and not simply diving down into a supposedly more absolute, nonlinguistic dimension of reality.“<sup>497</sup>

Die Arbeit am Ausdruck kann zu einem besseren Verständnis der eigenen Werte und zu einem authentischeren Inhalt dieses Ausdrucks führen. Rosa weist darauf hin, dass nach Taylor die moderne, rein instrumentelle Verwendung von Beziehungen und Qualitäten zu einem „punktförmigen“<sup>498</sup> oder „abgepufferten“<sup>499</sup> Selbst führt. Dies kritisiert Taylor.<sup>500</sup> Damit Werte inhaltlich nicht beliebig sind, Werte vielmehr konstitutiv für das Selbst, braucht es auch eine konstitutive Sprache. Und wie diese Sprache die Welt verändern kann, lässt sich vermutlich, abgesehen von der Verbindung von Gefühlen und Wertungen, am besten verdeutlichen, wenn man von durch Sprache veränderten Gefühlen spricht. Dadurch kann beim Leser das Nachdenken über seine Werte angestoßen werden. Rosa denkt:

„Viele Welt-Dinge wie Demokratie, Freiheit, aber auch Staaten oder Ehen, gäbe es ohne das dazugehörige Vokabular gar nicht; [...] Denn die skizzierte Beziehung zwischen Sprache und Gegenstand besteht auch für die ‚Dinge‘ der subjektiven Welt: Auch eine *Migräne* oder *Sodbrennen* werden erst durch die Sprache definiert, identifiziert und lokalisiert; und erst recht gilt die konstitutive Rolle der Sprache für den Bereich der Emotionen. Ob ein Subjekt ein bestimmtes Gefühl der Attraktion gegenüber einer anderen Person als

---

<sup>493</sup> Vgl. Taylor 1985, 72.

<sup>494</sup> Blakely 2013, 394.

<sup>495</sup> Vgl. ebd.

<sup>496</sup> Ebd., 395.

<sup>497</sup> Ebd., 396.

<sup>498</sup> Taylor 1994, 288.

<sup>499</sup> Vgl. Taylor 2009a, 72-79, 233-245f.

<sup>500</sup> Vgl. Rosa 2018, 63, Rosa beschreibt das punktförmige Selbst nach Taylor so: „Alle Beziehungen und sogar alle Qualitäten werden ihm äußerlich; es distanziert sich von seinen Bedürfnissen, körperlichen Qualitäten und temporären Überzeugungen ebenso wie von seinen Gemeinschaftsbeziehungen und Handlungsvollzügen. Sie alle haben keine konstitutive, sondern nur noch instrumentelle Bedeutung für das naturalistisch geprägte Subjekt.“ (ebd.)

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht, Begehren oder Hingabe erlebt, hängt ganz wesentlich dem ihm oder ihr zur Verfügung stehenden Vokabular ab. „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“<sup>501</sup>, lautet daher eine vielzitierte Kerneinsicht Ludwig Wittgensteins.<sup>502</sup>

Taylor will für die konstitutive Kraft der Sprache werben und sie verdeutlichen – wie ginge dies besser als mit dem plausiblen Versprechen, danach die eigenen Gefühle besser zu verstehen? Dies ist schließlich keine Kleinigkeit. Hierbei geht es aber auch um die richtige Wahrnehmung der eigenen Werte. Laut Rosa geht es für Taylor darum, in den Beziehungen des Einzelnen zur Welt herauszufinden, „*worauf es jeweils ankommt*“<sup>503</sup>. Als Mensch, so Rosa über Taylor, befinden wir uns immer schon in einem Raum der Moral und bedürfen einer „*moralischen Landkarte*“<sup>504</sup>, die uns dabei hilft, Richtig und Falsch, Gut und Böse, Weisheit und Hinterlist usw. zu unterscheiden.<sup>505</sup> Für Taylor ist es

„konstitutiv für menschliches Handeln, daß man sein Leben innerhalb eines derart durch starke qualitative Unterscheidungen geprägten Horizonts führt. Ein Überschreiten dieser Grenzen wäre gleichbedeutend mit dem Verlassen eines Daseins, das nach unseren Begriffen noch das einer integralen, also unversehrten Person ist“<sup>506</sup>.

Allgemeine starke Werte sind der Ausgangspunkt für Einzelentscheidungen „und geben damit unserem Leben Sinn und Richtung“<sup>507</sup>, so Rosa. Nicht die punktuellen oder allgemeinen schwachen Werte bestimmen die starken Wertungen, sondern umgekehrt sind die starken, überindividuellen Vorstellungen von Richtig und Falsch die Richtschnur für unseren Umgang mit schwachen Wünschen (wie z.B. den erwähnten Essens-Vorlieben).<sup>508</sup> Dies bedeutet nicht, dass die starken Wertungen immer unser Handeln bestimmen, aber dass der Mensch, wenn er, wie Rosa sagt, wirklich berührt werden will, echte Resonanz fühlen möchte, dies nur innerhalb der Höhenzüge der moralischen Landkarte vermag.<sup>509</sup> Wenn man das Ideal der „unversehrten Person“<sup>510</sup> als wichtiges Ziel der taylorischen Philosophie definiert, wird klarer, warum eine reiche konstitutive Sprache, das dadurch verbesserte Unterscheidungsvermögen von Gefühlen und die durch die Sprache bewirkte Veränderung der Gefühle, sowie die Bewertung der Gefühle mithilfe der

---

<sup>501</sup> Wittgenstein 2003, 86, Satz 5.6, im Original sind die ersten vier Worte kursiv gedruckt.

<sup>502</sup> Rosa 2018, 152f.

<sup>503</sup> Ebd., 226.

<sup>504</sup> Ebd., 227.

<sup>505</sup> Vgl. ebd., 227, Rosa wählt andere Beispiele.

<sup>506</sup> Taylor 1994, 55.

<sup>507</sup> Rosa 2018, 228.

<sup>508</sup> Vgl. Taylor 1994, 17.

<sup>509</sup> Vgl. Rosa 2018, 228: Er beschreibt die moralische Landkarte so, dass die Höhen das Anzustrebende und die Täler das zu Vermeidende darstellen.

<sup>510</sup> Taylor 1994, 55.

Landkarte der starken Wertungen so immens wichtig für ihn ist. Laut Jocelyn Maclure geht Taylor so weit zu sagen, „dass ein schlüssiges philosophisches Verständnis der *personalen* Identität ein Verständnis unserer *moralischen* Identität erfordert“<sup>511</sup>. Letztlich geht es darum herauszufinden, „was uns wirklich etwas bedeutet, was unser Leben wertvoll und sinnvoll macht“<sup>512</sup>. Dies reicht für Taylor so tief, dass er zwischen Philosophie und eigener Lebensführung keine scharfe Grenze zieht.<sup>513</sup> Sowohl starke Wertungen als auch die expressive Sprache sollen die Reflexivität des Menschen erhöhen.<sup>514</sup> Und wie starke Wertungen mit Sprache zusammenhängen, beschreibt Eduardo Mendieta:

„Die sich erweiternde und vertiefende Topologie unserer moralischen Handlungsfähigkeit ist mit unserem sich erweiternden und vertiefenden moralischen Vokabular verknüpft. Die Grenzen unserer moralischen Handlungsfähigkeit sind die Grenzen unserer moralischen Vokabularien. Moral ist nicht davon abhängig, was das moralische Gesetz erlaubt, sondern davon, was die moralische Einbildungskraft offenlegen oder ans Licht bringen kann.“<sup>515</sup>

Der Austausch über verschiedene moralische Vokabeln fördert auch eine Erweiterung der moralischen Landkarte.<sup>516</sup> Deshalb erzählt Taylor „Geschichten des ‚Guten‘“<sup>517</sup>.

Rosa, der sich 1996 mit einer Arbeit über Identität und kulturelle Praxis in Taylors Werk promovierte,<sup>518</sup> verfasste 1995 eine Rezension zum gerade erschienenen *Quellen des Selbst*<sup>519</sup>. Hierin beschreibt Rosa Taylor als selbsternannten monomanischen Wissenschaftler, der einer systematisch ausgerichteten Philosophie der Anthropologie<sup>520</sup> den Weg bereiten will und diese Aufgabe als vorrangig für sein Werk betrachtet. Ganzheitlichkeit scheint für Taylor ein wichtiges Motiv und eine Richtschnur für seine Arbeit zu sein. Daher ist auch bereits in diesem, 23 Jahre vor dem *sprachbegabten Tier* erschienenen,<sup>521</sup> Buch von der Bedeutung der Sprache die Rede.

„Die Absicht dieses Buches war eine der Rückgewinnung. Es sollte der Versuch gemacht werden, verschüttete Güter *durch Neuartikulation* wiederzuentdecken und so dafür zu

---

<sup>511</sup> Maclure 2016, 102.

<sup>512</sup> Ebd., 103.

<sup>513</sup> Vgl. ebd.

<sup>514</sup> Vgl. ebd., vgl. auch Mendieta 2016, 112.

<sup>515</sup> Mendieta 2016, 113.

<sup>516</sup> Vgl. ebd.

<sup>517</sup> Bohmann 2013, 196.

<sup>518</sup> Vgl. Rosa 1998.

<sup>519</sup> Taylor 1994.

<sup>520</sup> Vgl. Rosa 1995, 506.

<sup>521</sup> Gemessen an der Erstveröffentlichung der beiden deutschen Ausgaben 1994 (*Quellen des Selbst*) und 2017 (*Das sprachbegabte Tier*).

sorgen, daß diese Quellen erneut Kraft verleihen. Es ging darum, wieder Luft in die beinahe versagenden Lungen des Geistes zu pumpen.<sup>522</sup>

Darum scheint es ihm in seinem neuen Buch zumindest auch zu gehen. Rosa betont, dass für Taylor, inspiriert von Martin Heidegger, für den Menschen nichts wie z.B. Umwelt zugänglich ist, ohne dass er sich zuvor selbst interpretiert hat. Die Selbstinterpretation ist konstitutive Voraussetzung für das Sein der Person.<sup>523</sup> Dies lässt die Herausstellung der Sprache als konstitutiv verständlicher erscheinen. Rosa betont, dass damit für Taylor „jede Art von sozialer Wirklichkeit“ von der Selbstinterpretation abhängt und diese somit zum „konstitutiven Faktor für Personsein“<sup>524</sup> wird. Während es in den *Quellen des Selbst* um die Herstellung der modernen Identität ging,<sup>525</sup> geht es im sprachbegabten Tier um die Sprache als Ausgangspunkt jeder wertenden Einstellung. Harry G. Frankfurt formulierte mit seinen *second order volitions* ebenfalls, dass es im Menschen eine Reflexion darüber gibt, ob etwas wünschenswert ist oder nicht, wenn er etwas möchte, Taylor hingegen spricht von Werten, was die moralische Komponente von Anfang an herausstellt.<sup>526</sup> Dazu passt, dass Rosa betont, dass der Begriff der Identität für Taylor vor allem „moralische Identität“<sup>527</sup> bedeutet, denn „[e]s ist immer eine Konzeption ‚des Guten‘, was menschliches Handeln motiviert, reguliert und lenkt“<sup>528</sup>, sagt er über Taylor. Der legte in seinem Buch *Quellen des Selbst* drei Kategorien fest, an denen sich dieses Handeln ausrichtet: Zunächst gibt es die Lebensgüter, die individuelle Ziele oder Ideale eines Menschen beschreiben. Damit die Lebensgüter nicht willkürlich werden, bedarf es einer höheren Ordnung durch die „Hypergüter“, die „Leitwerte“<sup>529</sup> darstellen und somit Ordnung und Orientierung innerhalb der Lebensgüter schaffen. Wenn man beispielsweise möglichst schnell Karriere machen möchte, dazu aber egoistisch sein muss, was man aus der Perspektive des *Hyperguts* z.B. der christlichen Nächstenliebe ablehnt, müsste man dementsprechend seine ehrgeizigen Pläne in dieser Form fallenlassen. Nun bringt Taylor allerdings noch eine dritte Kategorie an Gütern ins Spiel, die *konstitutiven Güter*. Dieser „Gütertypus bleibt in Taylors Buch seltsam unklar und hat in der kommentierenden Literatur zu Verwirrung geführt [...]“<sup>530</sup>, so Rosa. Dies liegt nach Rosa daran, dass die Begriffe an unterschiedlichen Stellen im Buch

---

<sup>522</sup> Taylor 1994, 899, Hervorhebung von mir, FS.

<sup>523</sup> Vgl. Rosa 1995, 508.

<sup>524</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>525</sup> Rosa betont, dass der englische Untertitel der *Quellen des Selbst* viel besser als der deutsche zum Ausdruck bringt, worum es Taylor geht, nämlich um ein „Element des Hergestellten [...] Historisch-Kontingentes“ (Rosa 1995, 506). Vgl. *The Making of the Modern Identity* vs. *Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*.

<sup>526</sup> Vgl. Frankfurt 1971, z.B. 10, vgl. Rosa 1995, 508.

<sup>527</sup> Rosa 1995, 509, Hervorhebung im Original.

<sup>528</sup> Ebd., 509.

<sup>529</sup> Beide Zitate Rosa 1995, 510.

<sup>530</sup> Rosa 1995, 510, vgl. ebd.; Taylor selbst meint an einer Stelle: „Das [...] konstitutive Gut lieben heißt: stark motiviert sein, und zwar in ebender Weise, die (dieser Auffassung zufolge) per definitionem zum Tun des Guten gehört. Ebendarum beinhaltet gut sein nicht nur, daß man etwas *tut*, sondern auch, daß man etwas *liebt*.“ (Taylor 1994, 179, vgl. ebd.) Dies bringt jedoch keine Klarheit, vgl. oben.

eingeführt, aber nicht in Beziehung zueinander gesetzt werden, und daran, dass Taylor selbst sie nicht konsistent verwendet.<sup>531</sup> Rosa versucht nun, die Güter so zu ordnen, wie er es bei Taylor verstanden hat: Hypergüter bringen Ordnung in die *Lebensgüter*. Was ein *Hypergut* ist, bestimmt das Individuum. Dementsprechend kann prinzipiell ein *Lebensgut* zu einem *Hypergut* aufsteigen. Konstitutive Güter zeichnen sich jedoch nach Rosa für Taylor dadurch aus, dass sie als intrinsische Werthaftigkeit abbildend eingestuft werden. Ein Gut ist nicht dadurch konstitutiv, dass ein Mensch es ihm zuschreibt. Vielmehr ist sein Wert allgemein vorhanden, auch dann, wenn das Individuum ihn nicht anerkennt. Damit haben sie nach Rosa einen „quasi-ontologischen Rang“<sup>532</sup>. Rosa nennt hier als Beispiel u.a. einen romantischen Naturbegriff oder einen christlichen Gott als konstitutive Güter.<sup>533</sup> Hier wird jedoch nicht klar, warum jemand ein Gut als bedeutend anerkennen soll, wenn er es selbst nicht als solches kategorisiert oder warum es den Unterschied zwischen Lebensgut und Hypergut gibt, wenn das erste zum zweiten werden kann. Besonders wichtig hierbei scheinen aber ohnehin die konstitutiven Güter zu sein.

Rosa weist darauf hin, dass Taylor glaubt, dass der moderne Mensch die Verbindung zu seinen moralischen Quellen zu verlieren droht und dass moralische Quellen und Bedeutung Gebendes wiedergewonnen werden müssen.<sup>534</sup> Taylor postuliert nach Rosa, dass mit den wachsenden Erkenntnissen der Naturwissenschaften ab dem 17. Jahrhundert und der dadurch hervorgerufenen Dominanz derselben ein Glauben an Fakten als wichtigstem Bezugspunkt einsetzte. Die von Taylor sogenannte „*desengagierte Vernunft*“<sup>535</sup> lässt den Menschen seine Wünsche als gegebene Fakten ansehen, sodass er diese nur noch nach eigenen Ansprüchen ordnen muss.<sup>536</sup> Problematisch an Taylors Güter-Hierarchie als Lösungsansatz ist jedoch, wie bereits oben angesprochen, das Fehlen einer eindeutigen Definition und Begründbarkeit der Güter. Sind z.B. Hypergüter willkürliche Setzungen, die keinem Standard zugrunde liegen, ist alles erlaubt bzw. nichts hinterfragbar. Wie Taylor bereits in seinem Buch *Negative Freiheit*<sup>537</sup> darlegt, ist die Freiheit von Zwängen aber nicht die Freiheit, die uns wirklich frei sein lässt. Vielmehr braucht es dazu die positive Freiheit, die Freiheit *zu* etwas bestimmtem. Schlüssig sind jedoch zumindest die Idee und die Beispiele der alles überragenden konstitutiven Güter, die nicht individuell abgeleitet werden dürfen. Wenn der Mensch verlernt, sich über die Selbstinterpretation in der Artikulierung immer von neuem zu hinterfragen, basierend auf konstitutiven Gütern, fehlt erstens jede Inspiration für Veränderung und zweitens besteht die Gefahr, bestimmte Güter unreflektiert zu übernehmen oder absolut zu

---

<sup>531</sup> Vgl. Rosa 1995, 510.

<sup>532</sup> Ebd., 510, vgl. ebd., 509f.

<sup>533</sup> Vgl. Rosa 1995, 510.

<sup>534</sup> Vgl. ebd., 510f.

<sup>535</sup> Ebd., 511, vgl. Taylor 1994, 262ff.

<sup>536</sup> Vgl. ebd., 511.

<sup>537</sup> Taylor 1992.

setzen. Dies kann „katastrophale, selbstzerstörerische Konsequenzen“<sup>538</sup> haben, wie das 20. Jahrhundert gezeigt hat.<sup>539</sup> Darauf geht Taylor im *sprachbegabten Tier* allerdings nicht ein, obwohl die Wertfreiheit von Werten eine naheliegende Verknüpfung zu diesem Zeitraum gewesen wäre. Wie Rosa zeigt, ist die Neutralität von Werten und das Leugnen von Werten seit Beginn seines Schreibens für Taylor ein Dorn im Auge.<sup>540</sup> Darin ähnelt er sehr der Auffassung, die Dolf Sternberger von Politik und Sprache hat (vgl. Kapitel 5.3). Indem Taylor darzulegen versucht, wie die Bindung an konstitutive Güter lockerer werden oder gar verloren gehen konnte, möchte er gleichzeitig aufzeigen, wie wir die Bindung wieder stärken können. Nach Taylor sind Rechte nicht denkbar ohne eine Vorstellung davon, was „gut“ ist. Erst, wenn man etwas als gut charakterisiert, ist man bereit und in der Lage dazu, es durchzusetzen.

## 2.6 Subtilere Sprachen<sup>541</sup>

Taylor macht in der Moderne eine zunehmende Subjektivierung aus. Diese liegt nach Taylor darin begründet, dass vor der Moderne allgemein gültig Geregelt (z.B. durch die Religion) nun vom Subjekt selbst ausgefüllt werden muss. Taylor unterscheidet Form und Inhalt dieser Subjektivierung. Um authentisch zu sein, der Mittelpunkt unserer Welt, müssen wir zunächst eine Form finden, unsere Identität zu erfahren. Ein Weg, ein Zugang soll auf individuellem Wege gefunden werden. Der Inhalt dieser Suche darf nach Taylor jedoch nicht ausschließlich individuell sein, sondern muss intersubjektiv (als gut) nachvollziehbar sein. Da Kunst für viele Menschen eine Quelle ihrer Selbstverwirklichung ist, nimmt Taylor sie hier als Beispiel und macht den Wandel von allgemein verfügbarem Werte-Wissen in einer bestimmten Sprache zu individuell geformter Sprache mit aber immer noch allgemein verständlichen Werten deutlich. Als Beispiel zieht er Shakespeare und die vormoderne christliche Malerei heran: die Bedeutung einer Bibelszene oder die Bedeutung einer düsteren Nacht in Bezug zu einem Mord waren in einer Art Korrespondenz-Sprache festgelegt.<sup>542</sup> „Doch seit zweihundert Jahren leben wir nun in einer Welt, in der diese Bezugspunkte keine Gültigkeit mehr für uns haben.“<sup>543</sup> Dies bedeutet natürlich nicht, dass Morde in z.B. Kriminalromanen nur noch in strahlendem Sonnenschein gezeigt werden. Aber der *kanonische* Zusammenhang von der inneren und äußeren Welt besteht nicht mehr. Ohne eine

---

<sup>538</sup> Rosa 1995, 514.

<sup>539</sup> Vgl. Rosa 1995, 512-514, vgl. auch Taylor 1994, 882.

<sup>540</sup> Vgl. Rosa 1995, 515.

<sup>541</sup> Percy Bysshe Shelley prägte den Begriff: 1818 wurde „Laon and Cythna; or, The Revolution of the Golden City: A Vision of the Nineteenth Century“ veröffentlicht, späterer, hier verwendeter Titel war „The Revolt of Islam. A Poem in Twelve Cantos“, darin schreibt er von „A subtler language within language wrought“ (Vgl. Shelley 1923, 112, Vers 3112).

<sup>542</sup> Vgl. Taylor 1995a, 93ff.

<sup>543</sup> Ebd., 95.

„persönliche Sichtweise“<sup>544</sup> eines Dichters, die die Dinge interpretiert, blieben uns die Deutungen verschlossen oder zumindest teilweise unverständlich. Das ist für Taylor die *Form* der Subjektivierung. „Während sich die dichterische Sprache früher auf bestimmte öffentlich verfügbare Sinnordnungen verlassen konnte, muß sie jetzt die Gestalt einer Sprache des artikulierten Empfindens annehmen.“<sup>545</sup> Taylor erwähnt „The subtler Language“<sup>546</sup> von Earl Wasserman, der herausstellt, dass noch im 18. Jahrhundert der Dichter die Dichtung als Abbild der Natur verstand, kosmische Ordnungssysteme waren für ihn vorhanden und verständlich.<sup>547</sup> Das vormals in der Schöpfung Erkennbare wird in der Moderne zu etwas, das erst durch das vom Dichter Geschöpfte zum Vorschein kommt, das sagt jedoch noch nichts über den Inhalt aus.<sup>548</sup> In der Romantik muss der Dichter (oder der Maler, alle kreativen Künstler\*innen) selbst eine Welt der Bezüge formen. Dies ist für Taylor „ein Wendepunkt der Literaturgeschichte“<sup>549</sup>. Selbst eine Sprache für das Bedeutsame finden zu müssen, ist eine moderne Herausforderung, die uns dazu anhält, uns auf die Suche zu begeben. Die Sprache, die wir lesen, hören oder sprechen, die wir in einem Bild erkennen, ist also eine bestimmte Kultivierung unserer Bedeutsamkeiten.

Auch in der Malerei wird nicht mehr lediglich eine bestimmte Form der Darstellung reproduziert, sondern vielmehr etwas aufgezeigt, was vorher so nicht gezeigt werden konnte. Die abgebildete Natur beispielsweise soll uns etwas empfinden lassen, das schon in der Natur enthalten ist, wofür wir aber erst durch das in der Kunst aufgetane (z.B. gezeichnete oder beschriebene) Bild empfänglich werden. Taylor betont, dass Caspar David Friedrich wohl davon ausging, dass dieses Gefühl „der Natur nie widersprechen“<sup>550</sup> könne. Der Unterschied zur Vormoderne ist durch Taylor dadurch gekennzeichnet, dass früher allein durch Beschreibung verfügbar gemachte Bedeutungswelten (z.B. der Stand von Engeln) heute erst einmal zugänglich gemacht werden müssen und zwar dadurch, dass sie durch einen individuellen Blick in einer (auch wenn er den Begriff hier nicht verwendet) konstitutiven Sprache aufscheinen, die Form des Zugriffs also eine andere geworden ist. Womit wir uns inhaltlich befassen, wurde dadurch jedoch nicht völlig geändert. Aber die Seinsordnung ist nicht mehr unabhängig vom Menschen, vielmehr ist der persönliche Blick für ein Erkennen derselben unerlässlich.

„Die ‚Engel‘ von heute müssen also etwas auf Menschen Bezogenes, ja man könnte sagen: etwas Sprachbezogenes sein, und zwar in einer Weise, in der das für ihre Vorläufer nicht

---

<sup>544</sup> Ebd., 95.

<sup>545</sup> Ebd., 96.

<sup>546</sup> Wasserman 1959.

<sup>547</sup> Vgl. Taylor 1995a, 96f.

<sup>548</sup> Vgl. Taylor 1995a, 96ff.

<sup>549</sup> Ebd., 97.

<sup>550</sup> Ebd., 98, vgl. ebd., FN 5.



galt. Sie können nicht getrennt werden von einer bestimmten Sprache der Artikulierung, die gleichsam ihr Heimatelement darstellt. Diese Sprache wiederum wurzelt im persönlichen Empfinden des Dichters und wird nur von denen verstanden, deren eigenes Empfinden ähnliche Resonanzen ermöglicht, wie die des Dichters.<sup>551</sup>

Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Dichter nichts allgemein Gültiges, intersubjektiv Nachvollziehbares darstellen würde. Der Zugang zu Kunst ist für Taylor immer auch persönlich, das bedeutet für ihn jedoch nicht, dass er ausschließlich persönlich, subjektiv-egoistisch wäre. Offenbar geht es ihm darum zu zeigen, dass wir in der Moderne einen persönlichen Zugriff brauchen, um etwas allgemein Wichtiges und Gutes erkennen zu können. Zwar ist dieses allgemeine nicht mehr ausschließlich von einer z.B. katholischen Sicht auf die Dinge geprägt, aber bedeutsam wird Kunst nur dann, wenn sie etwas aufscheinen lässt, das von überindividueller Bedeutung ist.<sup>552</sup> Der Zugang erfolgt über das persönliche Gefühl, das, worum es geht, ist jedoch viel mehr als individuelles Empfinden. „Ohne die mögliche Hilfe von seiten unserer Sprachen der persönlichen Resonanz können wir diese gefühlsmäßigen Einsichten allerdings nicht wirksam erkunden.“<sup>553</sup> Eine „Ethik der Authentizität“<sup>554</sup> ist daher für Taylor in der Sprache besonders wichtig, weil die Sprache die typisch menschliche Weise des Weltzugriffs ist. Ob wir das Gute sehen, hängt also davon ab, ob wir einen persönlichen Zugang dazu finden. Darum ist es ihm wahrscheinlich auch so wichtig, uns für unseren Sprachgebrauch zu sensibilisieren. „Mag sein, daß es nur wenige Dinge gibt, die wir heute dringender brauchen als solche Artikulierungen.“<sup>555</sup> Diese Artikulierungen sind für ihn „subtiler“ als der verbreitete Formalismus der Vernunft es vermag, sie sind auch subtiler, als die eindeutig zu lesenden vormodernen Sprachen der Symbolik (z.B. die Symbolik der Religion auf mittelalterlichen Gemälden). Ihre Subtilität und ihre subtilere Feinheit liegen auch darin begründet, dass sie nicht bloß subtil in einer Person entstehen, sondern noch subtiler zwischen z.B. Künstler und Betrachter, Zuhörer und Sprecher in einem intersubjektiven Resonanzraum. Es geht nach Goldstein auch um „eine subtilere Sprache, die den weiten Bedeutungshof der Wörter und Sätze und deren Resonanz im empfindsamen Subjekt zu achten sucht“<sup>556</sup>. Dies soll keine Abwertung der deskriptiven Sprache darstellen. Auch diese kann über subtile Anteile verfügen. Der subtilen Sprache wird hier aber, zusätzlich zur „Verobjektivierung in der Gestalt eines Begriffs“<sup>557</sup>, der Aspekt der Resonanz hinzugefügt, sodass sie subtiler wird.<sup>558</sup> Eine

---

<sup>551</sup> Ebd., 99.

<sup>552</sup> Vgl. ebd., 100f.

<sup>553</sup> Ebd., 102f.

<sup>554</sup> Ebd., 103.

<sup>555</sup> Ebd., 104.

<sup>556</sup> Goldstein 2019, 88.

<sup>557</sup> Ebd.

<sup>558</sup> Vgl. ebd.

subtilere Sprache soll „von den in unserem Inneren hallenden Widerklängen der Welt ausgehend Gestalt annehmen“<sup>559</sup>.

Eine für uns angemessene Artikulierung zu finden kann allerdings nur im Miteinander-Sein gelingen, da das Sprachwesen Mensch für Taylor (ebenso wie für Humboldt) vor allem ein dialogisches ist. Als Mensch steht er immer schon in Gesprächszusammenhängen.<sup>560</sup> James Tully beschreibt, dass er annimmt, dass Taylor davon ausgeht, dass durch den gesprochenen Dialog (auch wenn dies nicht die einzige Dialogform ist), auch wenn man am Ende nicht gleicher Meinung ist, doch durch den fortwährenden Austausch mit dem Gegenüber Vertrauen entsteht und ein Verständnis der anderen Position. Diese „dialogische[.] Umwertungspraxis“<sup>561</sup> erscheint als eine subtile Sprache der Moral, die schon durch das Miteinander-Sprechen „die permanente Basis der Zusammenarbeit, des friedlichen Zusammenlebens bilden“<sup>562</sup> könnte. Dies setzt jedoch die Bereitschaft voraus, sich überzeugen zu lassen und von der eigenen Position abweichen zu wollen. Ist dies nicht der Fall, wird vermutlich auch keine Umwertung stattfinden können, weder in Bezug auf die Person und den Umgang mit ihr noch in Hinblick auf die Sache.

## 2.7 Aufklärung, Romantik und Katholizismus

Nach Ulf Bohmann lautet eine Grundthese Taylors, dass die Moderne aus zwei Weltsichten geformt wurde: dem Naturalismus der Aufklärung und der Expressivität der Romantik. Naturalismus definiert Taylor nach Bohmann so, dass die objektive, distanzierte Betrachtungsweise der Naturwissenschaften auf andere Bereiche des Lebens ausgedehnt und so zu einer Weltsicht wird.<sup>563</sup> Daraus resultiert für Taylor, so Bohmann, dass der Einzelne nur noch ein Teil dieser größeren, äußeren Ordnung ist, losgelöst von Verbindendem, Übergeordnetem. Die Romantik bildet nach Taylor hierzu den modernen Gegenpol, so Bohmann:

„Gegen Distanz und Kontrolle werden die Einheit mit einer bedeutungsvollen Natur und die Erforschung des Selbst gesetzt. Das Subjekt wird hier nicht punktförmig, sondern als Wesen mit ‚innerer Tiefe‘<sup>564</sup> gedacht. Das geht einher mit einer ‚Rehabilitation des Gefühls‘, das in der naturalistischen Perspektive marginalisiert werde. In dieser Vorstellung ist es möglich, aus dieser Tiefe zu schöpfen, welche die eigene unverwechselbare Identität

---

<sup>559</sup> Taylor 1994, 533.

<sup>560</sup> Vgl. Tully 2016, 125.

<sup>561</sup> Ebd., 126.

<sup>562</sup> Ebd.

<sup>563</sup> Vgl. Bohmann 2012, 266, vgl. auch Taylor 1994, 155.

<sup>564</sup> Taylor 1994, 678, wörtlich „innere Tiefe“.

ausmache. Diese Identität sei aber nicht einfach vorhanden, sondern werde erst durch Artikulation gebildet, (um)definiert, realisiert.<sup>565</sup>

Da der Blickwinkel des Aufklärungsnaturalismus dominiert,<sup>566</sup> betont Taylor die Romantik. Er stellt heraus, dass es einen ungelösten Konflikt zwischen Aufklärung und Romantik gibt, den Hegel zu lösen suchte, aber scheiterte. Daher ist dieser Konflikt nach wie vor aktuell und auch, wenn Taylor durch seine expressivistische Sprachphilosophie die Romantik betont, so hat er doch damit noch keine Lösung für den Konflikt. „Ein Mensch der Moderne, der beide Vermögen anerkennt, befindet sich von vornherein in einem Zustand der Spannung.“<sup>567</sup>

Schon der einflussreiche Kirchenvater Augustinus trat dafür ein, die Quellen der Moral in sich selbst zu suchen, im Zwiegespräch mit Gott, dadurch entstand eine „Innerlichkeit der radikalen Reflexivität“<sup>568</sup>. Descartes argumentierte in der Neuzeit, man könne die Wahrheit ausschließlich in der eigenen Vernunft suchen. Durch die Anzweiflung aller allgemeinen Überzeugungen entstand ein Individualismus, der das Außen für die Suche nach moralischer Orientierung ausklammerte.<sup>569</sup> Denn wenn die „Vormacht der Vernunft als rationale Kontrolle verstanden wird, nämlich als das Vermögen, Körper, Welt und Leidenschaften zu objektivieren, das heißt ihnen gegenüber eine durch und durch instrumentalistische Haltung einzunehmen, können die Quellen der moralischen Kraft nicht mehr in herkömmlicher Weise als etwas gesehen werden, was sich außer uns befindet“<sup>570</sup>. Dadurch, und das ist das Problem der Verallgemeinerung der Weltsicht der Aufklärung, wurde die Rationalität rein prozedural, losgelöst von inhaltlicher Orientierung, die auch vom „Außen“, dem Sozialen, allgemeiner, intersubjektiver Werte, beeinflusst sein müsste. Diese „motiviert Verdrängung der moralischen Ontologie“<sup>571</sup> führt aber zu einem Selbst, das nur aufgrund seiner eigenen Meinungen wählt „und das in radikaler Freiheit wählen kann. Aber dieses Versprechen des totalen Selbstbesitzes bedeutet in Wahrheit den totalen Selbstverlust“<sup>572</sup>.

Taylor konstatiert daher einen Therapiebedarf des Menschen, romantische und aufklärerische Werte zu vereinen, zeigt aber gleichzeitig, dass sie zwei Kontinentalplatten bilden, die sich aneinander reiben und deren Versöhnung noch nicht gelungen ist.<sup>573</sup> Dies versucht er nach Goldstein durch eine „Entgrenzung unserer Interpretationen“<sup>574</sup> zu erreichen.

---

<sup>565</sup> Bohmann 2012, 267, vgl. ebd., FN 16.

<sup>566</sup> Vgl. Bohmann 2012, 266. So deutet er Taylors Sicht.

<sup>567</sup> Taylor 1994, 679.

<sup>568</sup> Ebd., 243.

<sup>569</sup> Vgl. Goldstein 2012, 184 ff.

<sup>570</sup> Taylor 1994, 276.

<sup>571</sup> Ebd., 27.

<sup>572</sup> Taylor 1992, 38.

<sup>573</sup> Vgl. Goldstein 2012, 194.

<sup>574</sup> Ebd., 198.

„Es geht ihm um die problematischen normativen *Folgen für die Gegenwart*. Taylor diagnostiziert ein weit verbreitetes *Unbehagen an der Moderne*.“<sup>575</sup> Taylor, so könnte man interpretieren, sieht den überzogenen Egoismus und die Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen als Folgen überbetonter Aufklärungs-Werte. „Mit anderen Worten, die dunkle Seite des Individualismus ist eine Konzentration auf das Selbst, die zu einer Verflachung und Verengerung [sic] des Lebens führt, das dadurch bedeutungsärmer wird und das Interesse am Ergehen anderer oder der Gesellschaft vermindert.“<sup>576</sup> Für Taylor hat die Medaille der Aufklärung zwei Seiten, eine positive und eine negative, wobei das Negative allein durch ein „Zuviel“ zustande zu kommen scheint. Er versucht, durch eine Vereinigung mit den Werten der Romantik eine Symbiose anzuleiten.<sup>577</sup>

Jürgen Habermas beschreibt Taylors Auffassung folgendermaßen: „Hinter dem normativen Selbstverständnis der Moderne, das sich um den Begriff der vernünftigen Autonomie kristallisiert, sollte nun – gut aristotelisch – der substantielle Begriff eines ‚modernen Guten‘ auftauchen.“<sup>578</sup> Taylor versucht, z.B. über die expressivistische Sprache, Moralquellen zu finden, die außerhalb des Subjekts liegen und von intersubjektiver Gültigkeit sind (vgl. Kap. 2.5), aber innerhalb des Subjekts Resonanz finden, daran hängt für ihn eine Ordnung des Guten. Er kann jedoch nur versuchen, diese starken Wertungen aufzuzeigen, begründen kann er sie nicht.<sup>579</sup> Habermas meint, sie betrachteten beide die gleichen Probleme, bloß von anderen Ufern aus.

„Aus meiner Sicht zeichnet sich das säkulare vor dem religiösen Selbstverständnis durch die Bereitschaft und Fähigkeit zur vorbehaltlosen Öffnung gegenüber einer diskursiven Vernunft aus, die uns regulativ über alle Kontexte hinweg miteinander verbindet. Hingegen ist in Deinen [Taylors, F.S.] Augen genau dieses säkulare Selbstverständnis nur eine unter vielen kontextgebundenen und unaufhörlich miteinander konkurrierenden Weltanschauungen. Wenn aber, wie Du meinst, genau dieser vernünftigerweise als unauflöslich zu erwartende Pluralismus aller Weltansichten das reflexiv gewordene, jedoch nach wie vor partikularistische Selbstverständnis der Moderne auszeichnet, wirst Du mit unserem freundschaftlich ausgehaltenen Dissens gut leben können.“<sup>580</sup>

Taylor möchte mit seiner Sprachphilosophie und den starken Wertungen unterschiedliche Sichtweisen besser verstehen lernen und andere besser verstehen lassen, er möchte sie nicht auflösen. Und bereits im Austausch, im Hin und Her der Argumente, vertritt er formal ein säkulares

---

<sup>575</sup> Bohmann 2012, 271; Buchtitel am Ende des Zitats: Taylor 1995a.

<sup>576</sup> Taylor 1995a, 10.

<sup>577</sup> Vgl. Bohmann 2012, 272ff.

<sup>578</sup> Habermas 2016, 180.

<sup>579</sup> Vgl. Goldstein 2012, 207f.

<sup>580</sup> Habermas 2016, 180f.

Ideal, inhaltlich jedoch wägt er stärker ab und sieht Vor- und Nachteile der Säkularisierung.<sup>581</sup> Allgemein lässt sich sagen, dass Taylor in der Moderne zwar einen Therapiebedarf diagnostiziert, aber keine Therapie bereitstellt. Seine Diagnose zeigt jedoch, dass eine autonom vernünftig begründete Moral verstümmelt ist und eine Güterethik notwendig ist, um das Problem lösen zu können. Dies ist aber nichts, das sich ausschließlich mit einer philosophischen Theorie lösen ließe, das ist das Problem seiner philosophischen Diagnose.<sup>582</sup> Spiritualität ist z.B. eine wichtige Entgrenzungsmöglichkeit der vorherrschenden Interpretationen. Dies kann er zwar philosophisch diagnostizieren, aber nicht streng wissenschaftlich begründen. Allerdings könnte dieser Aspekt die positive Grundierung seiner Sprachphilosophie verständlicher werden lassen. Spiritualität und Glaube können zu einem Erscheinungsraum des Guten werden.

Bei der Entgegennahme des „Marianist Award“ hielt Taylor eine Rede, in der er beschrieb, was für ihn Katholizität bedeutet.<sup>583</sup> Es geht ihm dabei nicht um eine bestimmte Form des christlichen Glaubens, sondern um die Fähigkeit des Menschen, an etwas Überirdisches zu glauben und die daraus resultierenden Effekte. Er konzentriert sich dabei ausdrücklich auf das Potential des Glaubens in der modernen Gesellschaft und seine möglichen positiven Folgen. Der Einzelne kann z.B. im Chor des Katholischen seine eigene „authentic voice“<sup>584</sup> finden, innerhalb der Werte der Aufklärung. Für Taylor scheint die Aufklärung folgende Erkenntnis zu transportieren: „Well, no one can deny that religion generates dangerous passions, but that is far from being the whole story. Exclusive humanism also carries great dangers, which remain very underexplored in modern thought.“<sup>585</sup> Die Aufklärung hat uns nicht hauptsächlich gelehrt, dass die Vernunft die einzig wichtige Kategorie im Streben nach Erkenntnis ist, sondern viel allgemeiner, dass es schlecht ist, eindimensional zu denken. Der Glaube konnte so schädlich werden, weil er ein Monopol innehatte. Ein Monopol des nicht-gläubigen oder anti-gläubigen, exklusiven Humanismus kann dem Menschen jedoch auch gefährlich werden. Taylor scheint den Horizont für ein dem Menschen gerecht werdendes Leben möglichst weit aufspannen zu wollen. Ohne Transzendentes klammert man für ihn eine wichtige Dimension aus, die über das Leben hinausgeht und anzeigt, dass das irdische Leben nicht alles ist.<sup>586</sup> Damit wird die Wahrnehmung des Lebens selbst verändert und führt zu einer Veränderung der eigenen Identität. Diese Veränderung führt für Taylor zu einer Verbesserung des sozialen Lebens, indem wir mehr *agape* empfinden.<sup>587</sup> Selbstlose Liebe und Nächstenliebe sollen also durch die zusätzliche Dimension des Transzendenten, konkret z.B. des

---

<sup>581</sup> Vgl. für die Unterscheidung von inhaltlicher und formaler Subjektivierung Taylor 1995a, 93-104 (besonders 100).

<sup>582</sup> Vgl. Goldstein 2012, 209-211.

<sup>583</sup> Vgl. Taylor 1999.

<sup>584</sup> Ebd., 15.

<sup>585</sup> Ebd., 19.

<sup>586</sup> Vgl. ebd., 20.

<sup>587</sup> Vgl. ebd., 22.

christlichen oder buddhistischen Glaubens, gestärkt und zu Zielen des Lebens werden.<sup>588</sup> Hier erkennt man bereits eine Parallele in der Argumentation für expressive Sprache. Taylor möchte die Fähigkeiten des Menschen stärken, die dazu beitragen, dass er selbst ein authentischeres Leben führt und auch anderen ein besseres Leben ermöglicht, z.B. durch Nächstenliebe. Es geht ihm ganz allgemein, wie auch bei seiner Sprachauffassung, um eine „affirmation of life“. „This is a moral temper to which it seems obvious that our major concern must be our dealings with others, injustice, and benevolence and that these dealings must be on a level of equality.“<sup>589</sup> Taylor sieht in den Werten des Gläubigen (oder Spirituellen) eine Chance, das Leben insgesamt sinnerfüllter zu führen. Das ist nichts, was Taylor wirklich beweisen kann, es ist ein bestimmter Blick auf die Welt, ein „climate of thought, a horizon of assumptions, more than a doctrine“<sup>590</sup>. Taylor glaubt, dass das Religiöse misstrauisch beäugt wird, da es eine Dimension über dem Irdischen aufzeigt. Damit gehe die Angst einher, dass das Überirdische wichtiger wäre als das Irdische und man dadurch wieder in vorrevolutionäre Zeiten der Religionsmacht rutschen könnte. Taylor geht es aber nur um eine Erweiterung, nicht um eine neue Hierarchisierung der Lebenswelt.<sup>591</sup> Vielmehr möchte Taylor die Freiheit der Menschen vergrößern, wenn er sagt: „If we are right, then human beings have an ineradicable bent to respond to something beyond life. Denying this stifles.“<sup>592</sup> Genauso, wie er es unangemessen findet, Religiosität mit einer unaufgeklärten Gewaltherrschaft in Verbindung zu setzen, möchte er selbst nicht sagen, dass Religion das Gegenteil von Gewalt ist. Er sieht den Menschen aber ganz allgemein als einen „*homo religiosus*“<sup>593</sup>. Wie auch bei der Beschäftigung mit Sprache scheint Taylor ein Angebot machen zu wollen, das, angenommen, das Leben reicher werden lassen kann. Sowohl die aufgeklärt-nüchterne Sprache als auch die aufgeklärte Nicht-Religiosität haben starke Fürsprecher. Taylor verteidigt aber die übersehenen Aspekte des menschlichen Lebens, die es wertvoller werden lassen. Das ist keine Nebensächlichkei. Vielleicht lässt er auch deshalb „das Böse“ außerhalb seiner Sprachphilosophie. Das Schlechte existiert bereits, interessant ist für Taylor der Weg zum Guten, er versucht, es in seiner Philosophie erscheinen zu lassen, dies gelingt jedoch nur durch individuelle Resonanz im Leser. Er wertet auch in Bezug auf die Religiosität stark, kennzeichnet diese Wertung aber gleichzeitig als anfechtbare Meinung unter anderen: „The previous picture of modern culture, seen from one perspective, suggests a way in which the denial of transcendence can put in danger the most valuable gains of modernity, here the primacy of rights and the affirmation of life. This is, I repeat, one perspective

---

<sup>588</sup> Taylor nennt hier auch *metta* und *karuna* als buddhistische Begriffe, die er sehr ähnlich übersetzt, vgl. ebd., 22 oben.

<sup>589</sup> Beide Zitate Taylor 1999, 22.

<sup>590</sup> Ebd., 23.

<sup>591</sup> Vgl. ebd., 24 und 25 oben.

<sup>592</sup> Ebd., 27.

<sup>593</sup> Ebd., 28.

among others<sup>594</sup>, aber, so fährt er fort, für ihn ist es die schlüssigste.<sup>595</sup> In diesem Bereich, wie auch in seinem Sprachexpressivismus, kann Taylor keine Wahrheit beweisen, er kann nur Stimmigkeiten aufzeigen, wie sie seiner begründeten Meinung nach bestehen.

Er möchte einen Ausgangspunkt für Moral finden, so scheint es, denn „[a] solidarity ultimately driven by the giver’s own sense of moral superiority is a whimsical and fickle thing“<sup>596</sup>. Seine Argumentation zielt auf ein hohes Ziel: „The higher the human potential, the greater the enterprise of realizing it and the more the carriers of this potential are worthy of our help in achieving it.“<sup>597</sup> Denn ungehinderte Freiheit, tun zu dürfen, was immer man tun möchte, ist für Taylor gerade keine Freiheit, sondern kann umgekehrt im schlimmsten Fall der Wegbereiter des Despotismus sein.<sup>598</sup> Absoluter Humanismus genauso wie absolute Herrschaft der Religion scheinen für Taylor ein Gefahrenpotential zu haben, das bei gleichwertiger Stellung von Humanismus und Religion oder Spiritualität zumindest eingeschränkt werden kann.<sup>599</sup> Ebenso ist weder eine Welt mit ausschließlich designativer Sprache erstrebenswert noch eine mit ausschließlich konstitutiver. Eine Feier des rein säkularen Humanismus bemerkt nicht, „how easily they [die Errungenschaften der Aufklärung wie der hohe Wert des Menschen] can slide into something trivial, ugly, or downright dangerous and destructive“<sup>600</sup>. Taylor möchte zeigen, dass die Aberkennung von religiöser Relevanz zu Engstirnigkeit führt,<sup>601</sup> die gefährlich werden kann. Deshalb versucht er einen Kräfteausgleich. „This cannot be a matter of guarantee, only of faith.“<sup>602</sup> Wenn Taylor sagt, es sei vielleicht nicht zufällig, dass im 20. Jahrhundert sowohl die Atombombe und Auschwitz als auch Ärzte ohne Grenzen und Amnesty International zu finden seien, will er damit gleichzeitig die Stärken der Moderne aufweisen, als auch davor warnen, was sie in jüngster Zeit hervorgebracht hat.<sup>603</sup> Die Aufklärung der Welt und des eigenen Lebens ist nach Taylor nie abgeschlossen und erfordert, sich immer wieder selbst zu hinterfragen. Für die anderen und für uns selbst lohnt es sich aber, scheint er zu sagen. Denn, und das ist vermutlich auch eine wichtige Stelle für das Verständnis der taylorschen Sicht auf die Sprache und ihre Ausrichtung:

„Ich glaube, dass ein Dialog zwischen einer ganzen Reihe von unterschiedlichen Positionen – religiösen, nichtreligiösen, humanistischen, antihumanistischen usw. – bitter Not tut; ein

---

<sup>594</sup> Ebd., 30.

<sup>595</sup> Vgl. ebd.

<sup>596</sup> Ebd., 31.

<sup>597</sup> Ebd., 32.

<sup>598</sup> Vgl. ebd., 32 unten, 33 oben. Ebenfalls interessant hierzu ist der deutsche Aufsatzband *Negative Freiheit?* und der Aufsatz „Der Irrtum der negativen Freiheit“ darin (Taylor 1992, ab 118).

<sup>599</sup> Vgl. Taylor 1999, 33ff.

<sup>600</sup> Ebd., 34.

<sup>601</sup> Vgl. Bernstein 2016, 156.

<sup>602</sup> Taylor 1999, 35.

<sup>603</sup> Vgl. ebd., 37.

Dialog, in dem wir vermeiden sollten, die jeweils anderen Positionen zu karikieren, und zu verstehen versuchen sollten, was ‚Fülle‘ für den anderen bedeutet. (...) Für einen solchen Dialog gibt es viele gute Gründe. Der beste Grund aber ist meines Erachtens, dass Auseinandersetzung immunisierend gegen die in allen Positionen verbreitete Neigung wirkt, das Böse auf andere Positionen zu projizieren und um der Menschheit willen zu deren Auslöschung aufzurufen. In vielen Milieus hat diese Neigung mittlerweile ein für die ganze Welt bedrohliches Ausmaß erreicht. Und diese absolute und potenziell gewalttätige Ablehnung ruft auf Seiten der abgelehnten Position nur allzu leicht entsprechend heftige komplementäre Formen der Ablehnung hervor.“<sup>604</sup>

Taylor möchte seine Philosophie nicht religiös grundieren, er ist kein Dogmatiker. Vielmehr geht es ihm um die Vielfalt an Weltbezugsmöglichkeiten, die Spiritualität und Glauben aufzuheben und damit einen Raum des Guten erscheinen lassen können. Man muss seine Meinung nicht teilen, seine Philosophie setzt hier keinen inhaltlichen Schwerpunkt, es ist aber für das Verständnis der taylorischen Sprachphilosophie interessant, wie weit er seinen Möglichkeits-Bogen spannt und wichtig, um die Suche nach den Epiphanien des Guten nachvollziehen zu können. Seine Philosophie ist dabei alles andere als das Hirngespinnst eines Philosophen im Elfenbeinturm. Er will konkret das Leben der Menschen zum Besseren gestalten. Dafür ist der Dialog unerlässlich und die Sprache demnach auch ein Mittel der Demokratie. Er will „unterdrückte[,] Güter“<sup>605</sup> wiederaufleben lassen, um die Identität wirklich „auszukosten“<sup>606</sup>. Maïke Weißpflug meint: „Hierin spiegelt sich ein durchaus tiefreichendes Vertrauen in die ungebrochene moralische Kraft der modernen Tradition.“<sup>607</sup>

## 2.8 Metaphern – eine verpasste Chance?

Taylor behandelt in seinem Buch über Sprache<sup>608</sup> auch in einem langen Kapitel<sup>609</sup> Metaphern und ihre Bedeutung. Für Taylor sind sie ein besonderer Fall von konstitutiver Sprache. Inwiefern ist dies philosophiegeschichtlich wichtig?

Die Metaphern spielen in der Philosophie schon seit der Antike eine Rolle. Für Aristoteles war die Metapher eine Form der gleichnishaften Redeweise, die nur im übertragenen Sinne zu verstehen

---

<sup>604</sup> Übersetzung von Taylor in Bernstein 2016, 156, vgl. ebd.

<sup>605</sup> Taylor 1994, 870.

<sup>606</sup> Ebd.

<sup>607</sup> Weißpflug 2014, 88.

<sup>608</sup> Taylor 2017.

<sup>609</sup> Taylor 2017, Teil II, Kap. 5, „Die figurative Dimension der Sprache“ (245-335), vor allem die Seiten 245-278 widmen sich der Metapher.



war. Wenn „die Luft zum Schneiden ist“, kann man sie nicht tatsächlich mit einer Schere zerteilen, sie fühlt sich nur so drückend und schwer an, als ob man es könnte. Diese Form der bildlichen Sprache ist nicht wörtlich zu nehmen. Für Aristoteles war ein Zuviel dieser Redeweise gleichbedeutend mit dem Sprechen in Rätseln. Lediglich in der Rhetorik waren sie die Rede aufhübschende Accessoires, die ihr Glanz und dadurch Wirkungskraft verliehen. Grundsätzlich war für Aristoteles jedoch jede dieser übertragenen Redeweisen übertragbar in wortwörtlich gemeinte Bedeutung.<sup>610</sup> Sie waren erfreuliche rhetorische Mittel, aber entbehrlich. In der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts durchliefen die Metaphern jedoch eine Umwertung.

Zu den größten Denkern über das Phänomen Metapher gehörte in dieser Zeit Hans Blumenberg. Er legte zu Beginn der 1960er Jahre eine eigene Metaphorologie vor<sup>611</sup> und sprach sogar von „absolute[n] Metaphern“<sup>612</sup> ebenso wie von der „Lesbarkeit der Welt“<sup>613</sup>. Metaphern bildeten für ihn einen sprachlichen Zugang zur Welt, der ohne sie nicht möglich wäre. Die Metaphern erlangten hier den Status einer Einzigartigkeit des Weltzugriffs. Dies mag auf den ersten Blick als Abwendung von der Schärfe der Begriffsarbeit erscheinen. „Es käme einem groben Missverständnis gleich, wollte man meinen, eine Philosophie der Metapher stifte ein starkes Konkurrenzverhältnis zwischen definitiver und übertragener Redeweise“, meint jedoch Goldstein. „Denn am Anfang der Metaphorologie steht die Leistung des Begriffs.“<sup>614</sup> Diese Leistung besteht darin, etwas Abwesendes zu vergegenwärtigen in einem Wort, das genau definiert werden kann,<sup>615</sup> eine großartige Leistung der menschlichen Sprache. Diese Definition ist jedoch nicht für jede philosophische Frage verfügbar oder erstrebenswert. Es ging Blumenberg darum, „das Ideal kristalliner Klarheit im begrifflichen Denken der Philosophie als Grenzwert, nicht als Standard auszuweisen“<sup>616</sup>, so Goldstein. Blumenberg verstand die Metapher als Erweiterung des Felds der Klarheit in Bereichen, wo etwas noch nicht *begriffen* werden konnte (also z.B. Vorbegriffliches, wo Metaphern als Vorstufe dienen, als „Reservoir der Begriffsbildung“<sup>617</sup>) oder die Arbeit am Begriff nicht zum Ziel führte, die Metapher uns aushilft in Bereichen, die sonst unausdrückbar blieben, bei gleichzeitigem Bedürfnis nach Artikulation. Blumenberg ging davon aus, dass die Metaphern eine eigene Kategorie des Grundstocks der philosophischen Sprache bilden.<sup>618</sup> Ebenso wie Sprache nicht rein beschreibend sein kann oder sollte, so besteht die Sprache nicht nur aus lexikalisch

---

<sup>610</sup> Vgl. Goldstein 2020, 182.

<sup>611</sup> Vgl. Blumenbergs *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, z.B. 2013, Erstveröffentlichung 1960.

<sup>612</sup> Blumenberg 2013, 14.

<sup>613</sup> Z.B. Blumenberg 2000, *Die Lesbarkeit der Welt*, Erstveröffentlichung 1981.

<sup>614</sup> Beide Zitate Goldstein 2020, 177.

<sup>615</sup> Vgl. ebd., 178f.

<sup>616</sup> Ebd., 180.

<sup>617</sup> Ebd., 181.

<sup>618</sup> Vgl. ebd., 181-184.

ausgefeilten Begriffen. Metaphern sind nicht bloß Mittel zu einem bestimmten Zweck, sondern erfüllen selbst einen einzigartigen Zweck innerhalb der Sprache, der von keinem Begriff in gleicher Form erfüllt werden kann. Der Begriff stellt eine wichtige Errungenschaft der Vernunft dar, jedoch ist nicht nur das vernünftig, was auf den Begriff gebracht werden kann.<sup>619</sup> Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist eine dafür typische Überlegung des Menschen, auf die er weder verzichten kann noch will, die vernünftiger kaum sein könnte, die jedoch auf einen eindeutigen Antwort-Begriff zu bringen unmöglich ist.<sup>620</sup> Diese Metaphern „erfüllen einen Orientierungsbedarf angesichts von Wirklichkeiten, die sich nicht auf den Begriff bringen lassen, die ohne eine leitende Ausrichtung aber kaum zu bewältigen sind. Absolute Metaphern sind daher nicht verifizierbar [...]“<sup>621</sup>, so Goldstein. Diese Metaphern sind nicht rückübertragbar in den tatsächlichen, begrifflichen Wortsinn, und zwar deshalb, weil sie nie daraus hervorgingen. Die menschliche Vernunft und Sprache sind viel vielschichtiger, als dass sie dort enden könnten, wo die Welt der Begriffe endet. Metaphern stützen und ermöglichen die Vernunft dort, wo der Begriff noch nicht oder nie (bei absoluten Metaphern wie dem Sinn des Lebens) ausreichend sein wird. Daher sind auch Metaphern nach Goldstein „Selbsterhaltungsmittel der Vernunft“<sup>622</sup>. „Metaphern geben dort eine Auskunft, wo die Begriffe nicht zureichen, der Selbsterhaltungsbedarf aber dennoch erfüllt werden muss, ohne dem Anspruch der Wahrheit Genüge leisten zu können.“<sup>623</sup> Eine Einordnung, die zu akzeptieren dem naturwissenschaftlich geprägten Anspruch der Verifizierbarkeit als Kriterium der Vernünftigkeit eines Gedankens schwerfällt, jedoch zeigt, dass Vernunft mehr ist als Begriffsarbeit und Wissenschaft mehr als Naturwissenschaft. Metaphern wird auch in neueren Sprachphilosophien eine wichtige Rolle zugeschrieben, George Lakoff und Mark Johnson nannten ihr Buch 1980 zu diesem Thema gar *Metaphors we live by*<sup>624</sup>. Dort wird geschildert, inwiefern Metaphern unser Leben als Menschen prägen und welche wichtige Rolle sie bereits in unserem Alltag spielen.

Beide Beispiele zeigen, dass das Nachdenken über Metaphern hervorragend zu Taylors Projekt der Stärkung der konstitutiven Sprache und ihrer Rolle im menschlichen Leben passt. Allerdings lässt sich Taylors Auseinandersetzung mit Metaphern hiermit nicht vergleichen, er legt keine elaborierte Metaphern-Theorie vor. Trotzdem beschäftigt er sich in seinem aktuellen Buch mit der figurativen

---

<sup>619</sup> Vgl. ebd., 186f.

<sup>620</sup> Vgl. ebd., 187.

<sup>621</sup> Ebd., 188.

<sup>622</sup> Ebd., 189.

<sup>623</sup> Ebd.

<sup>624</sup> Vgl. Lakoff/Johnson 2021.

Reichweite der Sprache und im Zuge dessen auch mit der Metapher,<sup>625</sup> daher kann dieses Thema hier nicht unerwähnt bleiben.

Wenn man mit einer guten Sprache verbindet, wie es die Rahmentheoretiker, wie Taylor sie nennt, tun, dass sie aus klar definierten, immer gleich verwendeten Wörtern besteht, muss man sich von Metaphern fernhalten.<sup>626</sup> Auch nach Taylor haben Metaphern jedoch eine wichtige Funktion in der Sprache. Für ihn ist es ein Mehrwert, „daß metaphorische Ausdrücke nicht nur zur Bezeichnung ihrer Bezugsgegenstände dienen, sondern diese auch in einer bestimmten Weise charakterisieren“<sup>627</sup>. Nach Taylor sind Wort und Idee in der Metapher nicht zufällig miteinander verknüpft, sondern begründet durch die Passgenauigkeit. Taylor bringt das Beispiel „Die Nacht umhüllte uns wie ein Mantel“<sup>628</sup>. Damit werde, so Taylor, nicht nur etwas beschrieben, das bereits vorher so da war, sondern vielmehr ein Bild von der Situation erschaffen, etwas figuriert.<sup>629</sup> Diese Art der Sprachverwendung hat für Taylor eine wichtige Rolle. „Unsere Sprache ist umfassender und reichhaltiger als die reglementierten, spezialisierten Formen.“<sup>630</sup> Nach Taylor stammt die Idee klar definierter Begriffe als Ideal der Sprachverwendung schlechthin aus der Naturwissenschaft. Dort ist sie recht am Platz. Jedoch nicht überall, denn sonst hätten wir eine Sprache „frei von Bezügen auf Teleologie oder Intentionalität, und ihre grundlegenden Erklärungen können nicht auf die Bedeutungen abheben, die die Dinge für uns Menschen haben“<sup>631</sup>. Taylor ist der Ansicht, dass die figurative, schöpferisch-bildende Dimension der Sprache nicht ausreichend gewürdigt wird.<sup>632</sup> Er tritt dafür ein, dass sogar bestimmte Dimensionen der Deskription figuriert werden. Er nimmt zur Verdeutlichung das Beispiel einer Autowerkstatt zur Hand. Was man dort sieht und erkennt, hängt nach Taylor maßgeblich davon ab, was man bereits über Autoreparatur weiß.

„Das Gesehene gliedert sich für uns nicht offenkundig in Einheiten, so daß wir fragen könnten: Wozu dient dieses Ding dort? Die Art und Weise, in der sich die Dinge für uns gliedern, kann ganz unterschiedlich ausfallen – je nachdem, welche Fertigkeiten man besitzt, welche praktischen Kenntnisse man hat, welchen Tätigkeiten man gewohnheitsmäßig nachgeht und welcher Kultur man angehört [...].“<sup>633</sup>

---

<sup>625</sup> Vgl. Taylor 2017, 245-335.

<sup>626</sup> Vgl. ebd., 245.

<sup>627</sup> Ebd., 246f.

<sup>628</sup> Ebd., 247.

<sup>629</sup> Vgl. ebd., 247.

<sup>630</sup> Ebd., 248.

<sup>631</sup> Ebd., 249.

<sup>632</sup> Vgl. ebd., 251f. Taylor spricht hier auch von der „kratylistischen“ Dimension der Sprache. Damit verweist er auf den Dialog *Kratylos* von Platon, in dem die Rolle der Sprache sokratisch erörtert wird und Kratylos für eine nicht-zufällige, figurative Dimension der Sprache eintritt.

<sup>633</sup> Taylor 2017, 255.

Dies gilt nicht für alle Bereiche des Lebens. Simple Tierunterscheidungen oder das Erkennen von Essbarem unterliegen diesen Voraussetzungen eher nicht, allerdings könnte man auch hier dafür argumentieren, dass das individuelle Wissen selbst derartige Situationen prägen kann. Dies gilt jedoch eher für das Erkennen von essbaren Beeren im Wald oder das Bestimmen eines Kleinen Schwertwals, nicht aber für das Erkennen von Brot im Supermarkt oder das Bestimmen eines Hundes, von einigen wenigen Naturvölkern vielleicht abgesehen.

Wer aber komplexe Vorgänge wie die Reparatur eines Autos nachvollziehen soll, muss bestimmte Bedingungen erfüllen, z.B. Grundkenntnisse über das Funktionieren des Ottomotors. „Daher kann es sein, daß man außerstande ist, die Dinge und Prozesse zu ermitteln, die im Rahmen jener Sachverhalte eine Rolle spielen, welche für die Wahrheitsbedingungen bestimmter abbildender Verbindungen konstitutiv sind.“<sup>634</sup> Hier zeigt sich, dass auch Deskription nicht voraussetzungslos leistbar ist, qua Menschsein und Sprachwesen. Vielmehr ist die Erfüllung bestimmter Voraussetzungen nicht wegzürzbar und damit auch die Deskription abhängig von einer individuellen Konstitutionsleistung. Selbst die Deskription ist also nicht völlig objektiv, sondern subjektiv geprägt, zum Beispiel vom Wissen einer Person in einem bestimmten Bereich.

Taylor beschreibt, dass es durchaus viele Fälle gibt, in denen Wort und Gegenstand einfach in einen Zusammenhang gesetzt werden können. Wird eine neue Hunderasse gezüchtet, bekommt sie, eventuell noch von binären Voraussetzungen beeinflusst, einen zumindest in den Einzelsprachen (mehr oder weniger) frei bestimmbaren Namen. „Das ist allerdings nicht das einzige Szenario für die Entstehung neuer Ausdrücke. Es gibt auch Fälle, in denen man das Gefühl hat, es gebe etwas Neues zu sagen.“<sup>635</sup> Dann muss man sich überlegen, welchen Begriff man dafür prägen könnte, nicht willkürlich, sondern genau umgekehrt bestimmt vom Gegenstand. Als Beispiel hierfür nennt Taylor unter anderen das Wort „hammermäßig“<sup>636</sup>. Mit einem solchen Wort wird etwas nicht nur neu benannt, sondern figuriert, das Wort schildert etwas ganz genau und lässt es schnell verständlich werden. Es benötigt keine langatmige Erklärung, um verstanden werden zu können, sondern lediglich Zeit zur Durchsetzung in der Sprache. Das liegt daran, dass das Wort und das Beschriebene zueinander passen, Explanandum und Explanans sind nicht willkürlich verbunden, sondern aufgrund ihrer Passgenauigkeit.<sup>637</sup> „Sie sorgen dafür, daß wir uns in einer neuen Weise oder auf einem neuen Gebiet artikulieren können.“<sup>638</sup> Das können jedoch, so Taylor, auch Analogien oder Vergleiche leisten. Das Wort „hammermäßig“ charakterisiert etwas, das auch

---

<sup>634</sup> Ebd., 255.

<sup>635</sup> Ebd., 259.

<sup>636</sup> Ebd., 259, vgl. ebd.

<sup>637</sup> Vgl. ebd., 260.

<sup>638</sup> Ebd.

anders hätte beschrieben werden können, die Metapher ist in solchen Fällen nicht der einzige Weg zum Verständnis z.B. einer Situation, ebenso würden Vergleiche oder Analogien funktionieren.<sup>639</sup> Außerdem gibt es Wortverwendungen, die neu geprägt werden, die nicht zum erstmaligen oder anderen Verständnis einer Situation beitragen, sondern lediglich kurz und bündig zusammenfassen, was bereits vorher genau so ausgedrückt werden konnte, nur umständlicher. Für Taylor sind dies keine Artikulierungen. Als Beispiel nennt er das Wort „Schlüssel“ für die Möglichkeit, ein Dokument zu decodieren. Wer die normale Verwendung und Aufgabe eines Schlüssels kennt, wird unmittelbar verstehen, wie das Wort verwendet wird, den Vorgang hinter dem Wort „Schlüssel“, die Decodierung, kannte er aber sehr wahrscheinlich als Sachverhalt schon zuvor.<sup>640</sup> Es gibt also Metaphern, die eine Beschreibung vereinfachen oder ein Begriffsfeld lediglich erweitern. „Es gibt aber auch andere Arten metaphorischer Zuschreibung, um etwas Neues zu artikulieren.“<sup>641</sup> Dies gelingt nach Taylor z.B. über den Weg der Unangemessenheit. Wenn man die Rücksichtslosigkeit eines Chefs verdeutlichen will, kann man Punkt für Punkt detailliert beschreiben, wo das Problem liegt. Schneller und anschaulicher schafft man dies jedoch, indem man sagt „Er war ein Adler unter lauter Karnickeln“<sup>642</sup>. Das ist etwas anderes als der „Schlüssel“, denn der sagte das Gleiche wie „Decodierung“, nur einfacher und vielleicht eleganter. Das Bild vom Adler hingegen formt eine Vorstellung von der Situation, die die Situation spürbar werden lässt, das Bild „sagt uns etwas“<sup>643</sup>. Metaphern wirken anders als rein deskriptive Sätze und sind auch im Bereich der konstitutiven Sprache besonders. Dass es sich nicht um einen fliegenden Chef handelt, ist beim Adler-Bild intuitiv klar, dadurch sind Metaphern jedoch nicht einfach in Gänze wahr oder falsch, wie es etwa Beschreibungen sein können. „Aber man lobt solche Zuschreibungen auf andere Weise, etwa weil sie eine gewisse Einsicht in einen wichtigen Aspekt des relevanten A-Gebiets vermitteln; oder man kritisiert sie, weil sie ‚übertrieben‘ seien.“<sup>644</sup> Aber das Entscheidende bei der Metapher scheint für Taylor das Figurative zu sein, ähnlich wie bei der konstitutiven Sprache im Allgemeinen. Die Metapher verdeutlicht etwas, das nicht anders hätte verdeutlicht werden können, weil sie über ein überraschendes Bild etwas Neues erscheinen lässt und dadurch für den Menschen einen Zugang zu diesem Neuen gibt. Die Figuration des Chefs als Adler beschreibt den Chef als rücksichtslosen Raubvogel und gleichzeitig bildet sie mit diesem Bild erst die Voraussetzung für die Existenz und Stimmigkeit dieses Bilds.

---

<sup>639</sup> Vgl. ebd., 260f.

<sup>640</sup> Vgl. ebd., 261.

<sup>641</sup> Ebd., 263.

<sup>642</sup> Ebd.

<sup>643</sup> Ebd., 267.

<sup>644</sup> Ebd., 268.

Taylor wehrt sich gegen die Ansicht, dass Metaphern Aspekte beleuchten, die vorher im Dunkeln lagen, aber schon vorhanden waren. Taylors Gegenargument „daß Metaphern eine Perspektive schaffen können, aus der Dinge sichtbar werden, die sonst nicht zum Vorschein kämen“<sup>645</sup>, scheint diese Ansicht jedoch auf den ersten Blick unabsichtlich zu bestätigen. Was er meint, scheint aber Folgendes zu sein: Metaphern bilden nicht nur die richtige Perspektive für das Bemerkenswerte, sondern erschaffen es zuallererst.

„Eine neue Metapher erhält ihre Bedeutung, wie wir oben ausgeführt haben, durch die Spannung zwischen Ziel und Quelle, zwischen A und B. Doch indes die ursprüngliche Erkenntnis immer deutlichere Gestalt annimmt, erlangen wir die Fähigkeit, uns in direkter Form mit dem Zielbereich auseinanderzusetzen. Wir bemerken Merkmale, die die anfangs überraschende und schockierende Zuschreibung rechtfertigen.“<sup>646</sup>

Taylor beschreibt hier, wie eine Metapher vom ersten Stadium z.B. einer ungewöhnlichen Zuschreibung („Politiker XY lässt sich nicht in die Karten schauen.“) in eine alltägliche Formulierung verwandelt, die sinnvoll gebraucht werden kann, ohne über die Herkunft, z.B. des Pokerspielens, nachzudenken.<sup>647</sup> Wenn die Metapher zur Gewohnheit wird, fängt sie an zu „vergilben“:

„Auf diese Weise kommen wir zu einem neuen ‚gebräuchlichen‘ Ausdruck, den die Menschen verwenden können, ohne über seine Herkunft nachzudenken. Das ist das erste Stadium des ‚Vergilbens‘ oder ‚Absterbens‘ einer Metapher. Das zweite Stadium stellt sich ein, sobald sich die Menschen von der ursprünglichen Quelle gar keine Vorstellung mehr machen. Vermutlich könnte man sogar noch ein drittes Stadium hinzufügen, in dem die Sprecher sich nicht einmal mehr darüber im klaren sind, daß der betreffende Ausdruck durch eine metaphorische Übertragung in ihren Wortschatz gelangt ist.“<sup>648</sup>

Taylor schildert im weiteren Textverlauf nun ausführlich, wie Metaphern vergilben und in welchem Fall welches Stadium erreicht ist. Dies ist für eine Metaphern-Theorie nicht unerheblich, jedoch scheint er hier den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, denn noch hat Taylor nicht erklärt, inwiefern Metaphern sich in ihrer konstitutiven Kraft von anderen konstitutiven Äußerungen unterscheiden, die in den restlichen Kapiteln des Buchs behandelt werden. Seine Metaphertheorie ist eigentlich keine. Obwohl anhand der Beispiele deutlich wird, dass es hier noch einmal um eine neue Form der Sprache, eine spezielle Art der Konstitution geht (etwa bei „Der Vorsitzende pflügte

---

<sup>645</sup> Ebd., 270.

<sup>646</sup> Ebd., 271.

<sup>647</sup> Vgl. ebd.

<sup>648</sup> Ebd., 271.

durch die Diskussion<sup>649</sup>), lässt er dieses Potential doch analytisch verpuffen. Taylor betont zwar, dass verblässende Metaphern zu Routineausdrücken werden, die der Deskription dienen und dass ein ganz antikatylistisches, nicht-konstitutives Bild der Sprache dies nicht erklären kann, was stimmig ist, aber einen Versuch der Definition der Metapher liefert er nicht.<sup>650</sup> Er lässt außerdem aus, ebenso wie in seiner gesamten Sprachphilosophie, dass Metaphern auch Negatives konstituieren können und dies z.B. im 20. Jahrhundert auch schon getan haben.

Obwohl Taylor die Fallhöhe, um die es bei der Wertschätzung der Metapher geht, zu errahnen scheint, schildert er nicht, ganz anders als echte Metapherntheoretiker wie Blumenberg, warum und inwiefern die Metapher dabei ein besonderes Phänomen darstellt. Er verliert sich in treffenden Beispielen, deren Potential für die Charakterisierung der Metapher und ihrer potentiell besonderen Stellung in seiner konstitutiven Sprachphilosophie er nicht ausschöpft.

## 2.9 Die Bedeutung der Artikulation für die „philosophische Anthropologie“<sup>651</sup>

Das menschliche Mitteilungsvermögen und -begehren richtet sich nicht ausschließlich auf und wird nicht nur gespeist aus Codierung und Deskription. Wir möchten uns vielmehr hauptsächlich deswegen ausdrücken, so Taylor mit Humboldts Worten, damit das, was die Seele empfindet, mit dem Laut verknüpft werden und dadurch mitteilbar werden kann.<sup>652</sup> Dieses Bedürfnis nach Ausdrückbarkeit begleitet uns ein Leben lang, zwar jeden in unterschiedlichem Ausmaß und unterschiedlicher Dringlichkeit, aber unser Interpretationsvermögen ist doch maßgeblich davon abhängig. Wenn uns beispielsweise der passende Ausdruck zur Beschreibung der eigenen Gefühle fehlt oder wir unser Gegenüber nicht verstehen können, weil er sich nicht adäquat ausdrücken kann oder will, kann das ein quälendes Gefühl sein, das Finden der richtigen Worte eine Befreiung und Veränderung. Ausdrücklichkeit ist unabdingbar „um die eigenen Gefühle in den Griff zu bekommen“<sup>653</sup>. „[W]ie es sich anfühlt, als handelndes Subjekt in die Welt gestellt zu sein, insbesondere in die *moderne* Welt“<sup>654</sup>, möchte Taylor nach Rosa herausfinden. Dafür ist es ein wichtiger Schritt, das Empfundene auszuformulieren. Indem wir einen Ausdruck finden, „der das, was wir in den Griff bekommen wollen, zum Vorschein kommen lässt“<sup>655</sup>, wird das Problem definiert und dadurch lösbar, etwas „in den Griff bekommen“ und „einen Begriff für etwas finden“ scheint hier ko-

---

<sup>649</sup> Ebd., 263, urspr. von Max Black geprägt, vgl. ebd., FN 5.

<sup>650</sup> Taylor spricht hier jedoch, ganz seine Theorie abbildend, vom „Tod der Metapher“, der „das Feld der Routineausdrücke“ düngt (Taylor 2017, 276). Vgl. ebd., 276f.

<sup>651</sup> Vgl. Rosa 1995, 506: im Original steht „Philosophischen Anthropologie“.

<sup>652</sup> Vgl. Taylor 2017, 336, vgl. Humboldt 1907, VII:177.

<sup>653</sup> Taylor 2017, 337.

<sup>654</sup> Rosa 2011, 17.

<sup>655</sup> Taylor 2017, 338.

abhängig. Charles Taylor bezeichnet dieses Vermögen als „Artikulation“<sup>656</sup>. Selbst wenn wir Dinge lediglich zu beschreiben versuchen, tun wir dies meist nicht losgelöst von unserer Sicht auf die Dinge, sondern maßgeblich aus dieser Sichtweise heraus. Der Weiße Hai, der einen Surfer mit einer Robbe verwechselt,<sup>657</sup> hat doch eine entscheidend andere Bedeutung für mich, ob ich im Fernsehsessel eine Dokumentation anschau oder gerade selbst im Pazifik vor Hawaii surfe. Im ersten Szenario kann mich diese Information zwar interessieren oder langweilen und unter diesem Aspekt bedeutsam für den Verlauf des Abends sein, aber nur im zweiten Fall erlangt die Information eine unter Umständen höchst individuelle Bedeutung.

Auch profanere Sachverhalte sind für den Menschen tagtäglich bedeutsam in der Hinsicht, dass sie als Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwecks diesen Zweck behindern oder befördern. Wenn mich der Bettpfosten daran hindert, unversehrt ins Badezimmer zu kommen, ist das für mich ebenso von instrumenteller Bedeutung für den Tag wie es ein verschütteter Kaffee auf dem Schreibtisch des Chefs sein kann.<sup>658</sup>

Jedoch kann eine Situation auch *an sich* in dieser oder jener Hinsicht als bedeutsam empfunden werden, nicht nur ausschließlich im Hinblick auf ihre Folgen. Die typisch menschlichen Bedeutungen, solche also, die erst durch den Menschen entstehen, werden nämlich dadurch bedeutsam, *dass* sie empfunden werden (vgl. Kap. 2.5).<sup>659</sup> Es gibt Empfindungen, die zum Beispiel von körperlichen *Tatsachen* hervorgerufen werden und solche, die erst durch *Deutungen* entstehen. Um es noch einmal kurz zu wiederholen: Die *tatsachenbasierten, deutungsunabhängigen* Gefühle (also die, die nicht auf Deutungen beruhen, sondern z.B. körperliche Tatsachen beschreiben) sind nicht interpretierbar und auch nicht verhandelbar. Wenn jemand starke Kopfschmerzen hat, ihm die Augen tränen, weil er Zwiebeln schält oder die Haut brennt, weil er Brennesseln berührt hat, kann man vielleicht biologische Gründe für diese Empfindungen finden, jedoch nicht dadurch das Gefühl ändern. Gleiches gilt für das Anstoßen am Bettpfosten. Das Vermögen höchstens Medikamente. Die *deutungsabhängigen* Gefühle (also solche, die erst durch die Deutung entstehen) sind nicht weniger echt als die deutungsunabhängigen, und können im Moment der Empfindung

---

<sup>656</sup> Ebd.

<sup>657</sup> Natürlich ist das eine vermenschlichte Sicht auf das Tier. Tiere können nichts verwechseln, im vollen Wortsinne, weil sie keine Sprachwesen und nicht bedeutungsfähig sind. Auf dieses Problem stößt allerdings jede menschliche Formulierung für das Verhalten von Tieren. Der Hai irrt sich nicht, er kann nicht das Falsche tun, er kann nicht wollen etc. Trotzdem ist es evolutionär gesehen wahrscheinlich, dass das Ziel des Angriffs (obwohl er natürlich nicht über teleologisches, intentionales Denken verfügt) ein Beutetier ist, sich das Beutespektrum des Tiers jedoch schon lange vor der Zeit entwickelt hat, in der Menschen schwammen oder gar auf Brettern durchs Wasser glitten.

<sup>658</sup> Vgl. Taylor 2017, 341; er beschreibt hier andere Beispiele zur Erläuterung der instrumentellen Bedeutung.

<sup>659</sup> Vgl. ebd., 342. „Bedeutungen werden empfunden.“ (ebd.) Damit sind die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nicht gemeint, obwohl das naturwissenschaftliche Wissen ein rein dem Menschen zugängliches ist und damit auch typisch für ihn. Taylor meint vermutlich Bedeutungen, die durch den Menschen konstituiert werden. Denn auch, wenn die Erkenntnis, dass es die Schwerkraft gibt, eine menschliche ist, würde es diese Kraft ja auch ohne den Menschen geben.



auch erst einmal nicht veränderbar sein, aber sie beruhen auf Interpretationen der Welt und sind dadurch wandelbar. Denn wenn ich traurig oder verzweifelt bin, wenn ich wütend bin vor Hilflosigkeit oder jauchzend vor Freude, liegt das daran, dass ich etwas in einer bestimmten Weise wahrnehme und deute. Deshalb ist jedoch das Gefühl durch andere Deutungen der gleichen Situation potentiell veränderbar.<sup>660</sup> Das liegt im Unterschied zum pochenden Kopf daran, dass „das Gefühl eine Beschreibung des intentionalen Gegenstands projiziert“<sup>661</sup>. Diese Art von Bedeutungen werden erst und nur dadurch möglich, dass sie empfunden werden. Nur und ausschließlich durch den Affekt wird die Bedeutung geboren. Hätten wir ihn nicht, gäbe es auch die Bedeutung nicht. Der Unterschied z.B. zu einem gebrochenen Bein besteht darin, dass der Schmerz unabhängig von der Deutung aufkommt, also Bedeutung für uns hat, unabhängig von unserer Deutung. Hier gilt: zuerst der Schmerz, dann die Interpretation (z.B. die medizinische Diagnose). Bei deutungsabhängigen Gefühlen ist es genau umgekehrt: zuerst die Interpretation, dann der Schmerz.

Auch anderen können wir nur dann bei der Deutung ihrer Bedeutungen helfen, wenn wir dazu in der Lage sind, nachzuempfinden, was in ihnen vorgeht und welche Affekte sie spüren. Misslingt dies, ist die Bedeutsamkeit nicht fühlbar und jeglicher Austausch von Interpretationen misslingt, da es keine Überschneidungen der Deutungsräume gibt.<sup>662</sup> „Gerade weil die menschlichen Bedeutungen nicht mit einem objektiv erkennbaren Muster gleichgesetzt werden können, können sie nur unter einer Beschreibung auf uns einwirken, die diese Bedeutungen in Anspruch nimmt und spürbar machen kann. Daher rührt die Verbindung mit den Affekten.“<sup>663</sup>

Manche Bedeutungen existieren also nur dadurch, dass sie durch Interpretation *gefühlt* werden. Für Taylor wird, auch wenn es zunächst kontraintuitiv klingt, da sie ja die Instanz sein soll, die über die Gefühle wacht, selbst die Vernunft von den Gefühlen beeinflusst. Die Vernunft soll uns zeigen, was das Richtige ist und uns Dinge vermeiden lassen, die falsch sind. „Richtig“ und „Falsch“ sind aber keine an sich existierenden Entitäten in der Welt. Sie werden es dadurch, dass wir etwas so oder so *bewerten*. Eine Wertung ist aber ein Vorgang, der „nicht leidenschaftslos möglich“<sup>664</sup> ist. Eine Vernunft, die unser Handeln leitet, kann dies nur dort, wo unsere Einsichten auch *empfunden* werden. Denn sonst „[...] wäre es kein moralischer Vernunftgrund, der mich leitet. [...] Damit sie mir etwas bedeuten – also Bedeutungen und Werte sind, die ich anerkenne und die mich motivieren –, muß ich sie intuitiv fühlen“<sup>665</sup>. Natürlich gibt es auch objektive Tatsachen, die das Handeln

---

<sup>660</sup> Vgl. Taylor 2017, 342.

<sup>661</sup> Ebd., 342.

<sup>662</sup> Vgl. ebd., 344f.

<sup>663</sup> Ebd., 345.

<sup>664</sup> Ebd., 347.

<sup>665</sup> Ebd., 347f.

lenken, da der Mensch, wie bereits oben beschrieben, z.B. biologisch von ihnen abhängig ist. Auch wenn ich einen Virus als unerheblich einstufe, kann er mich, unabhängig von der Zuschreibung meiner Bedeutsamkeit, dahinraffen. Aber wie kann man objektiv begründen, dass man traurig ist? Das geht nur dann, intersubjektiv, wenn das Gegenüber die Beweggründe für die Einschätzung der Realität der fraglichen Person *anerkennt*, also *nachvollziehen* kann.<sup>666</sup> Ohne diese Voraussetzung ist Verständnis nicht möglich, da es keine vom Menschen abgekoppelte, objektive Instanz für menschliche Bedeutungen gibt. Eine Art Gefühlsthermometer kann es gar nicht geben. Nur die Biologie des Menschen ist in Maßeinheiten einteilbar. Sein nicht-biologischer Bedeutungshorizont entzieht sich jeglicher naturwissenschaftlich-objektiver Kategorie. Taylor geht es darum zu zeigen, dass „das Metabiologische in unserem Vokabular und unserem Leben einen beeindruckenden Platz einnimmt“<sup>667</sup>.

Um aber Präzision z.B. in die Gefühle zu bringen, bedarf es der Artikulation. Da es „[...] nicht möglich ist, die Bedeutung in ihrer vollen, artikulierten Form zu fühlen, sofern man kein Wort dafür hat [...]“<sup>668</sup>. Dies ist auch der entscheidende sprachliche Unterschied zu den Naturwissenschaften. Das Wort „Birke“ gibt es nämlich erst deswegen, weil es den Baum gibt. Außerdem wäre die Birke immer noch da, wenn man sie anders bezeichnen würde. Eine neue Art des Ausdrückens von Bedeutung ist aber „eine neue Form der Welterfahrung“<sup>669</sup>. Erst dadurch, dass ich z.B. ein Gefühl für mich richtig bezeichne, also einschätze, ist es auch in dieser Form da. Die Benennung ist also konstitutiv für die Empfindung. Wenn ich das Gefühl anders bewerten und ausdrücken würde, *wäre es auch ein anderes*. „Die neue Bedeutung kann nur auf dem Weg des (enaktiven oder deskriptiven) Ausdrucks in meine Welt gelangen.“<sup>670</sup> Erst durch die Artikulation kann also die empfundene Bedeutung entstehen. Wie wir die Welt einschätzen und in ihr agieren, hängt also entscheidend davon ab, wie wir sie *bezeichnen*. Wenn wir eine Situation auf eine neue Weise beschreiben, eröffnet dieser Vorgang andere, „neue Möglichkeiten des In-der-Welt-Seins“<sup>671</sup>. Die konstitutive Kraft des Ausdrucks ist also schwerlich zu überschätzen. Wenn ich meinen Urlaub als „sinnloses Zeitverplempern“ empfinde, ist meine Welt eine andere, als wenn ich ihn als „beruhigende Auszeit vom Berufsstress“ einschätze. Dabei sind die Tatsachen, die zu den beiden unterschiedlichen Bewertungen führen, genau gleich. Je nachdem, wie ich meine Welt wahrnehme, agiere ich ganz unterschiedlich und kann dadurch tatsächlich die objektive Welt der Tatsachen verändern, inklusive meiner individuellen Lebenssituation. „Die neuen, artikulierten

---

<sup>666</sup> Vgl. ebd., 352.

<sup>667</sup> Ebd., 354.

<sup>668</sup> Ebd., 355.

<sup>669</sup> Ebd., 357.

<sup>670</sup> Ebd.

<sup>671</sup> Ebd., 358.

Beschreibungen schaffen die Möglichkeit, daß die Welt in beispielloser Weise auf uns einwirkt und uns motiviert.<sup>672</sup> Und, so möchte ich hinzufügen, dies vermag nach Taylor *ausschließlich* die Artikulation.

Wie ich etwas bezeichne, verändert also meine Welt. Dies ist die „Logik der Konstitution“<sup>673</sup>, „bei der die Einführung eines neuen Worts den zu beschreibenden Bereich der Phänomene neu ordnet oder umgestaltet“<sup>674</sup>. Wie ich die Realität deute, formt hierbei meinen Ausdruck und dieser Ausdruck motiviert mich, in der einen oder anderen Weise die Realität zu verändern. Die konstitutive Kraft des Ausdrucks hat also ganz konkrete Folgen. Realität und Artikulation stehen in Bezug auf die menschlichen Bedeutungen in Abhängigkeit voneinander.<sup>675</sup> Taylor beschreibt es so: Wenn ich in eine Fabrikhalle mit vielen großen, mir unbekanntem Maschinen komme, bin ich zunächst verwirrt. Ich weiß nicht, was hergestellt wird und wozu. Bekomme ich jedoch erklärt, welche Maschine wie funktioniert und wie sie zusammenwirken, verändert das meinen Blick auf die Halle. Was vorher undurchsichtig und bedrohlich gewesen sein mag, wird nun klarer und besser verständlich.<sup>676</sup> Das liegt daran, dass „der Erwerb neuer Wörter unsere Gefühle klärt [...]“<sup>677</sup>.

Im Gegensatz zu der unabhängig vom Menschen existierenden Natur und ihren Gesetzen (auch wenn selbstverständlich nur der Mensch diese Gesetze erkennen kann, wirken sie unabhängig von ihm) ist der Bereich der nicht-biologischen Bedeutungen in zweierlei Hinsicht vom Menschen abhängig: 1) Würde der Mensch nicht existieren, existierten sie auch nicht. 2) Würde der Mensch sie nicht ausdrücken (können), existierten sie nach Taylor vermutlich ebenfalls nicht. Andererseits sind die menschlichen Bedeutungen auch abhängig von der Realität, also von Tatsachen, die unabhängig von unserer Deutung vorhanden sind. Sie sind also nicht immer und durchweg angemessen, sondern müssen sich auch nicht-konstitutiven Wahrheiten stellen, die der Interpretation widersprechen.<sup>678</sup> Andererseits sind ja auch die Tatsachen (sofern nicht durch Naturgesetze festgelegt) durch unsere Deutungsmacht veränderbar und somit sind Realität und Deutung der Realität nie unabhängig. Daher ist es z.B. wichtig, unsere Beweggründe genau zu betrachten, um zu der Deutung zu gelangen, die uns tatsächlich entspricht und nicht nur einer Interpretation zu folgen, weil wir Vorurteilen oder Missverständnissen erliegen.<sup>679</sup> Es ist daher

---

<sup>672</sup> Ebd., 360.

<sup>673</sup> Ebd., 363.

<sup>674</sup> Ebd.

<sup>675</sup> Vgl. ebd.

<sup>676</sup> Vgl. ebd., 366f.

<sup>677</sup> Ebd., 367.

<sup>678</sup> Vgl. ebd., 369.

<sup>679</sup> Vgl. ebd., 370f.: Wie Charles Taylor betont, kann es z.B. sein, dass wir bestimmte Handlungen oder Fragestellungen nicht deswegen von uns weisen, weil sie unserer Interpretation der Welt tatsächlich widersprechen, sondern weil wir beispielsweise mit Fragen dieser Art ein emotionales Trauma verbinden. Wird uns dies bewusst (gemacht), erlangen

unbedingt nötig, so Taylor, um ein erfülltes Leben führen zu können, diese „Landschaft klarer in den Blick zu bekommen“<sup>680</sup>. Ansonsten können wir nämlich nicht angemessen definieren, was für uns wichtig ist und „diesem Gefühl für das Wichtige“ auch nicht „gerecht werden“<sup>681</sup>. Die angemessene, intersubjektiv richtige Deutung der Welt durch Sprache ist also essentiell für alle Bereiche des menschlichen Lebens, die mit Bedeutungszuschreibung und Sinnsuche zusammenhängen. Alle typisch menschlichen, alle metabiologischen.

Jason Blakely bemerkt, dass Taylors Versuch, nicht nur objektiv zu untersuchen, sondern (inter)subjektiv nachzuvollziehen, wie die Menschen handeln, ihm als reine Beschreibung ohne weiterführende Erkenntnis vorgeworfen wurde,<sup>682</sup> Relativismus und fehlende Objektivität ebenfalls. Dabei ging es Taylor, so Blakely, darum zu verstehen, „that there is an essential difference between the forms of explanation appropriate to the natural versus the social sciences“<sup>683</sup>. Taylors Antinaturalismus gründet sich darauf, dass er Menschen als sich selbst interpretierende Wesen versteht.<sup>684</sup>

Dies wirkt dann stimmig, wenn wir uns vorstellen, welche grundlegend andere Handlungsweise und dadurch auch Lebensentwicklung ein anders gedeutetes und also empfundenes Gefühl tatsächlich hervorrufen könnte: Wird ein Ehemann von seiner Ehefrau betrogen, hängt die Fortdauer der Beziehung vielleicht entscheidend davon ab, ob der vom Gatten empfundene Schmerz von ihm als verletzte Eitelkeit oder einschneidende Verletzung seiner unverrückbaren Moralvorstellungen gedeutet wird.<sup>685</sup> Dementsprechend wird nämlich ein Gespräch vieles klären können, oder eine Verständigung von vornherein ausgeschlossen sein. Natürlich sind das nur zwei Pole tausender von Abstufungen und Varianten. Trotzdem verdeutlicht dieses Beispiel wie die Deutung und Benennung von Gefühlen unser Leben potentiell prägen können.<sup>686</sup> „Denn im Gegensatz zu dieser instrumentellen Veränderung führen die eben beschriebenen Wandlungen zu einer veränderten Wertwahrnehmung und so zu einer Erneuerung unserer intuitiven Gefühle.“<sup>687</sup>

Allerdings scheint mir die folgende Deutung Taylors doch zu optimistisch: „Ein besserer Mensch werden und mehr erkennen gehen Hand in Hand.“<sup>688</sup> Es scheint so, als ob Taylor meinte, dass wer

---

wir durch den erweiterten und korrigierten Interpretationsspielraum ganz neue und eventuell weitreichend andere Möglichkeiten des Verhaltens.

<sup>680</sup> Taylor 2017, 372.

<sup>681</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>682</sup> Vgl. Blakely 2013, 387, vgl. ebd., FN 14.

<sup>683</sup> Ebd., 388, vgl. ebd.

<sup>684</sup> Vgl. ebd., 390.

<sup>685</sup> „Vielleicht“ deshalb, weil in einer Beziehung zweier oder mehrerer Personen etwas meist nicht nur von einer Person abhängt.

<sup>686</sup> Vgl. Taylor 2017, 369, 374.

<sup>687</sup> Ebd., 377. Taylor wählt andere Beispiele, vgl. ebd., 375f.

<sup>688</sup> Ebd., 378.

besser erkennt, was für einen Menschen wichtig ist, dies auch eher verwirklichen möchte.<sup>689</sup> Meiner Ansicht nach verwechselt Taylor hier aber Empathie und Sympathie. Empathie, also das Vermögen, sich in andere hineinzuversetzen, ist zunächst einmal eine wertneutrale Fähigkeit, die das Leben in Gemeinschaft erleichtert. Sympathie hingegen ist dieses Gefühl gekoppelt mit dem Wunsch, dass dem Gegenüber nichts Böses geschehen möge. Erst in der zweiten Variante des Mitfühlens wird Taylors Satz bestätigt. Auch ein Folterknecht muss sich sehr gut in sein Opfer hineinversetzen können, um optimal seine Schwachpunkte ausfindig zu machen.<sup>690</sup>

Weder die Vernunft noch die Moral, so kann man mit Taylor argumentieren, sind völlig losgelöst vom Gefühl. Die Vernunft besteht nicht einfach darin, dass wir z.B. bestimmte Regeln (wie die Zehn Gebote) auswendig lernen und ihnen ohne positive Wertung folgen. Etwas als befolgenswert einzustufen, bedeutet immer auch, ihm Richtigkeit zuzusprechen. Regeln, die nicht befolgt werden, erreichen dies nicht. Das kann nach Taylor damit zusammenhängen, dass viele Regeln für den konkreten Fall zu allgemein gehalten sind. „Dafür sind die Menschen, ihre Bedürfnisse und die Situationen, in denen sie sich befinden, zu verschiedenartig.“<sup>691</sup> Trotzdem gibt es diese Vielfalt und hier ist die Sollbruchstelle für allzu einfache Moral-Kodices. An dieser Stelle ist „Philanthropie im vollsten Sinne des Wortes“<sup>692</sup> gefragt. Wir müssen deswegen immer die Situation der anderen Person und ihre spezifische Sicht auf die Welt berücksichtigen, wenn wir ihr mit unserer Interpretation adäquat raten wollen.<sup>693</sup> Wir müssen verhindern, dass unser Blickwinkel „die menschliche Realität des anderen ausblendet und uns den Blick darauf verstellt“<sup>694</sup>. Auch im Bereich der Moral möchte Taylor also durch ein konstitutives Sprachverständnis und eine konstitutive Sprachverwendung das Leben der Menschen individualisieren, ohne willkürlich sein zu wollen. Dies lässt sich vermutlich ebenso unter seinem Diktum subsumieren, dass wer mehr versteht auch besser handelt. Jedoch ist dies, wie bereits angesprochen, nicht zwangsläufig der Fall.

Andererseits blickt Taylor auch kritisch auf einen allzu naiven Fortschrittsglauben: Er beschreibt, wie in früheren Zeiten Menschen als Menschen disqualifiziert werden konnten, indem man sie als Barbaren bezeichnete und ihnen damit eine ganz andere, weniger starke Daseinsberechtigung

---

<sup>689</sup> Vgl. ebd., 377f.

<sup>690</sup> Jean Améry, der im Zweiten Weltkrieg von den Nationalsozialisten als Widerstandskämpfer in der belgischen Festung Breendonk gefoltert wurde, beschreibt seinen Folterer so: „Sie waren, wenn man es durchaus will, stumpfe Bürokraten der Tortur. Und waren aber doch auch viel mehr, das sah ich in ihren ernsten, angespannten, nicht etwa von sexualsadistischer Lust verquollenen, sondern in mörderischer Selbstrealisierung gesammelten Gesichtern. Mit ganzer Seele waren sie bei ihrer Sache [...]“ (Améry 1977, 67). Rein instrumentell und völlig anders als jede „echte“ Empathie kann man dieses Verhalten also nicht eindeutig nennen.

<sup>691</sup> Taylor 2017, 384.

<sup>692</sup> Ebd., 385; Eine Grenze könnte man aber z.B. bei Kapitalverbrechen ziehen. Ein Mord ist ein schwerwiegendes Vergehen, das nicht nur dem Deutungsspielraum der Menschenliebe, sondern der faktischen Gesetzeslage unterliegt.

<sup>693</sup> Vgl. ebd., 384.

<sup>694</sup> Ebd.

zusprach. Es bedurfte der Französischen Revolution, der Aufklärung und der Entdeckung und Verbreitung von Wissen, um diese Sicht auf manche Menschen einzudämmen. Nach Taylor sorgten diese tatsächlichen Fortschritte, also z.B. die Abschaffung der Sklaverei und des Kolonialismus, zu einem „Hochgefühl“<sup>695</sup> der Menschen, die nun der Ansicht waren, ein ihnen eher gerecht werdendes Leben zu führen.<sup>696</sup> Taylors Einschränkung, „unsere Praxis hinkt nicht nur hinterher, sondern sie hat in mancher Hinsicht sogar noch entsetzlichere Formen angenommen“<sup>697</sup>, greift aber deutlich zu kurz, wenn er wirklich zeigen will, wo es moderne Unmenschlichkeit gab und gibt, außerdem wendet er diese Einsicht nicht auf seine eigenen Erkenntnisse an. Taylor übersieht an dieser Stelle, wie nahe z.B. der Vergleich von „Barbaren“ und sogenannten Untermenschen liegt.<sup>698</sup> Taylor schreibt zu Beginn des 21. Jahrhunderts und berücksichtigt nicht die maschinelle Brutalität des Holocaust, die jedes bisherige Maß an Grausamkeit und Leid in den Schatten stellte. Die Expansion von Wissen führt nicht auf direktem Wege zur Erhöhung der Sympathie, das sieht Taylor an dieser Stelle. Er nimmt diese Einsicht jedoch nicht umfassend und explizit genug in seine Sprachphilosophie auf. Dies verwundert vor allem in Hinblick auf die Genauigkeit, in der er Blickwinkel, ihre Änderungsmöglichkeiten und die damit verbundene veränderte Sicht auf die Welt betrachtet und erklärt, ja sogar fordert.

Taylor betont mit dem Philosophen John L. Mackie, dass es keine objektiven Werte geben könne.<sup>699</sup> Seit dem 18. Jahrhundert wird in Kontrast zur auf die Vernunft zentrierten Philosophie Kants begonnen, auch die Bedeutung der Gefühle und der Affekte als Triebfeder des menschlichen Handelns herauszustellen. Die Sentimentalisten beispielsweise, also Philosophen wie David Hume, die die Ansicht „die ‚Vernunft‘ könne ethische Einsichten vermitteln oder uns gar zum Handeln motivieren“<sup>700</sup> stark bezweifelten, setzten bei der Bewertung einer Handlung viel eher auf einen „moralischen Sinn“<sup>701</sup>. Laut ihnen ist es nicht möglich, dass uns eine Meinung über die Welt oder die Einschätzung einer Lage zur motivierenden Einsicht wird, wenn wir sie nicht als richtig *empfinden*, ihr also Richtigkeit zusprechen. Was unsere Handlungen leitet, ist viel eher eine emotionale Anziehungskraft oder Reaktion der Ablehnung. Taylor unterstützt diese Ansicht in der Hinsicht, dass er ebenso daran glaubt, dass Einsichten, die handlungsleitend sind, dies erst dadurch werden, dass man einen leidenschaftlichen Zugang zu ihnen hat oder findet. In dieser Formulierung

---

<sup>695</sup> Ebd., 386.

<sup>696</sup> Vgl. ebd., 386f.

<sup>697</sup> Ebd., 387.

<sup>698</sup> Die Barbaren waren die „Sprachlosen“, die lediglich unzusammenhängend brabbelten, genauso wurde den Juden später Sprachlichkeit aberkannt, ihr Wort galt nichts, in den Lagern war es unmöglich zu verstehen (vgl. weiter unten Kap. 6.3, vgl. für den Begriff des Barbaren auch Taylor 2017, 385f.).

<sup>699</sup> Vgl. Taylor 2017, 388, vgl. auch ebd., FN 21.

<sup>700</sup> Taylor 2017, 389.

<sup>701</sup> Ebd.

wird jedoch bereits ein Unterschied erkennbar: man kann den Zugang zu einer emotionalen Einsicht auch *finden*, sofern man ihn noch nicht hat. Andernfalls wäre die oben von ihm beschriebene Philanthropie nicht möglich, weil man in seinem Urteil von den zufälligen eigenen emotionalen Empfindungen abhängig wäre. Außerdem, und dies stellt Taylor heraus, wäre das emotionale Moralgefühl auch völlig *unreflektiert*. Warum jemand einer Handlung oder einem bestimmten Verhalten die Legitimität abspräche, bliebe ungewiss und, um mit Herder zu sprechen, unbesonnen.<sup>702</sup> Die „Einsicht in den *Wert* dieser Merkmale“<sup>703</sup> fehlte völlig, eine „Einsicht in das Gute oder Schlechte der Handlung“<sup>704</sup>. Auch eine gefühlte Richtigkeit ist jedoch nur dann wertvoll und darf handlungsleitend sein, so Taylor, wenn sie eine Einsicht darüber zur Verfügung stellt, *was* daran richtig für uns ist. Warum wir eine bestimmte Handlung für erstrebenswert halten und eine andere nicht, ist jedoch nur durch die Vernunft feststellbar. „Was unser Denken in dieser Situation betrifft, kommt die Vernunft durchaus ins Spiel, und zwar nicht bloß (wie Hume glaubt) zur Bestimmung kausaler Beziehungen, sondern auch in hermeneutischer Hinsicht, um die ursprüngliche Einsicht zu erläutern.“<sup>705</sup> Erst dadurch, dass wir ein Gefühl als angemessen empfinden, kann es uns auch motivieren und unsere Handlungen leiten. „Allmählich dämmert es uns, und die Intuition wird empfunden. Wir haben es eben nicht mit irrationalen Größen zu tun.“<sup>706</sup> Damit wir nicht nur blind in unseren spontanen Gefühlen aufgehen, müssen wir sie reflektieren. Erst dadurch können wir im vollen Sinne moralisch handeln und nicht nur wie Marionetten an unseren Gefühlsfäden hängen. Erst dadurch können wir uns gerecht werden und auch im vollen Umfang so handeln, wie wir es als richtig empfinden. Die Vernunft ermöglicht uns nach Taylor im besten Fall wahre Einsicht in unsere Gefühle und verhindert eine bloße Reaktion.<sup>707</sup> Dabei geht es zunächst nur um die *Methode*, nicht um das Ergebnis. Taylor stellt hier mit Hume die Frage, ob das Ergebnis einer solchen Überlegung vielleicht eine „gefühlte Einsicht“<sup>708</sup> ist.

Laut Taylor veranlasst uns „die innere Anziehungskraft einer höheren Daseinsweise“<sup>709</sup>, die wir in einer Moral entdecken, die wir unserer Handlungsentscheidung zugrunde legen, so und nicht anders zu handeln. Diese Einsicht wird jedoch nur zum Teil von Argumenten geformt. Natürlich ist die Gefühls-Einsicht von Argumenten untermauert, aber für jede Entscheidung gibt es Argumente. Letztlich führen wir unser Leben nicht nach Pro-Contra-Listen, sondern nach einem Gefühl der Richtigkeit. Dieses Gefühl können wir, da wir sprachbegabte Wesen sind, auch

---

<sup>702</sup> Vgl. ebd., 388ff.

<sup>703</sup> Ebd., 390.

<sup>704</sup> Ebd.

<sup>705</sup> Ebd., 391.

<sup>706</sup> Ebd., 392.

<sup>707</sup> Vgl. ebd., 390-393.

<sup>708</sup> Ebd., 395.

<sup>709</sup> Ebd., 401.

begründen. Aber die Begründung ist eben gerade *nicht* ausschlaggebend für unsere Wahl. Nur, weil sich dieses Moment der Entscheidungsfindung in keine objektiv-naturwissenschaftliche Form bringen lässt, bedeutet dies jedoch nicht, dass es nicht nachvollziehbar wäre,<sup>710</sup> obwohl es „stets etwas Rätselhaftes an sich haben“<sup>711</sup> wird. Es geht um „etwas Tieferes und Gewichtigeres als andere Formen der Befriedigung“<sup>712</sup>. Da jedoch sowohl die Bildung des Gefühls, die Reflexion dieses Gefühls als auch die letztliche Formung der gefühlten Einsicht durch Sprache geschieht, kann Sprache auch entlarven, was als Einsicht erscheint, jedoch bei näherer Prüfung lediglich eine ungeprüft übernommene Meinung ist.

Christoph Demmerling, der eine Rezension zu Taylors Buch verfasst hat, „Language, Concepts, and Emotions in Charles Taylor’s *The Language Animal*“<sup>713</sup>, kritisiert an Taylors Ausführungen zur Entstehung von Bedeutung, dass nicht klar werde, ob die Bedeutung begrifflich oder vorbegrifflich sei.<sup>714</sup> Das mag stimmen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Taylor keinen Zusammenhang zwischen Sprache und der Fähigkeit des Wahrnehmens von Bedeutung sieht. Es ist wichtig zu unterscheiden, dass der Mensch zwar insgesamt ein sprachliches Wesen ist, dies jedoch nicht bedeutet, dass alles, was er denkt und fühlt, unmittelbar und sofort begrifflich sein muss. Vielmehr geht es darum, dass der Mensch als Sprachwesen ein Wesen mit besonderen Fähigkeiten ist, die sich nicht ohne Sprache denken lassen, die ohne die Sprachfähigkeit nicht hätten entstehen können, das meint der Unterschied ums Ganze, den Herder stark macht. Ob die Bedeutung also unmittelbar begrifflich ist oder „nur“ in einer Welt der Sprache entstanden, wäre also interessant zu erfahren, aber nicht entscheidend für die Plausibilität von Taylors Sprachphilosophie. Ebenso verhält es sich mit dem Gebrauch von Konzepten: „Concept use is related to correctness conditions. But this doesn’t necessarily mean that a language is involved“<sup>715</sup>, meint Demmerling. Wie soll aber ein Mensch die Bedingungen von Richtigkeit wahrnehmen ohne Sprache? Sein Sprachbesitz ist jedenfalls die Voraussetzung für jedwede Art von Kategorien, aber auch in einer konkreten Situation Richtigkeit zu empfinden hat eine Verbindung zu einem innerlich etablierten (sprachlichen) Wertesystem.

Nach Demmerling werden Bedeutungen nicht gefühlt, sondern verstanden.<sup>716</sup> Dies scheint zunächst plausibel. Ich verstehe, dass der Mond z.B. die Bedeutung „Trabant der Erde“ hat. Im Wörterbuch kann ich daraufhin die Bedeutung von Trabant und Erde nachgucken und wiederum

---

<sup>710</sup> Vgl. ebd., 401ff.

<sup>711</sup> Ebd., 403.

<sup>712</sup> Ebd., 402.

<sup>713</sup> Demmerling 2017.

<sup>714</sup> Vgl. ebd., 638; Demmerlings Text ist auf Englisch und er verwendet die Worte „conceptual“ und „pre-conceptual“, die Übersetzung „begrifflich“ und „vorbegrifflich“ schien mir inhaltlich naheliegender als „konzeptionell“ und „vor-konzeptionell“ zu sein, vgl. ebd.

<sup>715</sup> Demmerling 2017, 638; „Concept“ kann sowohl „Konzept“ als auch „Begrifflichkeit“, „Auffassung“ bedeuten.

<sup>716</sup> Vgl. ebd., 639.



verstehen, weil ich die Regeln der deutschen Sprache beherrsche, also sozusagen verstehe, wie sie funktioniert. Aber: Im ersten Fall handelt es sich zwar um menschliche Kategorien, aber um solche, die sich naturwissenschaftlich begründen lassen. „Etwas, das diese und jene Eigenschaften aufweist, nennen wir gewöhnlich *Trabant*.“ Diese Bedeutung ist eine verstehbare. Auch die Regeln der Rechtschreibung und der Grammatik werden verstanden (also gewissermaßen ihre Bedeutung). Vielleicht empfindet man im letzten Fall auch die Richtigkeit bestimmter Wortpaarungen, aber an dieser Stelle möglicherweise basierend auf einem vorgängigen Verständnis. Dies würde auch Taylor nicht anzweifeln. Um diese Art von Bedeutungen geht es ihm jedoch gar nicht primär. Ihm geht es um metabiologische Bedeutungen, die erst dadurch existieren, dass der Mensch sie erlebt. Dies ist nicht nur das chronologisch erste Kriterium dieser Art von Bedeutung, sondern auch das entscheidende. Wenn ich meine, sinnlich wahrnehmen zu können, dass die Sonne aufgeht, ist das zwar individuell richtig, denn vorher war sie nicht sichtbar, aber naturwissenschaftlich betrachtet ist das nicht richtig. Man muss *verstehen*, dass es sich aus diesem Blickwinkel anders verhält. Lexika, Wörterbücher, verstehbare Regelwerke, sind hier die Kontrollinstanz. Aber bei den Bedeutungen, die Taylor meint, gibt es keine objektive Kontrollinstanz. Dadurch, dass ich die Bedeutung fühle, also subjektiv einem Sachverhalt zuspreche, entsteht sie. An dieser Stelle gibt es keine objektive Instanz, die über Wahr oder Falsch entscheidet. Vielmehr führt die Akzeptanz eines Werts zu seiner gefühlten Richtigkeit. Demmerling kritisiert ebenfalls (zu Recht), dass nicht ganz klar wird, wie für Taylor der Zusammenhang von Gefühlen und Sprache ist.<sup>717</sup> Habe ich schon zu Beginn eines jeden Gefühls Sprache? Demmerling argumentiert dafür, dass zuerst ein nicht-sprachliches Gefühl vorhanden ist, dass nicht die Sprache das Gefühl entstehen lässt. Taylor arbeitet dies tatsächlich nicht genau aus. Wiederum lässt sich dieses Problem jedoch abschwächen, indem man darauf hinweist, dass dies zwar im Unklaren bleibt, jedoch nicht Taylors Theorie aus den Angeln hebt. Als Menschen sind wir nicht immer und überall ausschließlich Begriffswesen. Allerdings sind wir immer und überall Sprachwesen, was uns im Ganzen prägt. Ernst Cassirer wies darauf hin, dass die Töne, die Tiere von sich geben, emotional sind und dass das, was uns von ihnen scheidet, die Fähigkeit zu propositionalen Aussagen ist.<sup>718</sup> Dies ist jedoch bei Taylor über Herder implizit mitgedacht. Sprache und Vernunft sind beim Menschen voneinander abhängig. Auch Cassirer stellte die von der antiken griechischen Philosophie postulierte Identität von Sprechen und Denken heraus.<sup>719</sup> Nur der Mensch kann sowohl objektivierbare als auch subjektive, sowie intersubjektive Aussagen treffen. Als Wesen, das all diese Fähigkeiten besitzt, als lebender Mensch, ist jedoch das, was Bedeutung für ihn erlangt, indem er sie zuschreibt, von besonders großer Bedeutung innerhalb

---

<sup>717</sup> Vgl. ebd., 639.

<sup>718</sup> Vgl. Cassirer 1992, 181.

<sup>719</sup> Vgl. ebd., 196: Cassirer argumentiert hier mit dem Begriff des *logos*, der, wie bereits an anderer Stelle angemerkt, beides bedeuten kann.

seines Horizonts von Bedeutungen. Matthias Jung trifft eine Unterscheidung, die Taylors „gefühlte Bedeutungen“ vermutlich am besten erklärt: Bedeutungen werden verstanden (semantisch Fixiertes), Bedeutsamkeiten werden empfunden (durch das Erleben Bedeutung Erlangendes).<sup>720</sup> Dem, was wir affektiv intensiv wahrnehmen und eine intensive Qualität zuschreiben, schreiben wir Bedeutsamkeit zu. Diesen Bedeutsamkeiten können wir aber erst durch die Sprache so auf den Grund gehen, dass wir sie einordnen und verstehen können. In dieser Hinsicht wird Bedeutsamkeit also erst durch das Verstehen ihrer Bedeutung für uns verstanden. Dieses Verstehen setzt aber eine gefühlte Bedeutsamkeit voraus, ohne die es nicht initiiert werden kann, hebt Jung hervor. „Sprecher finden aber Bedeutungen nicht als bereits fixierte, individuierte und ihrer korrekten Abbildung harrende Einheiten vor, sie müssen sie auf der Basis erlebter Bedeutsamkeiten zuallererst produzieren.“<sup>721</sup> Dies hängt auch mit seiner Unterscheidung von „Impliziertem“ und „Implizitem“ zusammen, die er im Rückgriff auf John Dewey vornimmt: Das, was in einer Botschaft impliziert ist, ist das, was zwar ungesagt bleibt, aber eindeutig mitgemeint wird, z.B. wenn man sagt „Mach das Radio bitte leiser“ ist damit impliziert, dass man es jetzt zu laut findet und dies als störend empfindet. Das, was implizit zu einer Aussage gehört, ist weitaus schwieriger herauszufinden. Erst, wenn wir eine Qualität wahrnehmen, eine andrängende Bedeutsamkeit spüren, die im Interaktionszusammenhang entsteht, können wir herausfinden, indem wir es versprachlichen, was für uns Bedeutsamkeit hat. Dies ist kein implizierter Teil, der bereits im Expliziten enthalten ist und nur herausgelesen werden muss, vielmehr ist das Implizite zunächst unbestimmt und wird erst durch eine Zuschreibung von Bedeutsamkeit verstehbar.<sup>722</sup> Bedeutungen sind also nach Jung verstehbar, aber ohne die Zuschreibung von Bedeutsamkeit wird das Implizite (also nach Taylor die typisch menschlichen Bedeutungen) nicht sichtbar. Jung kritisiert außerdem Taylors Begrifflichkeit der „metabiologischen Bedeutung“. Seiner Meinung nach ist diese Definition unpassend, da sämtliche typisch menschlichen Bedeutungen nicht davon ablösbar sind, dass der Mensch ein von der Biologie abhängiges Wesen ist. Sein Leben ist endlich und all seine gefühlten Bedeutsamkeiten und verstandenen Bedeutungen kommen überhaupt erst zum Tragen, weil er ein offenes System ist, in vielerlei Hinsicht abhängig von der Natur. Auch davon scheinbar unabhängige Qualia wie Moral oder Ästhetik werden davon geprägt. Das „Meta“ kann sich also sinnvoll höchstens auf das Höherwertig- nicht auf das Unabhängig-Sein beziehen.<sup>723</sup> Diese Kritik an Taylor ist sinnvoll, da er Begrifflichkeiten oft nur in Beispielen anwendet, nicht definiert.

---

<sup>720</sup> Vgl. Jung 2009, 176, 213. Vgl. auch Jung 2017, 90: Dort weist er darauf hin, dass symbolische Bedeutungszuschreibung und gefühlte Bedeutsamkeit voneinander abhängig sind: erst Gefühle geben den Anstoß zu Begründungen und erst durch die Bedeutungswelt der Sprache kann ein Gefühl eingeordnet und verstanden, also erst im vollen Wortsinne gefühlt werden. Jung 2017, 57: „Artikulation transformiert erlebte Bedeutsamkeit in semantische Bedeutung.“

<sup>721</sup> Jung 2014, 78.

<sup>722</sup> Vgl. ebd., 76f.

<sup>723</sup> So beschrieb es mir Matthias Jung in einer Mail vom 25.08.2020.

Damit die sprachliche Verständigung so gut als möglich verläuft, empfiehlt Taylor, die Hermeneutik von Texten auf Menschen zu übertragen.<sup>724</sup> Die Fähigkeit, den Sinn eines Textes zu erschließen ist nämlich dem Vermögen, sich in andere Menschen hineinzusetzen und ihre Handlungsmotive nachzuvollziehen, durchaus ähnlich. Dieses „Lesen“ von Menschen ist ebenso wenig objektivierbar wie die Entscheidung für oder wider etwas.

„Weil die Erklärung der Handlungen, Reaktionen, Antworten und Einstellungen des Menschen nicht nur die Ermittlung von Ursachen voraussetzt, sondern auch die sinnvolle Deutung dieser Handlungen und Reaktionen. ‚Sinnvoll deuten‘ wiederum heißt, daß man die Handlungen und Reaktionen verständlich macht, wobei es jedoch um einen besonderen Sinn des Wortes ‚verstehen‘ geht, bei dem wir auch von ‚menschlichem Verstehen‘ sprechen könnten.“<sup>725</sup>

Es geht bei dieser Vorgehensweise für Taylor darum, sich bestmöglich in das Gegenüber hineinzusetzen. Durch genaue Kenntnis seiner Vergangenheit, Charakteristika, Interessen und die dadurch mögliche Einnahme seines Blickwinkels erlangt der Zuhörer, ein „Verständnis der Bedeutungslandschaften“ und eine „Konstellation der Motive“<sup>726</sup>. Durch diese Methode wird eine größtmögliche Basis des Verstehens durch Nachvollziehen geformt. Dies erlaubt, bestmöglich einen Blick in das Innere des Gegenübers zu werfen. Dadurch können wir unsere eigene Einschätzung der Lage des Anderen nötigenfalls modifizieren und ihm für *seine* (begründet gefühlte) Lage den bestmöglichen Rat geben. „Egal, welche Bedeutung wir dem Teil zuschreiben, sie muß im Rahmen des Ganzen, dessen Bedeutung sie ebenfalls zu bestimmen hilft, sinnvoll wirken.“<sup>727</sup> Wenn wir also nach Taylor die Beweggründe für eine Handlung oder Ansicht verstehen wollen, dürfen wir weder glauben, dass unreflektierte Gefühle unser Handeln bestimmen, die also nicht nachvollziehbar und unvernünftig sind, noch dass es bei Entscheidungen ausschließlich instrumentell-kausaler Überlegungen der Vernunft bedarf, bei denen jegliches Gefühl ausgeschaltet sein muss. „Vielmehr gewähren die Intuitionen Einsichten, und die Vernunftüberlegungen im Umkreis dieser Einsichten sind hermeneutischer Art.“<sup>728</sup> Da der Mensch ein besonnenes Wesen ist, kann und darf er gar nicht anders, als seine Beweggründe zu kennen und argumentativ zu durchleuchten. Dass bei dieser Durchleuchtung Gefühle beteiligt sind, ist nur natürlich, da der

---

<sup>724</sup> Vgl. Taylor 2017, 413.

<sup>725</sup> Ebd., 413, vgl. ebd., FN 38.

<sup>726</sup> Beide Zitate Taylor 2017, 414.

<sup>727</sup> Ebd., 416.

<sup>728</sup> Ebd., 421f., vgl. ebd., 422, FN 41.

Mensch durch die Sprache und die Worte, die er wählt, seinen immer bereits subjektiven Standpunkt einnimmt.<sup>729</sup>

Taylor betont in Rückgriff auf Émile Benveniste auch die besondere Bedeutung des Gesprächs.<sup>730</sup> Dadurch, dass im Gespräch „etwas in den Brennpunkt der gemeinsamen Aufmerksamkeit gerückt“ wird, entsteht ein „wechselseitig offenkundig[er]“ Bezugspunkt und ein „ungeteiltes *Wir*“<sup>731</sup>. Erst in einem Zwiegespräch lernt ein Mensch das System der Bezugnahme kennen und erst dadurch ist es ihm möglich, später abstraktere Formen des Gesprächs oder der Bezüglichkeit zu verwenden und zu verstehen.<sup>732</sup> „An dieser Zentralstellung des Sprechereignisses in puncto Bezugnahme läßt sich nichts deuteln.“<sup>733</sup>

Durch unser Sprechen wird ein Bedeutungshorizont eröffnet, der über die Sprache hinausweist, ohne von ihr trennbar zu sein. Sprache bietet die Voraussetzung der Bildung eines Verhältnisses zwischen zwei Personen, dessen Bestandteile auch das sind, was nicht gesagt wird, was „zwischen den Zeilen steht“ oder sich lediglich in Mimik und Gestik äußert, nur am Tonfall erkennbar ist. Diese über die Sprache hinausweisenden, wichtigen Elemente des Dialogs sind jedoch nur im Zusammenhang mit Sprache möglich und verständlich, ohne Sprache wären sie unbedeutende, weil unverständliche Mosaiksteine ohne Zusammenhang. Durch Sprache werden Beziehungen etabliert, in denen Dinge zwar unausgesprochen bleiben, aber aufgrund der Äußerungen mitgemeint werden können.<sup>734</sup>

Zur Deutung von Nicht-Sprachlichem innerhalb der Sprache gehört auch, dass sich Äußerungen wie „Ich helfe dir morgen bei deinem Umzug“ als Versprechen und nicht als vage Prognosen verstehen.<sup>735</sup> Wir wissen einfach intuitiv, aus anderen enaktiv gemachten Erfahrungen mit Sätzen dieser Art, dass die Formel „Ich verspreche...“ in vielen Fällen etwas förmlich-unangemessen wirkt und deshalb weggelassen werden kann. Dadurch, dass diese Eingangsformel wegfällt, ist jedoch die Aussage in unserer Gesellschaft nicht weniger bindend. Dies ist der „Pragmatik des Diskurses“<sup>736</sup> eingeschrieben, die wir alle kennen. Der Diskurs bildet, verändert, kappt oder erhält menschliche Beziehungen. Wird dabei ein definitorischer Begriff zur Beschreibung eines Verhältnisses verwendet, ändert oder transformiert dieser Akt der Bezeichnung nach Taylor wiederum das

---

<sup>729</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 60: Nach Humboldt lebt der Mensch „mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln [sic!] in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt“ (ebd.).

<sup>730</sup> Vgl. Taylor 2017, 501ff.

<sup>731</sup> Alle drei Zitate ebd., 502.

<sup>732</sup> Vgl. ebd., 503.

<sup>733</sup> Ebd.

<sup>734</sup> Vgl. ebd., 504f.

<sup>735</sup> Vgl. ebd., 506.

<sup>736</sup> Ebd.

Verhältnis. Der Ausspruch „Wir trennen uns“ als Antwort auf die Frage, wie es um eine Beziehung steht, lässt diese Sachlage erst *als* diese restlos deutlich werden.<sup>737</sup> Dies kann die Erwartungen, Hoffnungen und Vertrauensverhältnisse, die vielleicht über Jahre aufgebaut wurden, schlagartig verändern. Denn obwohl dieser Ausspruch wahrscheinlich in einem großen, bereits anders wahrgenommenen oder zumindest wahrnehmbaren Zusammenhang steht, schafft die Artikulation eine Deutlichkeit, die vorher nicht gegeben war. Die Bezeichnung, das neue Wort, erklimmt eine neue Ebene des Bewusstseins, die Dinge werden einem durch die Besonnenheit, die die Bezeichnung anzeigt, direkt vor Augen gestellt.<sup>738</sup> „Jedes zwischenmenschliche Verhältnis bringt, sobald es etabliert ist, bestimmte Erwartungen mit sich, denen die Partner gerecht werden sollten“<sup>739</sup>, meint Taylor. Diese Etablierung beginnt aber mit dem Wort, eine sprachliche Umdeutung der Beziehung verändert auch die damit verbundenen Erwartungen.<sup>740</sup> Will einer von zwei Partnern sich trennen und tut dies wie oben beschrieben kund, ist die Lage für beide eine ganz andere als vorher. Durch die Definition wird die Situation eindeutig. Diese Einschätzung ist selbstverständlich nicht unumkehrbar, aber in der konkreten Situation ist alles anders als zuvor.

Im Laufe bereits eines Tages muss ein Mensch viele verschiedene Sprachsituationen meistern. Jedes einzelne Sprachverhältnis muss immer wieder bestätigt oder verändert werden. In manch einem gesellschaftlichen Rahmen, den man selbst als unangenehm empfindet (z.B. das Verhalten des Chefs seinem Angestellten gegenüber), könnte man meinen, dass er nicht variierbar ist. „Doch [...] existiert die Ordnung nur deshalb weiter, weil sie ständig von Menschen reproduziert wird, die sich in ihrem Handeln mehr oder weniger nach den vorgeschriebenen Drehbüchern richten.“<sup>741</sup> *Vorgeschrieben* ist hier ein für Taylor bezeichnendes Verb, denn natürlich werden sämtliche menschlichen Beziehungen nach seiner Theorie durch Sprache etabliert und sind auch meist durch diese veränderbar. Dies kann durch einen Akt des sprachlichen Bewusstmachens durchsichtig werden.

In einem früheren Werk bezieht sich Taylor auf eine besondere sprachliche Etablierung. Er nimmt in „Was ist menschliches Handeln?“<sup>742</sup> ganz direkt Stellung zur Sprache im NS, wenn auch sehr kurz. Er erwähnt, dass die Verwendung des Worts „Endlösung“ statt eines präzisen Wortes dazu führen konnte, dass „eine schamlose Umgehung der moralischen Wirklichkeit“<sup>743</sup> möglich wurde.<sup>744</sup> 25 Jahre vor seinem Buch über Sprache erkannte er im Ansatz die zerstörerische Kraft,

---

<sup>737</sup> Vgl. ebd., 511.

<sup>738</sup> Vgl. ebd.

<sup>739</sup> Ebd.

<sup>740</sup> Vgl. ebd.

<sup>741</sup> Ebd., 516.

<sup>742</sup> Taylor 1992, 9-51.

<sup>743</sup> Ebd., 41.

<sup>744</sup> Vgl. ebd.

die der Sprache in Bezug auf die Weltansicht innewohnen kann. Es war ihm also bewusst, wie die Sprache im NS mit dazu beigetragen hat, eine Ideologie zu formen und zu verbreiten. Man kann also davon ausgehen, dass Taylor auch in seinem Buch von 2017 (*Das sprachbegabte Tier*) diese Einsicht mitdenkt, obwohl er sich nicht namentlich damit auseinandersetzt. Er zeigt den Weg, wie Sprache unser Leben aufwerten kann, da hat der NS keinen Platz. Jedoch versucht Taylor auch, ein Buch darüber zu schreiben, was Sprache ist. In dieser Hinsicht ist seine Theorie nicht umfassend.

Wie Menschen etwas bewerten, ist nicht deskriptiv, sondern normativ (zumindest in Hinblick auf die hier fraglichen *starken* Wertungen). Da Bewertungen Interpretationen sind, können sie aber, wie bereits angesprochen, auch falsch sein. Aufgrund von bewusster oder unbewusster Täuschung können wir beispielsweise uns selbst und unsere Ziele falsch einschätzen. Dies ist vor allem dann leicht möglich, wenn wir sie nicht so klar und gut wie möglich formulieren. Unsere Überzeugung „ist nicht ein unabhängiges Objekt, das einen bestimmten Evidenzgrad und einen bestimmten Evidenztypus aufweist [...] Eine Artikulation dieses ‚Objekts‘ führt dazu, es zu etwas anderem zu machen als dem, was es zuvor war.“<sup>745</sup> Eine erstmalig andere Formulierung einer Einsicht kann diese grundlegend verändern, verstärken oder verblassen lassen. Deswegen sind Artikulation und Veränderung nicht voneinander trennbar. Diese Macht der Artikulation kann dafür sorgen, dass prinzipiell keine Wertung unumstößlich ist.<sup>746</sup> Eine Macht, die auch manipulativ genutzt werden kann, wie dies z.B. Joseph Goebbels und Adolf Hitler taten. Sie nutzten die von Taylor als „Haltung der Offenheit“<sup>747</sup> beschriebene Einstellung aus, um ihre Propaganda-Zwecke zu erreichen (vgl. Teil II). Sie kann uns jedoch auch bei unserer Selbstfindung unterstützen. Fühlt man in Bezug auf einen bestimmten Bereich seines Lebens einen Mangel, weiß aber bisher nur, dass einer vorhanden ist und nicht, welcher Art, kann eine Neuformulierung oder zumindest die Suche nach neuen, besser passenden sprachlichen Einschätzungen der Lage die Unklarheit beseitigen oder zumindest lichten. Dieser Vorgang kann einer der schwierigsten sein, denen wir uns als Menschen stellen müssen. Er erfordert ein hohes Maß an Konzentration und Reflektiertheit, das Schmerz erträgt, Unsicherheit aushält und Verzerrungen erkennt.<sup>748</sup> „Wir betrachten Menschen in dem Maße als tief, in dem sie unter anderem zu dieser Art radikaler Selbstreflexion fähig sind. [...] Was auf dem Spiel steht, ist die Definition derjenigen unentfalteten Wertungen, die wir als wesentlich für unsere Identität empfinden.“<sup>749</sup> Der Mensch wird im besten Falle Hermeneutiker für seinen eigenen inneren Text.<sup>750</sup>

---

<sup>745</sup> Ebd., 42.

<sup>746</sup> Vgl. ebd., 44.

<sup>747</sup> Ebd., 47.

<sup>748</sup> Vgl. ebd., 47f.

<sup>749</sup> Ebd., 48.

<sup>750</sup> Vgl. ebd., 48f.

Dies ist vor allem bei der Selbstbeschreibung wichtig, da sie „unsere Erfahrung neu artikuliert und dadurch verändert“<sup>751</sup>. Dies kann jedoch nicht nur die Sprache, sondern auch ein Kunstwerk anstoßen. Wenn ich ein Bild betrachte, einen Roman lese oder ein Gedicht lerne, kann dieser Vorgang, ohne direkten eigenen oder fremden Vorschlag, mein Selbstbild verändern und zu einer genaueren Einsicht in den eigenen Charakter führen.

„Aber die Beziehung zum menschlichen Ausdrucksverhalten gibt uns die Möglichkeit zu erkennen, wie es dem Kunstwerk gelingt, eine neue Einsicht zu schildern. [...] Hier besteht eine Analogie zu der Art und Weise, in der eine neue Geste oder eine neue Körperhaltung dazu beitragen können, eine neue Form des In-der-Welt-Seins zu stiften“<sup>752</sup>, so Taylor.

Denn eine Oper oder ein Klassiker der Weltliteratur drücken etwas aus. Sie beschreiben ein Gefühl in einer bestimmten Situation und können uns damit erreichen. Dies ist möglich durch die in ihnen ausgedrückte Intentionalität. Wenn eine Person der Phantasie in einer Lage mit einem Gefühl und einer dazugehörigen Intention ist, die der meinen auf die eine oder andere Art gleicht, bewegt und beeinflusst mich dies. Denn wenn ein Gefühl immer mit einer Handlungs-Intention verbunden ist, heißt in einer gewissen Weise zu fühlen auch in einer bestimmten Weise auf die Welt zu blicken. „Wenn ich also meine Gefühle adäquat beschreibe, muß das zugleich heißen, daß ich beschreibe, wie ich die Welt sehe“<sup>753</sup>, meint Taylor. Auch Kunstwerke zeichnen sich erst dadurch in ihrer beschreibenden Funktion aus, dass diese Beschreibung nicht leidenschaftslos und unbewegt ist.<sup>754</sup> Worin genau das Ausgedrückte besteht und welche Analogie zum eigenen Gefühlsleben gewissermaßen werkimmanent nachvollziehbar ist, ist diskussionswürdig. Unstrittig dürfte jedoch sein, dass rein deskriptive Kunst genauso unmöglich ist wie nach Taylor rein deskriptive Sprache, vom Grad und des Anteils der Expression einmal abgesehen, der natürlich sehr unterschiedlich ist. Genau wie Sprache verfügt Kunst jedoch auch über Artikulation (die auch potentiell in Wörter gekleidet werden kann), über das Vermögen, Dinge in uns aufzudecken, die uns als Gefühle noch nicht bewusst waren.<sup>755</sup> „In allen ihren Formen hat die Kunst diese außergewöhnliche Fähigkeit, indem sie einem Gefühl oder einer Sichtweise, die wir noch nie (in bewußter oder expliziter Form) kennengelernt haben, Ausdruck verleiht, um uns in ein neues und unvermutetes Gebiet zu tragen.“<sup>756</sup> Auch ein Kunstwerk kann (und muss, damit es uns etwas „sagt“), hermeneutisch erschlossen werden. Dies ist möglich, da wir z.B. mit der Oper oder dem Roman in ein

---

<sup>751</sup> Taylor 2017, 446.

<sup>752</sup> Ebd., 455f.

<sup>753</sup> Ebd., 459.

<sup>754</sup> Vgl. ebd., 460. Laut Taylor wäre dies auch nicht möglich.

<sup>755</sup> Vgl. ebd., 467.

<sup>756</sup> Ebd., 470.

„Interpretationsverhältnis“<sup>757</sup> treten. Dies gilt ebenso für unsere Wertungen und Gefühle, die erst interpretiert sinnvoll werden. Dabei versuchen wir, wie bei einem Kunstwerk, eine Deutung zu finden, die die richtige ist, die besser als alle anderen argumentativ vertreten werden kann. „Dieses Ringen ist potentiell endlos, ja, es kann keinen festen und sicheren Abschluß finden.“<sup>758</sup> Dies liegt laut Taylor daran, dass wir bei unseren Wertungen und Interpretationen nie nur einen Bezugspunkt haben, sondern meistens mindestens zwei. Dies liegt auch darin begründet, dass wir als menschliche Wesen nie stillstehen, sondern uns durch neue Gedanken, Erfahrungen und Veränderungen stets weiterentwickeln. Dadurch können alte Wertungen, in einem neuen Licht betrachtet, verworfen werden.

„So werden wir zwischen verschiedenen Bezugspunkten hin- und hergeschickt, und zwar womöglich ohne je einen Abschluß zu erreichen. Ein solcher Abschluß würde voraussetzen, daß die Möglichkeit neuer, destabilisierender Erfahrungen oder neuerdings entdeckter Implikationen unserer bereits gegebenen, akzeptierten Begriffe ausgeschlossen werden könnte – ganz zu schweigen von der Möglichkeit, daß wir ein neues und besseres Interpretationsraster entdecken oder entwerfen können. Denn die Unmöglichkeit eines Abschlusses ist eng mit der hermeneutischen Natur des Denkens auf diesem Gebiet verknüpft.“<sup>759</sup>

Dieses Streben nach hermeneutischer Auslegung und Verbesserung ist abhängig vom Drang nach Richtigkeit. Richtigkeit der Artikulation und damit Richtigkeit der Selbstbeschreibung, aber auch Richtigkeit des Verstehens. Es geht darum, einen argumentativ unterfütterten, gefühlten Klang des So-ist-es-Richtig erklingen und im Anderen widerhallen zu lassen, sodass man ein Resonanz-Echo wahrnehmen kann. Dieses Zusammenspiel und Aufeinander-Einwirken von gefühlten Einsichten ist ein niemals abgeschlossener Prozess, der eine normativ-konstitutive Rolle hat.<sup>760</sup>

Taylors Sprachphilosophie hat einen hermeneutischen Ansatz. Taylor glaubt, dass es für das Verstehen von Bedeutungen nicht ausreicht, die Bedeutung und die Reihenfolge der Wörter im Satz zu verstehen. Seiner Ansicht nach ist es für das korrekte Interpretieren eines Satzes unumgänglich, seine Stellung im Gefüge anderer Sätze zu kennen.

Dabei geht es ihm um Sätze in der Sphäre der menschlichen, metabiologischen Bedeutungen. Bei Märchen ist es beispielsweise so, dass die Bedeutungen der einzelnen Geschichten erst im Gefüge der Sätze geformt und erkennbar werden. Allgemeine Gesetze über das Aufeinanderfolgen

---

<sup>757</sup> Ebd., 479.

<sup>758</sup> Ebd., 480f.

<sup>759</sup> Ebd., 481f.

<sup>760</sup> Vgl. ebd., 482ff.



bestimmter Sachverhalte sind für menschliche Handlungsabläufe nicht formulierbar, da der Mensch kein rein naturwissenschaftliches, sondern vor allem ein kulturelles Wesen ist. Selbst beobachtbare Tendenzen in den Handlungsabläufen bestimmter Personen in bestimmten Situationen können im Einzelfall für die Deutung des Gesamtzusammenhangs völlig irrelevant sein, da sie keine allgemeine Aussagekraft besitzen.<sup>761</sup> Dies liegt am von Taylor so bezeichneten „Faktum der Heterogenität“<sup>762</sup>. „Gemeint ist die große Vielfalt von Faktoren, Ereignissen, Zuständen und so weiter, die im Rahmen einer Geschichte, die über das Zustandekommen eines bestimmten Ereignisses oder Zustands Aufschluß gibt, eine Rolle spielen.“<sup>763</sup> Hier ist entscheidend, in welchem Kontext etwas geschieht. Erst dieser Zusammenhang der Ereignisse und der Absichten der Personen, ihr Verständnis und ihre Deutung einer bestimmten Lage etc. lassen Tendenzen der Plausibilität erkennen. „Dieses jedoch kann niemals durch die Allgemeinheiten bestimmt werden, über die wir eventuell verfügen.“<sup>764</sup> Menschliche Bedeutungen sind einfach zu vielschichtig, um sie in allgemeinen Deduktionen zusammenfassen zu können.

Genauso wie also für eine sinnvolle Deutung des Einzelfalls z.B. eine Biographie oder ein Lebensabschnitt, eine Situation o.Ä. unabdingbar sein kann, so verhält es sich auch mit der Deutung von Texten. Auch Geschriebenes lässt sich nicht auf eine am Ende stehende Moral oder Einsicht reduzieren. Auch eine Zusammenfassung hilft dabei nur wenig. Möchte ich wirklich eine Einsicht *gewinnen* und mich nicht nur mit Allgemeinplätzen von möglichen Deutungsschablonen zufriedengeben, muss ich das Buch von vorne bis hinten lesen. Es ist ebenso unmöglich, einen Satz ohne den restlichen Text eines Romans zu verstehen wie es unmöglich ist, eine Situation oder eine Äußerung in einem menschlichen Leben völlig unabhängig von seiner bisherigen Entwicklung zu deuten.<sup>765</sup>

„Und tatsächlich ist das, was wir durch eine Geschichte – sei’s die Geschichte des eigenen Lebens oder die Geschichte eines historischen Geschehens – als wichtige Wahrheit erfassen, dermaßen mit der (von der Geschichte erzählten) Reise dorthin verknüpft, daß wir sie nicht einfach abtrennen und so die Kette der Ereignisse, die uns dorthin gebracht hat, außer acht lassen können. [...] Formulierungen dessen, was uns das Leben gelehrt hat, verlangen, daß wir zurückschauen und uns einen Überblick über die Erfahrungen verschaffen, aus denen wir etwas gelernt haben, um auf diese Weise ein angemessenes

---

<sup>761</sup> Vgl. ebd., 551ff.; Taylor wählt das Beispiel eines Verkehrsunfalls und damit meist einhergehender Vermutungen zum männlichen Geschlecht, jungen Alter und erhöhten Tempos des Fahrers, die im Einzelfall sehr wenig oder gar keinen Aufschluss bieten können (vgl. ebd., 555ff.).

<sup>762</sup> Ebd., 561.

<sup>763</sup> Ebd.

<sup>764</sup> Ebd., 562.

<sup>765</sup> Vgl. ebd., 564ff.

Gefühl für das zu bekommen, was solche Aussagen bedeuten, sowie ein Gefühl für ihre Überzeugungskraft.<sup>766</sup>

Deutungen, die wirklich glaubhaft und konzise sind, erhalten ihre argumentative Kraft also dadurch, dass sie hermeneutisch vorgehen. Kausalketten sind nur in bestimmten Bereichen des menschlichen Lebens von Bedeutung. Das erkennt man auch daran, dass allgemeine Handlungs- oder Interpretationstendenzen, wie oben beschrieben, für das Individuum in seiner speziellen Situation meist nichtssagend sind. Was eine gute Deutung ausmacht, ist der hermeneutische Weg, auf dem ich zu ihr gelangt bin.<sup>767</sup> Dieser Weg muss überzeugen können in der Form, dass er, nimmt man die Position des Erzählers und seine Argumente an, schlüssig wirken muss. Dies kann jedoch nie aus einem Dritte-Person-Status heraus geschehen, da Nachvollziehbarkeit Übereinstimmung in den „empfundene Intuitionen“<sup>768</sup> voraussetzt. Erst diese Gefühle, wie wir es bereits oben bei Taylor kennengelernt haben, haben das Potential und bilden die Voraussetzung, um zu gefühlten Einsichten zu gelangen. Diese Einsichten sind jedoch nie abschließend geformt. Sowohl bei der Auslegung von Literatur als auch beim Verständnis eines bestimmten Sachverhalts ist der Prozess des Deutens nicht beendbar und kann es auch gar nicht sein, da menschliche Bedeutungen wandelbar sind. Sie hängen von unserer Sicht auf die Dinge ab, die sich verändern kann. „Die jeweilige Lesart kann durch spätere Erfahrungen oder [...] durch weitere Überlegungen umgestoßen werden, und so kann es zu einer Änderung meiner Konklusion kommen.“<sup>769</sup> Erst mit dem Wissen von diesen Veränderungen und ihren Gründen wird eine Veränderung des Denkens wertvoll und verständlich. Welche Deutung eines bestimmten Lebensabschnitts einer individuellen Person sinnvoll ist, erschließt sich in drei Schritten, die nachvollziehen lassen, wie sie dazu kam: 1) *Wertesystem*: Das, was jemand für richtig oder erstrebenswert hält, ist nicht trennbar von den Schlüssen, die er zieht. Vielmehr sind diese Einschätzungen essentiell für die daraus gezogenen Lehren. 2) *Zeitlichkeit*: Das, was eine Person für richtig hält, erlangt Gestalt dadurch, dass sie andere Überzeugungen aus der Vergangenheit abgelegt hat. 3) *Überzeugungskraft*: Ob eine Deutung Substanz hat oder nicht, also auf der Bedeutungsebene sinnvoll und nachvollziehbar oder willkürlich erscheint, hängt von dem Weg dorthin ab.<sup>770</sup> „Die vollständige Einsicht, die ein Bildungsroman mitteilt, läßt sich also nicht durch den Einzeiler erfassen, den ich als Resümee des ganzen Buchs vorbringen mag: ‚Zum Schluß erkennt der Held, daß p.‘<sup>771</sup> Die Phrase „Der Weg ist

---

<sup>766</sup> Ebd., 569.

<sup>767</sup> Vgl. ebd., 571; ebenfalls als bedeutsam erachtet Taylor dabei das Bestreben, mögliche Irrtümer so weit wie möglich zu reduzieren.

<sup>768</sup> Ebd., 577.

<sup>769</sup> Ebd., 584.

<sup>770</sup> Vgl. ebd., 590. Die Titel der drei Schritte umschreibt Taylor, nennt sie aber nicht explizit als Worte, abgesehen von der „Überzeugungskraft“, s. ebd.

<sup>771</sup> Ebd., 591.

das Ziel“ ist bei der Suche nach Bedeutungen tatsächlich nicht falsch. Ohne die Beschreibung des Wegs gibt es nämlich nicht das Ziel, das es mit der Beschreibung geben kann. Die Leistung der konstitutiv beschreibenden Sprache ist bei der Findung von Bedeutung unentbehrlich und (durch die Sprache) höchst individuell und verschieden, wenngleich nicht wahllos. „Insofern die Begriffe, mit deren Hilfe die Lebensgeschichten beschrieben werden, auch Begriffe für menschliche Bedeutungen einschließen (und wie sollte es anders sein?), können einfache Induktionen niemals die ganze Geschichte umfassen.“<sup>772</sup> Da diese Begrifflichkeiten nie abschließend gedeutet und zugeordnet werden können, und der Mensch durch seine ständig neuen Erfahrungen und Sprach-Erlebnisse verändert wird und sich fortentwickelt, ist der Prozess der Hermeneutik nie beendet.

„Jede Interpretation, zu der wir gelangen, kann ins Wanken gebracht, in Frage gestellt oder durch eine neue Erkenntnis verbessert werden, die sich durch alle Verzweigungen der diachronischen Gestalt hindurchziehen wird, indem sie frühere Betrachtungsweisen – einschließlich derjenigen, an der ich gegenwärtig festhalte – modifiziert.“<sup>773</sup>

In der Naturwissenschaft sind aktuelle Erkenntnisse vielleicht von vorausgehenden Fehlinterpretationen und Abwegen isolierbar, ohne ihre Verständlichkeit und Überzeugungskraft einzubüßen. Dies ist jedoch beim Menschen und seinen Bedeutungen nicht der Fall. Ein Selbstbewusstsein wäre ohne eine Betrachtung des individuellen Weges gar nicht möglich, ebenso wenig eine brauchbare Deutung des angestrebten oder bereits erreichten Ziels.<sup>774</sup> „Diese konstitutive Kraft ist von größter Bedeutung, denn es sind Geschichten, die Deutungen unseres Lebens ermöglichen.“<sup>775</sup> Wie ich auf die Dinge schaue, also Geschehnisse und Handlungen bewerte, so gehe ich auch mit ihnen um. Dieser Umgang wiederum formt mein In-der-Welt-Sein. Meine Interpretationsleistung ist maßgeblich für meine Identität. Durch eine Umdeutung meiner Geschichte, durch eine Neuübersetzung der Ereignisse in meine neu erworbene Sprache der anderen Bedeutungen, verändert sich diese Geschichte und damit mein Umgang mit ihr, meine Zukunft.<sup>776</sup> „Es kommt also wirklich darauf an, welchen Sinn man seinem Leben beilegt.“<sup>777</sup>

---

<sup>772</sup> Ebd., 594.

<sup>773</sup> Ebd., 596f. Die „diachronische Gestalt“ beschreibt die oben genannte „Zeitlichkeit“, den zweiten Schritt auf dem Weg der Erfahrungsbildung, der oben beschrieben wird, vgl. ebd., 590.

<sup>774</sup> Vgl. ebd., 598f.

<sup>775</sup> Ebd., 600.

<sup>776</sup> Vgl. ebd., 601f.

<sup>777</sup> Ebd., 603.

## 2.10 Zirkuläre Abhängigkeit: Begriffe und Werte

Ein Verhältnis zwischen zwei Personen entsteht meist dadurch, dass sie miteinander reden. Sie treten in einen Austausch. Dieses Gespräch kann neue Verhältnisse etablieren, „neue Beziehungen und Normen prägen und/oder alte Beziehungen und Normen verändern“<sup>778</sup>. Davon geht Taylor aus. Gesellschaftlich können diese Veränderungen seismographische Wirkung entfalten und „zu einer Veränderung der sozialen Ordnung führen“<sup>779</sup>.

Er erläutert diese These anhand eines Beispiels, das bereits oben kurz genannt wurde, eines Persers, der zum ersten Mal ins antike Griechenland reist und dort mit der Demokratie konfrontiert wird. Er hört die Wörter „*isonomia*“ und „*isēgoria*“ zum ersten Mal. Sie bedeuten „Rechtsgleichheit“ und „gleiche Redefreiheit“<sup>780</sup>. Der Perser kennt nur die griechische Sprache, nicht aber das Leben der Athener in der Polis. Er versucht, anhand des Worts „gleich“ eine Annäherung an die mögliche Bedeutung der beiden Worte zu leisten. Er kennt gleich lange Dinge und gleich große Menschen, die gleiche Intensität von Eigenschaften wie Mut, aber was es mit gleichen Rechten auf sich haben soll, bleibt ihm rätselhaft. Das ist laut Taylor nicht verwunderlich, denn zur Entstehung neuer, wertender Worte gehört eine gesellschaftspolitische Entwicklung, die der Perser nicht kennt. Nach Taylor verhält es sich so, dass zunächst z.B. ein gesellschaftlicher Missstand entdeckt und von den betroffenen Menschen kundgetan wird. Dies geschieht durch neue Begriffe oder die Umdeutung bereits vorhandener.<sup>781</sup> Werden neue Worte geformt, wie beispielsweise Demokratie, können diese Wörter „neue Erwartungen und Normen artikulieren“<sup>782</sup>. Nun kommt Taylor auf einen wichtigen Aspekt der Zeitlichkeit solcher Vorgänge zu sprechen: „Der springende Punkt ist der, daß die Artikulation nicht erst im nachhinein vollzogen wird, sondern zur gleichen Zeit hervortritt wie diese Erwartungen und Normen.“<sup>783</sup> Dieser Vorgang scheint an Komplexität kaum zu überbieten zu sein. Er entspricht jedoch genau der Art von Zirkularität, die wir bereits im Zusammenhang mit Artikulation kennengelernt haben: Wir haben ein unbestimmtes Gefühl, können es in der Artikulation genauer fassen und dadurch auch genauer *fühlen*. Das Neue bei Situationen, die Wörter wie „Demokratie“ oder „Aufklärung“ formen ist, dass sie nicht im privaten Nachdenken oder Aussprechen entstehen, sondern im öffentlichen Austausch. Es geht hier um *gesellschaftliche Konstitution* der Sprache. Es gibt also ein allgemeines Gefühl, das sich in einer neuen, gemeinschaftlich geformten Definition niederschlägt. Diese Definition wiederum verändert die

---

<sup>778</sup> Taylor 2017, 531.

<sup>779</sup> Ebd.

<sup>780</sup> Alle vier Zitate ebd., 532, FN 29. Übersetzungen von Taylor, s. ebd. Er nennt die Übersetzungen „ungefähr“, ebd.

<sup>781</sup> Vgl. ebd., 532f.; Taylor nennt hier das Beispiel des „Tyrannen“. Ein Begriff, der zunächst eine positive oder neutrale Bedeutung hatte. Diese Verwendung wäre heute unvorstellbar.

<sup>782</sup> Taylor 2017, 533.

<sup>783</sup> Ebd.

Wahrnehmung der Situation, verleiht ihr Kontur und Gestalt.<sup>784</sup> Diese Deutungsmacht des Begriffs entsteht jedoch nicht nur in der konkreten Situation, sondern auch danach und kann dadurch immer noch den Blick auf eine historische Begebenheit verändern.

„Offenkundig wird die Macht des Konstitutiven durch die Art und Weise, in der Ideale wie der Gleichheitsgedanke ausgehandelt und neu ausgehandelt sowie im Zuge dieses Vorgangs transformiert werden. [...] Denn in der Antike wurde es nicht so aufgefaßt wie heute von uns. Es war beileibe kein universelles Ideal.“<sup>785</sup>

Dies lässt sich auch noch durch aktuelle Beispiele zeigen.<sup>786</sup> Noch im zwanzigsten Jahrhundert musste die Frau in Mitteleuropa für ihr Wahlrecht kämpfen, für eine freie Berufswahl und das Recht, verhüten zu dürfen. Außerdem wurde erst durch die Bürgerrechtsbewegung in den USA eine Gleichberechtigung der Afroamerikaner eingefordert. Allein daran, dass heute für beide Gruppen Gleichheit offiziell postuliert wird, People of Color in den USA aber immer noch diskriminiert und Frauen in Deutschland im Berufsleben immer noch deutlich schlechter bezahlt werden, ist erkennbar, dass der Begriff der Gleichheit und seine Anwendung in der Gesellschaft noch nicht stimmig sind und die Praxis einer Transformation bedarf, der Begriff Gleichheit bis dahin unpassend ist. Neue Probleme, oder alte Probleme, die neu benannt werden, wie die *gender*-Problematik und die „#metoo“-Bewegung zeigen, dass das Formen neuer Begriffe einen neuen Blick auf die Welt ermöglicht, der sie auch moralisch zu verändern vermag. „Dieses Wort stellt sich aber nicht erst *nach* diesem Wandel ein, sondern es trägt selbst dazu bei, diese Veränderung herbeizuführen.“<sup>787</sup> Dass der durch Worte herbeigeführte Wandel nicht immer ein positiver sein muss, greift Taylor nicht auf. Dies verwundert vor allem im Hinblick auf das folgende Zitat:

„Ich möchte die These vertreten, daß ein ganzer Komplex maßgeblicher menschlicher Phänomene im Diskurs konstituiert und transformiert wird. Dies gilt für Normen und zwischenmenschliche Verhältnisse, für Institutionen und soziale Ordnungen sowie für politische Strukturen und in deren Rahmen eine Rolle spielende Ämter.“<sup>788</sup>

Taylor betont nochmals den Unterschied zwischen einer Sprache, die sich auf bereits Gegebenes bezieht und einer Sprache, die sich mit den Gegebenheiten wandelt und diese selbst mitprägt. Der „Katzenhai“ und die „Gleichheit der Bürger“ sind, wie alle Worte, vom Menschen erfunden. Aber:

---

<sup>784</sup> Vgl. ebd., 534.

<sup>785</sup> Ebd., 534f.

<sup>786</sup> Vgl. ebd., 535f.

<sup>787</sup> Ebd., 536.

<sup>788</sup> Ebd., 538.

„Die Tiere waren wirklich schon vorhanden, ehe ihre Namen zum ersten Mal ausgesprochen wurden. Aber die Sprache, über die wir verfügen, um das politische Leben in Athen zu beschreiben, ist der Niederschlag des konstitutiven Diskurses, in dessen Rahmen sich dieses Leben überhaupt erst herausgebildet hat.“<sup>789</sup>

Diese konstitutive Kraft lässt sich nur erlebend nachvollziehen. Man kann sie nicht auf das Verständnis von Wahrheitsbedingungen reduzieren. Es ist eben gerade *nicht* so, dass ich jedes in einer anderen Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen geformte Wort ohne Probleme übersetzen könnte. Wenn ich den Begriff der Gleichheit nur in Bezug zu Maßeinheiten und Fähigkeiten kennengelernt habe, ist es mir nicht ohne weiteres möglich, zu verstehen, was Gleichheit in einer Demokratie bedeutet.<sup>790</sup> Es ist möglich, auf alle Gegenstände eines Zimmers Zettel mit dem dazugehörigen spanischen Wort zu kleben, um sie auswendig zu lernen, viel verstehen muss man dafür nicht. Genauso geht dies in Bezug auf Wetterlagen, wilde Tiere, Ländernamen etc. (natürlich hier nur mit einem imaginären Zettel). Dies gilt jedoch nicht für Begriffe wie Bürgerrechtsbewegung, Reformation oder Bartholomäusnacht. Das liegt daran, dass diese Wörter erst im historischen, gesellschaftlichen, durch den Dialog geformten Zusammenhang einen Sinn ergeben.<sup>791</sup>

„Auf der politischen Ebene ist es nicht möglich, das Lernen der Sprache von dem Vorgang zu trennen, durch den man lernt, das politische Leben der Griechen zu interpretieren. Der Grund dafür liegt in der konstitutiven Kraft, die der Sprache (also dem Diskurs) auf diesem Gebiet zukommt.“<sup>792</sup>

Wenn es um gesellschaftliche Veränderungen geht, sind Sprache und Politik also wechselseitig konstitutiv und nicht voneinander zu trennen. Übersieht man diese Abhängigkeit, wirkt dies verfälschend. „Diese Privilegierung der nüchternen [...] Beschreibung unabhängiger Gegenstände auf Kosten aller sonstigen Eigenschaften der menschlichen Sprache verstellt uns den Blick auf ihr wahres Wesen.“<sup>793</sup> Und das heißt: Konstitution der Welt im Bereich der metabiologischen (also typisch menschlichen) Bedeutungen. Hier wird etwas dadurch Realität, dass es handelnd gelebt wird. Anders kann es nicht entstehen und anders kann es auch nicht verstanden werden. Dieser Faktor ist nicht wegekürzbar. Menschliche Verhältnisse und Bedeutungen unterliegen keinen starren Regeln wie den Naturgesetzen. Vielmehr entstehen sie durch „enaktive Umsetzung“<sup>794</sup>, durch

---

<sup>789</sup> Ebd., 539.

<sup>790</sup> Vgl. ebd., 539f.

<sup>791</sup> Vgl. ebd., Beispiele von mir, FS.

<sup>792</sup> Ebd., 540.

<sup>793</sup> Ebd., 542.

<sup>794</sup> Ebd.

Sprache, alles, was mehr als einen Menschen betrifft, im Dialog.<sup>795</sup> Natürlich kann diese Sprache jedoch objektive Tatsachen zur Folge haben, wie beispielsweise eine neue Gesetzgebung. Der Unterschied zu biologischen Phänomenen liegt darin, dass *zuerst* die Sprache und das Handeln des Menschen kommen und *dann* die objektiv erkennbare Tatsache, nicht zuerst die unabhängig vorhandene Begebenheit, die, einmal entdeckt, in Sprache gebannt werden kann.

Indem wir etwas als für uns richtig definieren, möchten wir gleichzeitig dafür sorgen, dass die Welt sich in diese Richtung verändert oder in dieser Weise standhält. Wir suchen nach Bestätigung unserer Einschätzung in unserem sozialen Umfeld. Gesellschaftlich gelingt dies jedoch nicht schon durch Zustimmung, wie es im Dialog konstitutiv genügen kann, zuzustimmen, um die Welt zu verändern. Hier muss erst einmal dafür Sorge getragen werden, dass eine Einschätzung Eingang in das soziale Leben findet und verwirklicht werden kann.<sup>796</sup> In beiden Fällen gilt jedoch: „Wenn es um die Sprache der zwischenmenschlichen Verhältnisse geht, verhält es sich ebenso wie im Fall der Bedeutungen: Die semantische Logik des Bezeichnens ist irreführend – es ist eine Logik der Konstitution, die hier am Werk ist.“<sup>797</sup> Metabiologische Bedeutungen sind keine unabhängig vom Menschen existierenden Entitäten auf dem Planeten Erde. Erst durch einen Dialog, z.B. über Moral, können Vorstellungen von Normen und Werten dazu entstehen und ausgelebt werden. Allerdings sind sie, einmal auf diesem Wege entstanden, natürlich in gewissem, nämlich menschlichen, Sinne genauso real wie biologische Tatsachen.<sup>798</sup> Auch wenn jemand beispielsweise strikt gegen homosexuelle Paare ist und ihre Liebesbekundungen in der Öffentlichkeit unangenehm findet, wird er im Deutschland des 21. Jahrhunderts auf ebendiese Tatsachen stoßen und lernen müssen, damit umzugehen. Dass eine Norm auf diesem konstitutiven Weg entstanden ist, bedeutet nicht, dass sie nicht genauso stark, ja im Vergleich zu mancher naturwissenschaftlichen Tatsache, die wir in unserem alltäglichen Leben gar nicht wahrnehmen, für uns Menschen sogar stärker wirken bzw. wahrgenommen werden kann. „Um diese Phänomene zu verstehen, müssen wir die Bedeutung verstehen, die sie für die betreffenden Akteure haben [...].“<sup>799</sup> Diese ist jedoch erst dann nachvollziehbar, wenn ich verstehe, dass diese Art von sozialen Tatsachen ganz anders entsteht als naturwissenschaftliche. Ich kann sie erst dann richtig verstehen und deuten, wenn ich ihre Entstehung, die dazugehörigen Beweggründe und den Weg ihrer Bildung „mitdenken“ kann, wie Humboldt sagen würde.<sup>800</sup> „Das Verstehen der Sprache – und zwar auch das Verstehen der

---

<sup>795</sup> Vgl. ebd., 542ff.

<sup>796</sup> Vgl. ebd., 543f.

<sup>797</sup> Ebd., 544.

<sup>798</sup> Vgl. ebd.

<sup>799</sup> Ebd., 545.

<sup>800</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 583.

prosaischen Alltagsrede – setzt voraus, daß man sie im Zusammenhang sinnvollen enaktiven Tuns und des gesamten Bereichs der symbolischen Formen sieht<sup>801</sup>, so Taylor.

### 3. Zusammenfassung: Leistungen und Schwächen

#### 3.1 Die Leistungen der taylorschen Sprachphilosophie

Indem der Mensch sich ausdrückt, erschließen sich ihm nach Taylor neue Möglichkeiten. Bereits durch eine andere Formulierung kann sich die Sicht auf die Welt verändern. Das Konstitutive der Sprache ermöglicht uns, die Dinge im großen Ganzen zu betrachten und zu bewerten. Sätze stehen mit anderen in Zusammenhang, Erfahrung, Sinnzuschreibung, gefühlte Einsichten und starke Wertungen leiten unser (sprachliches) Leben. Dieses Eingebundensein eröffnet dem Menschen die Welt der Bedeutungen.<sup>802</sup> Die Empfänglichkeit für Bedeutungen ist aber die Grundlage für zwischenmenschliche Beziehungen.<sup>803</sup> Die Kultivierung dieses Vermögens liegt nach Taylor in unserer sprachlichen Verantwortung. Erst gelingende „Verständigungs-“ (Habermas) und „Anerkennungsbeziehungen“<sup>804</sup> (Honneth) ermöglichen nach Rosa ein gelungenes Leben. Die „Landschaften aus Bedeutungen“<sup>805</sup> und unsere „zwischenmenschlichen Verhältnisse[.]“<sup>806</sup> sind auch für Taylor unlösbar miteinander verbunden. Dies ist für alle Bereiche des menschlichen Lebens bedeutsam. „Wir wären außerstande, die Fähigkeit zum Codieren zu entwickeln, ohne zwischenmenschliche Verhältnisse zu erschaffen und aufrechtzuerhalten und ohne die Bedeutungen, an die wir uns im Leben halten, zu bestimmen.“<sup>807</sup> Das Zuschreiben von Bedeutungen, in menschlichen Beziehungen oder Interpretationen von Handlungen, ist also nach Taylor nicht nur für die Ebene unseres Lebens essentiell, die uns als sinnsuchende Wesen besonders interessiert, sondern auch für den ganz gewöhnlichen Ablauf unseres Tages mit Kommunikation und Deskription. Außerdem sind im gelebten Leben diese Bereiche gar nicht trennbar. Sie sind unauflösbar miteinander verbunden, genauso wie es dem *einen* Menschen entspricht.<sup>808</sup> Taylor rückt in den Fokus, was für ihn das sprachliche Menschsein ausmacht, die

---

<sup>801</sup> Taylor 2017, 547, Taylor verwendet hier einen Terminus von Ernst Cassirer.

<sup>802</sup> Vgl. Jung 2014, 74-88, „Erfahrung als Artikulation“, vgl. auch Jung 2009, 12-23, „Artikulation als integrative Denkfigur“.

<sup>803</sup> Vgl. Taylor 2017, 626f.

<sup>804</sup> Beide Zitate Rosa 2014, 76, so bezeichnet er die Theorien der beiden Philosophen mit zwei Schlagworten.

<sup>805</sup> Taylor 2017, 626.

<sup>806</sup> Ebd., 627.

<sup>807</sup> Ebd.

<sup>808</sup> Vgl. ebd., 628ff.



weltformende Kraft der Sprache, das Erkennen und Schaffen von Bedeutungen und starken Werten.

Aufgrund des von Rosa der Spätmoderne zugeschriebenen Phänomens der *Beschleunigung und Entfremdung*<sup>809</sup> ist es uns in der alltäglichen, schnellen Kommunikations- und Konsumgesellschaft leicht möglich, diese Fähigkeiten einzubüßen, oder zumindest nicht zu kultivieren, das spricht auch Taylor an: „Unser sprachlich geprägtes Welterleben ist voller Schwellenbedeutungen, die zur Artikulation auffordern, aber ohne weiteres ignoriert werden können, solange wir eifrig damit befaßt sind, andere Ziele anzustreben.“<sup>810</sup> Es gilt daher, unsere Wahrnehmung von Bedeutungen dort besonders zu kultivieren, wo die Bereiche unseres Lebens tangiert werden, die uns wichtig sind. Von Vorteil ist also ebenfalls, dass Taylor und in seiner Folge Rosa zugleich Probleme der Bedeutungsfindung ansprechen und so deren Reflexion verfügbar machen.

Bei der Entwicklung des menschlichen Sprachvermögens war die geteilte Aufmerksamkeit, die gemeinsame Fokussierung auf etwas, offenbar von großer Bedeutung.<sup>811</sup> Wird in unserem alltäglichen Leben das Hineinversetzen in andere Personen oder das hermeneutische Lesen von Bedeutungen also z.B. zeitlich eingeschränkt, büßt auch unser Sprachvermögen Reichtum ein und z.B. emotionale Tiefe wird erschwert. Damit wird der Vorgang der Resonanz gefährdet. Das wiederum könnte Auswirkungen haben auf die Bildung von starken Wertungen.<sup>812</sup> Taylors Theorie hat also zugleich ethische Dimensionen. Wenn er über die Möglichkeiten der Sprache spricht, spricht er auch über die ethischen Chancen und Risiken, die sie mit sich bringt.

Die Definition menschlicher Werte und Ziele war nach Taylor während der Hominisation maßgeblich von der Sprache abhängig.<sup>813</sup> Eine Voraussetzung dafür war möglicherweise die Flexibilität: „Aber die Entstehung der Sprache scheint ein sehr viel höheres Maß an Flexibilität ins Spiel gebracht zu haben, eine gewisse Fähigkeit zur Selbstveränderung, ja zur völligen Selbsttransformation, der bei anderen Tieren gar nichts entspricht.“<sup>814</sup>

In einer Welt ohne Bedeutungen und Interpretationen ist das Leben für den Menschen nach Taylor vielleicht nicht nur sinnlos und unangenehm, sondern sogar unmöglich. „Ist es möglich, in einer völlig entzauberten Welt zu leben? Das ist die Frage, die von den Romantikern gestellt und mit Nein beantwortet wurde [...].“<sup>815</sup> Eine entzauberte, rein naturwissenschaftliche Welt ist nach

---

<sup>809</sup> Rosa 2014.

<sup>810</sup> Taylor 2017, 630.

<sup>811</sup> Vgl. ebd., 631, vgl. auch Tomasello 2005, 22ff.

<sup>812</sup> Vgl. für diese Begriffe wiederum Taylor 1992, 10-49; vgl. auch Frankfurt 1971.

<sup>813</sup> Vgl. Taylor 2017, 634.

<sup>814</sup> Ebd., 638f.

<sup>815</sup> Ebd., 647.

Taylor jedenfalls nicht erstrebenswert. Das liegt nach ihm daran, dass „[...] wir hier und jetzt bedeutungsvolle, erlebte Zeit“<sup>816</sup> benötigen, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Das Ziel von Taylors Theorie ist, dass wir von ihm lernen, uns expressiv so auszudrücken und expressiv so zu verstehen, dass wir dazu in der Lage sind, die für uns wichtigen Bedeutungen zu erkennen und zu etablieren, eine Sprache zu finden, die unsere gefühlten Einsichten herausbilden und erkennen hilft. Dabei spielt der Begriff der Resonanz eine wichtige Rolle.

Resonanz ist für Taylor nach Goldstein sehr weitreichend. Da Taylor in der Moderne ein Defizit an Sinn ausmacht, im Bereich der Begründung von Freiheiten, Quellen der Moral und Akzeptanz von Transzendenz beispielsweise, ist ein Wiederfinden und Wiederaufbau der Resonanz für ihn unerlässlich und dies nach Goldstein in dreierlei Hinsicht. 1) Resonanz zwischen Jetzt und Früher: die Quellen des Selbst enthalten viel Wissen über die europäisch-christliche Geschichte des Abendlandes.<sup>817</sup> Gibt es im Hier und Heute verallgemeinerbare Probleme, so muss man erkennen können, wie man hierhin gelangt ist, wenn man das Problem sinnvoll lösen will, denn, so Goldstein: „Wer modern sein will, muss Geschichte haben.“<sup>818</sup> 2) Resonanz zwischen Innen und Außen: dadurch, dass mit der Aufklärung alte Bedeutungshorizonte wie z.B. der christliche Glauben und die göttliche, in die Natur eingeschriebene Ordnung, ihren Wert eingebüßt haben und nur noch eine Möglichkeit darstellen, wirkt es auf den ersten Blick beliebig, woran sich der moderne Mensch orientiert. Dies führt entweder zur Übernahme allgemeiner Werte, die man nicht wirklich hat, oder zu einem rein subjektiv gestalteten Raum von Werten. Beides ist für Taylor pathologisch. Es geht darum, eine Sprache dafür zu finden, welchen allgemeinen Werten das Individuum Bedeutung zuschreibt und dadurch Innen und Außen gewinnbringend in Bezug auf die Suche nach Sinn zu verbinden.<sup>819</sup> 3) Resonanz zwischen Autor und Leser: Taylor hat keine abschließende Antwort für die Lösung der Probleme der Moderne. Vielmehr formt er mit seiner Art des Philosophierens einen Resonanzraum für Fragen, in dem er Optionen aufwirft und die Leser zum Mitdenken anregt. Seine Sprache ist der Anfang einer Lösung, die Weise, wie er sich auf die Suche macht, ist bereits ein Teil des Findens.<sup>820</sup>

„Daß wir Nahrung und Luft benötigen, ist ein Faktum, das uns betrifft. Doch was wir im metabiologischen Fall brauchen, ist das Bestehen einer bestimmten Beziehung zwischen uns und unserer Welt. Erfüllend hergestellt werden kann sie nur im Raum dazwischen. Es geht also in höherem Maße als im Fall unserer biologischen Bedürfnisse um eine auf

---

<sup>816</sup> Ebd., 649.

<sup>817</sup> Vgl. Goldstein 2016, 158.

<sup>818</sup> Ebd.

<sup>819</sup> Vgl. ebd., 158ff.

<sup>820</sup> Vgl. ebd., 160.

Relationen bezogene Tatsache. Wir könnten auch in einem Raumschiff überleben, sofern genügend Nahrung vorhanden ist. Aber die wesentlichen relationalen Bedeutungen können durch nichts anderes als die betreffende Relation selbst ersetzt werden. Und wie alle Bedeutungsrelationen verlangt sie begriffen, verstanden zu werden. Wir müssen uns für sie öffnen“<sup>821</sup>, so Taylor.

An dieser Stelle verweist Taylor auf seine Rosa-Lektüre.<sup>822</sup> Taylor und Rosa scheinen ein ähnliches, philosophisch traditionsreiches Ziel zu verfolgen, nämlich: ein gutes Leben. Taylor zeigt den sprachlichen, expressiv-hermeneutischen Weg auf, der den unabdingbaren Faktor zur Verwirklichung dieses Ziels darstellt. Eine passende Expression wird unser Leben entscheidend reichhaltiger und für die Bedeutungen, die uns wichtig sind oder sein könnten, aufgeschlossener werden lassen, so Taylor. Damit ging es ihm nie um eine reine Theorie der Sprache. Ihm geht es darum, wie wir ein geglücktes Leben führen können. Seine expressiv-hermeneutische Theorie soll uns den Weg dahin ermöglichen und scheint tatsächlich in Hinblick auf viele menschliche Weltzugänge überzeugend zu sein.

### 3.2 Die Schwächen der taylorischen Sprachphilosophie

Nach Charles Taylor ist die Sprache der Hort und der Hüter unserer Kultur. Allerdings ist dies nicht ihre einzige Verwendungsmöglichkeit. Wie man beispielhaft an der Sprachverwendung in einer Diktatur mit industrialisierter Tötungsmaschinerie, dem Nationalsozialismus, erkennen kann, ist sie mehr als das. Sie bringt nicht nur das Gute in unsere Welt, Sprache kann auch eine Welt der Gewalt begünstigen. Die absolute Variabilität des Menschen ermöglicht ihm auch die Umdeutung von Werten. Auch nach Taylor ist zumindest die Möglichkeit denkbar, dass der Mensch einen Wertekosmos erschafft, der auf der Ablehnung des Guten beruht.<sup>823</sup> Taylor selbst beschreibt dies sogar als Möglichkeit der Flexibilität der Sprache, als Motiv der eigenen Handlungen zu haben, das zu zerstören, was gut ist.<sup>824</sup> Obwohl er hier selbst die Nationalsozialisten als Beispiel anführt,<sup>825</sup> geht er auf diesen Punkt nicht weiter ein, was, in Anbetracht der Fülle der Beispiele in seinem fast

---

<sup>821</sup> Taylor 2017, 649f.

<sup>822</sup> Vgl. ebd., 650, FN 19.

<sup>823</sup> Vgl. Taylor 2017, 642f.; Taylor sieht hier auch einmal die Problematik der Flexibilität der Sprache des Menschen, er geht jedoch nicht weiter auf den Zusammenhang von Flexibilität, Sprache und Manipulation oder Gewalt ein.

<sup>824</sup> Vgl. Taylor 2017, 642f.

<sup>825</sup> Vgl. ebd., 643.

700 Seiten umfassenden Buch, notwendig gewesen wäre, um wirklich die Fülle der menschlichen Sprachmöglichkeiten abzubilden.<sup>826</sup>

Einmal beschäftigte sich Taylor aber doch explizit mit Gewalt. Dabei wählte er einen Fokus, der eigentlich für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse wäre: „Ich denke an Gewalt, die einer Minderheit von Sündenböcken gilt oder an Phänomene wie ethnische Säuberungen und Genozide.“<sup>827</sup> Da der Ursprungstext in Aufsatzform, *Notes on the Sources of Violence: Perennial and Modern*, sieben Jahre vor der englischen Original-Ausgabe von *Das sprachbegabte Tier* erschien,<sup>828</sup> verwundert es besonders, dass dieses Thema im Sprachbuch keine Rolle spielt. Denn wie Taylor selbst anmerkt, führen solche Phänomene oft eine „Rhetorik der Säuberung mit sich“<sup>829</sup>. Genau wie im Bereich der konstitutiven Sprache geht Taylor auch bei der Motivation zu Gewalt davon aus, dass wir zur Erforschung ihrer Bedeutung das Metabiologische brauchen, also das, was metaphysisch „hinter oder jenseits der erfahrbaren natürlichen Welt liegt“<sup>830</sup>. Taylor argumentiert, dass die Fokussierung auf biologische Gründe für Gewalt wie Triebe oder Hormone nicht zufriedenstellend sein könnte, da diese Voraussetzungen erst durch die Anreicherung mit einer bestimmten Form der Bedeutungszuschreibung tatsächlich handlungswirksam würden.<sup>831</sup> Er betont, dass Gewalt auch religiös begründet sein kann, z.B. wenn es um Opferhandlungen geht, die das Schlechte vertreiben sollen. Dies könne zum Beispiel dann der Fall sein „wann immer ein Volk zu alter Einigkeit zurückfindet und gemeinsam über ein Opfer herfällt“<sup>832</sup>. Das erinnert an den Nationalsozialismus (vgl. auch Kap. 6.2 zum *Homo sacer*). Wer einen Sündenbock sucht und findet, verbindet mit ihm das Böse und will es mit ihm austreiben.<sup>833</sup> Taylor ist der Ansicht, dass ein Feind im Äußeren, der die Rolle des Bösen in Abgrenzung zur eigenen Güte übernimmt, nicht zwangsläufig zu Gewalt führt, da es potentiell keine Berührungspunkte mit ihm gibt. Als viel anfälliger für Gewalt beschreibt Taylor die Situation „wenn der Feind sich im Innern befindet“<sup>834</sup>. Dies waren für die Deutschen die Jüdinnen und Juden: „Aufgrund der Emanzipation waren die Juden nicht mehr länger Außenseiter im herkömmlichen Sinne, und daher befand sich der ‚Feind‘ im Innern. Das gipfelte im Nationalsozialismus [...]“ der „einen Angriff auf den Sündenbock in Gang setzte“<sup>835</sup>. Ein Sündenbock ist nach Taylor ein Feind, ein Außenseiter, der sich im Innern

---

<sup>826</sup> Der englische Untertitel seines Buchs *Das sprachbegabte Tier* (2017), *The language animal* (2016), lautet immerhin *The full shape of the human linguistic capacity*.

<sup>827</sup> Taylor 2021, 79.

<sup>828</sup> Vgl. Taylor 2009b und Taylor 2016.

<sup>829</sup> Taylor 2021, 79.

<sup>830</sup> Ebd., 80.

<sup>831</sup> Vgl. ebd., 82-85.

<sup>832</sup> Ebd., 91, vgl. auch ebd., 87ff.

<sup>833</sup> Vgl. ebd., 93. Taylors Formulierung ist hier nicht ganz eindeutig.

<sup>834</sup> Ebd., 94, vgl. ebd.

<sup>835</sup> Beide Zitate ebd., 95.

befindet und dadurch „die Abgrenzung hat aufweichen lassen“<sup>836</sup>. Nach Taylor ist diese Idee auch mit der Aufklärung verknüpft. Die Entzauberung der Welt ließ keinen Platz für den nicht nachvollziehbaren Zorn Gottes,<sup>837</sup> wer nun bestraft wurde, trug dafür selbst die Verantwortung. „Doch wie wir beim Antisemitismus sehen, kann die moderne Ordnung der Moral das Böse auch verstärken.“<sup>838</sup>

In Bezug auf die Entwicklung der Französischen Revolution bemerkt Taylor etwas, das so auch über das Selbstbild des Nationalsozialismus’ ausgesagt werden könnte. „Demzufolge [der Auswahl der Opfer nach rationalen Kriterien] war die neue Liturgie der Säuberung ‚rein‘ und wissenschaftlich, nämlich in Gestalt eines schnellen und gleichsam chirurgischen Todes durch die Guillotine [...].“<sup>839</sup> Die Idee, „die *conditio humana* auf eine höhere Ebene zu heben“<sup>840</sup> war aber auch die Idee hinter der Einteilung in „arisch“ und „nicht-arisch“ (vgl. Kap. 6.1). Die Feinde, die dem im Wege stehen, sind nach Taylor endgültige Feinde und können nur durch Tötung aus dem Weg geräumt werden.<sup>841</sup> Hier stellt Taylor auch kurz die Rolle der Sprache hierbei heraus: „Die Mächtigeren und Erfolgreicheren verfügen über eine einzigartige Macht; mit einem Blick können sie die Identitätsdefinitionen derjenigen, die weniger abgesichert sind, in Unordnung bringen, zerstören oder behindern [...].“<sup>842</sup> Es geht also, ganz auf Taylors Linie, darum, zunächst sprachlich eine Identität anzugreifen, bevor sie auch tatsächlich angegriffen werden kann. Auch die Begründung dafür, die Taylor für den Blickwinkel der Täter anführt, passt zur Logik des NS, der die Angriffe der Juden ebenfalls damit rechtfertigte, dass sie sonst umgekehrt die Deutschen (also in dem Zusammenhang die „Arier“) angegriffen hätten. „Die Logik lautet: Wir wurden ungerecht behandelt, deshalb können wir zurückschlagen.“<sup>843</sup> Wer liest, wie Hitler in *Mein Kampf* über den Versailler Vertrag redet, bemerkt die Übereinstimmung in der Argumentation (vgl. Kap. 4.1). Taylor meint: „Wir sollten erfassen, wie überwältigend die Verlockung sein kann, bei dieser Art von (oftmals tödlicher) Mobilisierung mitzuziehen, wenn sie einem als einzige Möglichkeit erscheint, Orientierung, Würde und Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen.“<sup>844</sup> Taylor bezieht diese Verlockung auch darauf, dass die Nationalsozialisten sich, wie oben bereits angedeutet, als Opfer stilisierten: „Selbst die Nazis bedienten sich eines Prototyps dieser Logik. Ich habe schrecklich unter anderen gelitten, und *genau deshalb* kann ich jetzt Unheil anrichten.“<sup>845</sup> Interessant an diesem

---

<sup>836</sup> Ebd., 96f.

<sup>837</sup> Vgl. ebd., 98.

<sup>838</sup> Ebd., 99.

<sup>839</sup> Ebd., 105f.

<sup>840</sup> Ebd., 105.

<sup>841</sup> Vgl. ebd., 106.

<sup>842</sup> Ebd., 110.

<sup>843</sup> Ebd., 115.

<sup>844</sup> Ebd., 118f.

<sup>845</sup> Ebd., 126.

Text Taylors ist, dass er sich explizit mit Gewalt beschäftigt hat und dies teilweise auch im Zusammenhang mit Sprache, dies jedoch in seinem Sprachbuch nicht erwähnt und kaum einmal eine Verbindung zieht. Dies ist in der Hinsicht wichtig und relevant für diese Arbeit, als dass Taylor offensichtlich das Thema Gewalt nicht gänzlich ausspart, sondern zumindest in einem längeren Text explizit zum Thema macht, Ansätze zur Verbindung zur Sprache anschnidet, in seinem später erschienenen Buch zur Sprachphilosophie jedoch nicht systematisch auf seine Erkenntnisse zur Gewalt eingeht.

Das ist sicherlich ein Nachteil seiner Theorie, die schon im Titel den Anspruch auf Vollständigkeit suggeriert.<sup>846</sup> Warum Taylor diesen Aspekt, abgesehen von der Erwähnung, in seinem Sprachbuch außen vor lässt, lässt sich nicht abschließend klären. Am schwersten wiegt aber wahrscheinlich, dass er in einer Tradition der affirmativen Sprachphilosophie steht, in der stets nach dem Potenzial der Sprache gesucht wurde (vgl. die Einleitung). Es ging darum zu überlegen, was man im Idealfall mit Sprache erreichen kann. Seine Theorie sollte einen idealen Möglichkeitsraum schaffen.

Diese Suche nach dem Guten durchzieht sein ganzes Werk, er sucht in seiner ganzen Philosophie nach einer Therapie für die Mängel der Moderne. Goldstein analysiert:

„Die Wahrnehmungsschwäche moderner Ethiken rührt nach Taylor eben daher, dass alle von Kant inspirierten Ethiken in ihrem konstitutiven Zentrum bestimmt sind von ‚Prinzipien, Vorschriften oder Standards, die das *Handeln* leiten, während Anschauungsweisen des Guten völlig außer acht gelassen werden. Das moralische Denken befaßt sich in kurzsichtiger Art mit dem, was wir *tun* sollen, ohne auch auf das einzugehen, was von sich aus wertvoll ist bzw. was wir bewundern oder lieben sollten.‘ Das Ziel der therapeutischen Anstrengungen besteht daher in der Wiederherstellung einer Orientierung, sodass man sich wieder ‚im moralischen Raum auskennt, in einem Raum, in dem sich Fragen stellen mit Bezug auf das, was gut ist oder schlecht, was sich zu tun lohnt und was nicht, was für den Betreffenden Sinn und Wichtigkeit hat und was ihm trivial und nebensächlich vorkommt.‘<sup>847</sup>

Erst über starke Wertungen (vgl. Kap. 2.5) ist es nach Taylor möglich, eine Ethik zu entwickeln, die Gutes hervorbringt. Wenn ich nicht verstehe, warum ich etwas tun soll, nicht einsehe, warum z.B. die Befolgung einer Regel erstrebenswert ist, dann werde ich sie wahrscheinlich auch nicht befolgen, zumindest nicht, wenn mich kein Gesetz dazu zwingt. Dadurch, dass Taylor aufzeigt, wie bereichernd Sprache sein kann, welche Möglichkeiten sie uns eröffnet, möchte er eine Ethik der

---

<sup>846</sup> Vgl. den englischen Untertitel seines Sprachbuchs (*Das sprachbegabte Tier* (2017) heißt im Original *The language animal* (2016)), der suggeriert, dass im Buch *The full shape of the human linguistic capacity* abgebildet werden würde.

<sup>847</sup> Goldstein 2007, 361f.; Zitate im Zitat: Taylor 1994, 162, 56.

Motivation zum Guten formen. Wenn wir nur einer Moral folgen, die wir nicht verstehen, für die wir nicht einstehen, ist dies lediglich ein dünner Firnis, der uns davon abhält, anderen zu schaden. Erst wenn wir Kenntnisse des Guten haben, wird, nach Taylor, aus der oberflächlichen Schicht das Fundament des menschlichen Zusammenlebens und bietet nicht nur die Möglichkeit, frei *von* Übeln, sondern auch frei *zu* einer sinnerfüllten Lebensführung zu sein.<sup>848</sup> Das Richtige ist zwar rational verständlich, aber damit es für jemanden „das Richtige“ wird, muss es mit starken Wertungen verknüpft sein (vgl. Kap. 2.5). Taylor lässt jedoch außer acht, dass es keine starre Festlegung dessen gibt, was „gut“ genannt werden kann. Die inhaltliche Bestimmung ist abhängig von der zugrunde gelegten moralischen Referenzgröße. Wie später beschrieben werden wird (vgl. Kap. 4-6), hatte beispielsweise die nationalsozialistische Sprachverwendung die Eigenschaft, alte Begriffe neu zu definieren und damit eine Veränderung der Bewertung von Handlungen zu bewirken.

Wenn der Mensch es nicht schafft, herauszufinden, was er wirklich als wertvoll erachtet, hat er den Sinn seines Lebens verfehlt, so Taylor.<sup>849</sup> Um aber adäquat darüber nachdenken zu können, benötigen wir auch eine passende Sprache. Die Formung einer positiven Sprachphilosophie soll als Leitfaden dienen, unser Nachdenken über den Sinn des Lebens zu erleichtern. Goldstein formuliert Taylors Streben so: „Dem Naturalismus einer instrumentellen, das Subjekt atomisierenden Vernunft steht ein romantischer Expressionismus gegenüber, dessen Anthropologie des Ausdrucks die engen Grenzen des desengagierten Selbst zu sprengen sucht.“<sup>850</sup> Taylor möchte, und diesem Ziel soll auch seine Sprachphilosophie dienen, eine Entgrenzung unserer Interpretationsspielräume begünstigen, indem wir außerhalb von Schemata denken, definieren, was das Gute in unserem Leben ist und, indem wir es nicht sogleich wissen, in ein Wanken geraten, das Erkenntnis erst ermöglicht.<sup>851</sup> „So paradox es klingt: Kontrollverlust bedeutet hier Selbstgewinn.“<sup>852</sup> Allerdings kann ein Zustand der Ungewissheit auch gezielt provoziert werden, um politisch althergebrachte Werte anzuzweifeln und sogleich neue anzubieten. Eine neue Orientierung zu suchen kann nicht gleichgesetzt werden mit dem Auffinden einer besseren moralischen Richtschnur (vgl. Kap. 4-6).

Taylor versucht durch die Beanstandung vorherrschender „Deutungsgewohnheiten“<sup>853</sup> „die Suche nach Moralquellen *außerhalb* des Subjekts durch Sprachen, die im *Inneren* des Subjekts Resonanz

---

<sup>848</sup> Vgl. Goldstein 2007, 368: Es handelt sich hier um den Unterschied zwischen negativer und positiver Freiheit, vgl. Taylor 1992, 118-144.

<sup>849</sup> Vgl. Taylor 1992, 37f.

<sup>850</sup> Goldstein 2007, 372.

<sup>851</sup> Vgl. Goldstein 2007, 374f.

<sup>852</sup> Ebd., 375.

<sup>853</sup> Goldstein 2007, 375.

finden“<sup>854</sup> zu begünstigen. Dabei lässt Taylor außer Acht, dass auch Konzepte, die allgemein als verwerflich beschrieben werden, als neue, ungewöhnliche Deutung bewertet werden und auf Widerhall stoßen können und dies auch z.B. im Nationalsozialismus erfolgreich getan haben. Taylor formuliert in gewisser Weise eine Theorie für eine Welt, wie sie sein soll und auch sein kann, aber nicht sein muss und tatsächlich auch nicht immer war und ist. Das ist an sich noch kein Manko. Problematisch wird dieser Fokus erst dann, wenn man damit eine ganzheitliche Sprachphilosophie vorlegen möchte, wie es der englische Untertitel seines Buchs wie erwähnt nahelegt: *The full shape of the human linguistic capacity*.<sup>855</sup> Um Taylors Theorie zu prüfen und im Hinblick auf den Aspekt der Gewalterzeugung durch Sprache zu untersuchen, wird die Verwendung der Sprache im NS in den folgenden Kapiteln exemplarisch untersucht, da die Sprache in diesem Staat eine wichtige Rolle spielte und unvergleichliche Verbrechen hervorbrachte, einen Aspekt, den Taylor nicht berücksichtigt. Hierzu könnten sicherlich auch andere totalitäre Staaten herangezogen werden, aber da die Quellenlage in Bezug auf den NS besonders gut ist, es sich um deutsche Quellen und nicht beispielsweise um russische (zur Untersuchung z.B. der Wirkungsweise von Stalins Sprache auf die Politik) oder chinesische (zur Analyse z.B. der Veröffentlichungen von Mao Tse-Tung) handelt und die im NS hervorgebrachte, institutionalisierte, industrialisierte Tötung von Menschen als Gipfel der Gewalt einzigartig ist und Taylors Theorie in Hinblick hierauf erweitert werden muss, war diese Auswahl naheliegend.

Die bis hierhin wahrscheinliche Hypothese, die im Verlauf der Untersuchung der Sprache des NS verifiziert oder falsifiziert werden soll, ist, dass Taylors Sicht auf die Sprache, die er in seiner Theorie formuliert, passend ist in Bezug auf Reichweite und Wirkungsweise der Sprache (Transformationspotenzial, Verbindung von Denken, Sprechen und Handeln), dass sie aber inhaltlich um den Aspekt des Nicht-Konstitutiven, Destruktiven, Bösen ergänzt werden muss. Außerdem bleibt fraglich, ob Taylors Einteilungen in designative und konstitutive Sprache in Bezug auf den NS in Gänze sinnvoll sind.

Taylor unterscheidet „formale“ von „substantiellen“ Ethiken: Substantielle Ethiken definieren sich vom Inhalt her. Sie fragen „Was ist das Gute?“. Ist diese Frage bestimmt, ist damit auch der Wegweiser der Handlungen vorgegeben, in denen das Gute umgesetzt werden soll. Formale Ethiken hingegen definieren sich über ihr rationales Procedere. Formale Ethiken kommen nach Taylor immer dann ins Wanken, wenn man nach der Begründung fragt.<sup>856</sup>

---

<sup>854</sup> Taylor 1994, 880.

<sup>855</sup> Vgl. Taylor 2016, *The language animal*. Der deutsche Untertitel *Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens* passte hier besser, ist aber eindeutig nicht die passende Übersetzung des eigentlichen Titels.

<sup>856</sup> Vgl. Taylor 1986, 44f.



„Als Handelnder kann ich immer die Frage stellen, warum ich eigentlich nach einer bestimmten Norm (rational) verfahren soll? Warum soll dies eine Norm sein, der ich mich nicht verweigern kann? [...] Wir sollen uns bemühen, nichtrationale Mechanismen der Handlungskordinierung durch rationale Verständigungsformen zu ersetzen. Aber auch diese Aufforderung ist mit der Frage konfrontiert: warum soll ich dies erstreben?“<sup>857</sup>

Dieses Manko kann man aber, obwohl Taylor sich zu den substantiellen Ethikern zählen würde, auch in seiner Sprachphilosophie erkennen.

Betrachtet man die Sprache in Hitlers *Mein Kampf*, die Reden von Joseph Goebbels oder die Aufzeichnungen von Rudolf Höß, fällt auf, dass gerade Missverständnis durch Manipulation und Ausgrenzung substantielle Ziele der Kommunikation sein können und diese Ziele auch sprachlich erreicht wurden (vgl. Kap. 4). Auch diese Menschen haben Sprache benutzt, um ihre Vorstellungen durchzusetzen – aber gerade nicht so, dass dabei etwas weltkonstituierendes entstand, sondern etwas weltzerstörendes. An Taylors Theorie kann kritisiert werden, dass er nicht konsequent zu Ende denkt, was „das gute Leben“ bedeutet. Jede Moral braucht zwar ein Ziel, das als gut bewertet wird, damit die Moral sich etablieren kann, aber wie das Wort „gut“ inhaltlich gefüllt wird, ist variabel.

Taylors konstitutive Sprachphilosophie muss an dieser Stelle durch andere Sprach-Untersuchungen ergänzt werden, denn wenn er Recht hat, gilt es zu erfahren, wie Sprache die Welt so transformieren kann, dass Menschen millionenfach getötet werden können. Es gilt herauszufinden, welche Erklärungen andere Philosophen für den Zusammenhang von Sprache und Gewalt im NS geben. Es gilt zu erkunden, wie Sprache beschaffen sein musste, damit sie im NS Gewalt hervorbringen konnte, wie sie, um ein Bild Elias Canettis zu verwenden, gleich einem Dirigenten darüber entscheiden half, welche Stimmen leben durften und welche sterben mussten.<sup>858</sup> Dazu verwendeten die Nationalsozialisten die Sprache auf eine ganz besondere Weise. Was aber das Besondere an der Nazi-Sprache ist, soll in den folgenden Kapiteln untersucht werden. Da sie ein unvergleichliches Lager- und Vernichtungssystem aufgebaut haben, muss mit Taylor davon ausgegangen werden, dass auch ihre Sprache charakteristisch gewesen sein muss und Eigenschaften aufweist, die sie unter anderen Sprachverwendungen herausstellt. „Daß wir eine rationale Verständigung den normfreien Steuerungsmechanismen vorziehen sollen, ist eng mit unserem Verständnis der menschlichen Würde verbunden, die ihrerseits wiederum nicht von bestimmten Begriffen der

---

<sup>857</sup> Ebd., 45. Taylor äußert sich in diesem Text in Bezug auf Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (z.B. 2013), seine Kritik ist hier aber verallgemeinerbar.

<sup>858</sup> Vgl. Canetti 2011, 468. Canetti bezieht sich in *Masse und Macht* zwar auf Massenphänomene, wie sie im NS gewirkt haben, aber hier nicht explizit auf den NS.

Selbstentfaltung und Selbstverpflichtung abtrennbar ist.“<sup>859</sup> Die Frage ist, wie die Nationalsozialisten es schafften, Begriffe wie diese inhaltlich aufzuweichen.

„Wir bringen unsere moralischen Zwecke und unser Selbstverständnis als Menschen so zum Ausdruck, daß wir damit zugleich unsere Zwecke verstehen und rechtfertigen; wir artikulieren das implizite Verständnis, das den Hintergrund unserer gesellschaftlichen Normen, Gebräuche und Institutionen darstellt und eng mit unserem Verständnis moralischer Zwecke verknüpft ist. Überdies spielt die Sprache eine konstitutive Rolle in bezug auf diese Zwecke, Normen und Gebräuche: allein durch ihre sprachliche Artikulation nämlich können unsere Normen und Zwecke zugleich auch verändert werden.“<sup>860</sup>

Wie im Nationalsozialismus Sprache, Normen, Werte und Genozid zusammenhängen, sollen, auf Basis von Taylors Theorie über die Wirkungsweise von Sprache, die folgenden Kapitel zu verstehen helfen.

---

<sup>859</sup> Taylor 1986, 48.

<sup>860</sup> Ebd., 51.

## Teil II:

### Sprache und Terror

Die taylorische Sprachphilosophie beschreibt, wie wichtig die Sprache für das menschliche Denken und Handeln ist. Wie und ob Sprache mit Gewalt zusammenhängt, behandelt er dabei jedoch höchstens in Andeutungen.<sup>861</sup> Nimmt man seine Theorie ernst, bedarf es hier einer Erweiterung. Der Nationalsozialismus ist aber das Beispiel ohnegleichen, bei dem institutionell und millionenfach Gewalt angewendet und getötet wurde. Außerdem gibt es sowohl Zeitzeugen als auch wissenschaftliche Untersuchungen, die den Zusammenhang von Sprache und Gewalt im NS herausstellen. In diesem Kapitel wird die Frage danach gestellt, ob man an der Art der Sprachverwendung etwas ablesen kann über das Wesen des NS, ob die Betrachtung der Sprache dazu beitragen könnte, die Motivation oder die Ziele des NS etwas besser zu verstehen. Hierbei geht es nicht darum, ein vollständiges Analyse-Bild über die NS-Sprache zeichnen zu können, sondern sprachphilosophisch eventuelle Muster und Zusammenhänge exemplarisch nachzuweisen.

Dieses Unterfangen ist nicht unproblematisch. Es handelt sich um eine sprachphilosophische Arbeit, nicht um eine historische, das Thema ist aber ein traditionell historisches. Außerdem handelt es sich um ein Thema, dessen Quellenumfang schier unerschöpflich ist. Es ist weder in Bezug auf die Fülle der Literatur noch in Bezug auf die Interpretationen einsehbar. Die untersuchten Täter-Aussagen sind schwer durchschaubar. Allein zu Joseph Goebbels, dessen Reden hier herangezogen werden, existieren Schriften in großem Umfang. Er war der Redner Hitlers, jahrzehntlang vor dieser Arbeit wurden bereits seine Worte analysiert. Man könnte sich die Frage stellen, was man dazu sagen könnte, das nicht bereits so oder anders gesagt wurde. Allerdings geht es hier um einen ganz speziellen Blickwinkel und Untersuchungsgegenstand: Es geht darum zu untersuchen, wie z.B. die Sprache Goebbels' unter der Lupe der taylorischen Sprachphilosophie erscheint. Da Taylor das Böse, das Sprache bewirkt, nicht explizit macht, gilt es herauszufinden, ob seine Theorie trotzdem in gewisser Hinsicht darauf anwendbar ist und ob und inwieweit diese Theorie in Konfrontation mit der Sprache des NS erweitert werden muss. Diese Sprache wird zum Kontrastmittel in den Adern der taylorischen Sprachphilosophie. Ausgehend von Taylor wird gefragt, wie weltformende Sprache Gewalt anleiten kann. Im Fokus der Arbeit steht eine Überprüfung und Erweiterung der taylorischen Sprachphilosophie mit Blick auf die von Sprache mithervorgebrachte Gewalt und das davon ausgehend Besondere an der Sprache des NS,

---

<sup>861</sup> Vgl. Taylor 2021, 79-138, vgl. auch Kap. 3.2 in dieser Arbeit.

also den möglichen Gründen dafür, warum der NS eine solch beispiellose Form des maschinellen Tötens und Enthumanisierens hervorbringen konnte. Dabei ist es offensichtlich, dass es keine wirkliche Erklärung dafür geben kann, was passiert ist. Der NS ist ein solch komplexes Thema, war eine Realität, die Millionen Menschen das Leben gekostet hat, die Annahme, in einer wissenschaftlichen Arbeit dafür einen umfassenden Grund finden zu können, wäre vermessen. Es geht nicht darum, mit der Erde der Wissenschaft den Abgrund des Schreckens zuzuschütten. Im Gegenteil geht es darum, mittels eines anderen Blickwinkels, nämlich dem der Sprachphilosophie, einen Beitrag zum Verständnis zu liefern. Diesen Beitrag zu leisten, ist aber die Aufgabe des Philosophen. Wer Auschwitz wie jeden anderen Gegenstand untersuchen will, muss scheitern und missbraucht das Thema für seine Analyse. Wer aber Auschwitz tabuisiert und nicht zu verstehen sucht (auch wenn das Verstehen-Wollen stellenweise alles bleibt), der übersieht, dass das Verständnis eine moralphilosophische Pflicht ist, wenn man den Ort nicht mythologisieren will, aus den Tätern keine (nicht-menschlichen) Monster machen will. Die Möglichkeit und Wirklichkeit am Verständnis von Auschwitz zu scheitern, ist keine Legitimation, es gar nicht erst zu versuchen. Dennoch sind z.B. Überlebenden-Berichte keine gewöhnlichen Quellentexte. Sie heranzuziehen gestaltet sich indes womöglich einfacher für einen Philosophen, da sein Fachgebiet, auch die Ethik einschließend, eine kognitive Betroffenheit erlaubt, die dem Historiker versagt bleibt. Der besondere Gegenstand gebietet das herantastende, fragende, teilweise auch moralisch wertende Schreiben darüber.

In diesem Teil werden im vierten Kapitel exemplarische Aussagen in eigener Analyse und mit nur einzelnen weiteren unterstützenden Quellen untersucht, allein die taylorische Sprachphilosophie voraussetzend, die im Laufe der Arbeit, durch das Hinzuziehen von Sekundärliteratur und das Befragen von Autoren, die die Sprache des NS selbst erlebten und analysierten, durch allgemeine Einsichten in das Funktionieren dieser Sprache erweitert werden sollen (in Kap. 5 und 6). Diese Beispiele sind wohl begründet, aber sie sind alles andere als umfassend. Die Analyse beschränkt sich auf wenige Beispiele des gesprochenen oder geschriebenen Worts, deren Wortwahl kritisch betrachtet wird im Hinblick auf das, was sie konstituiert und wie sie das tut. Dabei ist festzuhalten, dass die heute mögliche Distanzierung in der Zeit des NS in Deutschland sehr viel schwieriger war. Obwohl im fünften Kapitel dieser Arbeit Zeitzeugen mit ihrer Sprachanalyse zu Wort kommen, die genau dies versuchten, ist es wichtig einzugestehen, dass die nationalsozialistische Propaganda offensichtlich eine große Verführungskraft besaß, der viele erlagen. Taylor spricht der Sprache eine große Macht zu, wenn es um die Ausrichtung des menschlichen Lebens geht. Im Nationalsozialismus wurde die Sprache gezielt dafür eingesetzt, die Gedanken der Menschen zu lenken. Das konnte man, wie die Beispiele Siegfried Kracauer, Dolf Sternberger und Victor

Klemperer zeigten (siehe Kap. 5), durchschauen. Trotzdem ist es bei einer solchen sprachphilosophischen Arbeit wichtig anzuerkennen, dass in jedem Menschen auch eine Verführbarkeit durch Sprache angelegt ist, eben weil wir Sprachwesen sind. Im NS wurde die Sprache aber ganz gezielt zur Manipulation und Verführung eingesetzt. Diese Verführungskunst anzuerkennen und die Verführten nicht zu banalisieren, ist auch für die wissenschaftliche Analyse bedeutend. Trotzdem oder gerade deswegen soll es in diesem Teil darum gehen, inwiefern bereits an der Sprachverwendung des NS aufgezeigt werden kann, worum es den Machthabern ging, was sie mittels Sprache erreichen wollten. Warum sprachen sie so, wie sie sprachen? Um dies herauszufinden, werden sprachlich auffallende Beispiele aus einem Kapitel von *Mein Kampf*, den Reden Joseph Goebbels von 1939-1943, abgeschlossen von der berühmten Sportpalast-Rede und herausstechende Beispiele aus den Aufzeichnungen von Rudolf Höß, dem Kommandanten von Auschwitz, angefertigt nach dem Krieg und seinen Prozess erwartend, analysiert. Diese Auswahl stützt sich darauf, dass Adolf Hitler wie kein anderer den Nationalsozialismus symbolisiert und in seinem Buch *Mein Kampf* in einem Kapitel explizit thematisierte, wie die Sprache verwendet werden muss, um bei den Zuhörern Zustimmung zu finden. Die Stelle des Texts zu untersuchen, die thematisiert, wie man die Sprache zur Massenbeeinflussung nutzen kann, soll dabei helfen zu verstehen, wie die Sprache von Hitler eingeschätzt und manipuliert wurde. Denn denkt man an den NS, denkt man an ihn, den „Führer“. Obgleich er für die Politik, Struktur und Funktionsweise des NS nicht die alleinig entscheidende Rolle spielte, die ihm von Laien zugeordnet wird, sind seine Ausführungen zur Anwendung von Sprache zwecks Erreichens eines bestimmten Ziels für die Funktionsweise von Sprache im NS, das Herangehen an die Propaganda, die Vereinnahmung des Zuhörers doch sehr aufschlussreich. Goebbels wiederum war der Propagandist der nationalsozialistischen Herrschaft und Komponist der charismatischen Führerfigur Hitlers. Er war als Propagandaminister für die Ausführung zuständig. Goebbels' Talent, Leute für die Sache des NS zu begeistern, war groß, dies zeigte auch die Rede im Berliner Sportpalast, während der ihm die Anwesenden ekstatisch in den *totalen Krieg* folgen wollten.<sup>862</sup> Einige sprachlich besonders interessante Stellen aus seinen Reden über die Kriegsjahre hinweg zu analysieren, die eine typische Sprachverwendung offenbaren und sprachlich analysiert zu werden verlangen, scheint daher aufgrund seines Einflusses auf das Publikum und, da die Reden übertragen wurden, letztlich auf alle zuhörenden Deutschen, wichtig zu sein. Er sprach am häufigsten und hatte demnach eine wichtige Propaganda-Funktion. Höß war als Kommandant des wichtigsten Konzentrationslagers zuständig für die Ziele dieser Propaganda. Sprache und ihre Auswirkung als Gewalt spiegeln sich also exemplarisch in diesen drei Personen wider. Hitler zeigte die Strategie der sprachlichen

---

<sup>862</sup> Rede vom 18.2.1943.

Lenkung, Goebbels wendete sie als wichtigster Redner an und Höß schließlich arbeitete an dem Ort, wo die sprachlichen Ankündigungen des Nationalsozialismus Realität wurden.

Mit Taylor davon ausgehend, dass Sprache und Handeln zusammenhängen, könnten Hitlers und Goebbels' Äußerungen auf der einen Seite, sowie Höß' Handlungen im KZ und seine Aufzeichnungen darüber auf der anderen Seite, Anfang und Ende eines zusammenhängenden Prozesses symbolisieren.

#### 4. Sprache der Täter. Ausgewählte Typologien

##### 4.1 Die Theorie: Adolf Hitler zum Umgang mit Sprache in *Mein Kampf*

„Das Buch wirkt ehrlich und tapfer. Nur der Stil ist manchmal unausstehlich.“<sup>863</sup> So urteilte Joseph Goebbels am 10. Mai 1931 in seinem Tagebuch über *Mein Kampf* von Adolf Hitler. „Er schreibt wie er erzählt. Das wirkt zwar unmittelbar, aber auch oft ungekonnt.“<sup>864</sup> Das Buch, das vorwegnehmen sollte, was später tatsächlich geschah: Diffamierung, Ausgrenzung, Verschleppung, Quälerei und Mord. In der kommentierten, kritischen Ausgabe dieses Werks wird gezeigt, dass der heutige Blick auf *Mein Kampf* ähnlich ausfällt.<sup>865</sup> Hitler selbst legte seinen Schwerpunkt jedoch gar nicht auf das geschriebene Wort, so Christian Hartmann:

„Dass für Hitler die Rede wesentlich wichtiger war als das geschriebene Wort, betonte er selbst bereits im Vorwort von *Mein Kampf*. ‚Jede große Bewegung auf dieser Erde‘, so heißt es dort, ‚verdanke ihr Wachsen den großen Rednern und nicht den großen Schreibern‘.“<sup>866</sup>

Warum verfasste Hitler also überhaupt ein solches Buch? Dies, so Hartmann in der kritischen Ausgabe, liegt darin begründet, dass Hitler über weite Strecken gar nicht reden durfte. Er musste also seine Gedanken schriftlich festhalten, weil er seine Zuhörer sonst gar nicht hätte erreichen können. Hinzu kam seine Haftzeit in Landsberg.<sup>867</sup> „Somit war Hitler damals weitestgehend auf

---

<sup>863</sup> Goebbels 1931, 403.

<sup>864</sup> Ebd.; weiterhin nennt er das Buch „ehrlich und tapfer“, bemerkt aber zusätzlich, dass man „sehr weitherzig“ seine Schwächen übersehen muss. Mehr sagt er dazu an dieser Stelle nicht (s. ebd.)

<sup>865</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 21: „*Mein Kampf* gilt heute gemeinhin als verquaster, wirrer, schwer lesbarer Text, dessen brutale und menschenverachtende Botschaften immer wieder scharf mit Passagen kontrastieren, die sprachlich und stilistisch unfreiwillig komisch wirken.“

<sup>866</sup> Hartmann et al. 2016, 21, vgl. ebd., FN 80.

<sup>867</sup> Die Haft dauerte vom April 1924 bis zum Dezember 1924, das Redeverbot galt 1925 in mehreren deutschen Ländern, vgl. Hartmann et al. 2016, 21.

die schriftliche Propaganda zurückgeworfen. Ohne seine Haft, so seine durchaus glaubwürdige Erklärung im Februar 1942, hätte er *Mein Kampf* nie geschrieben.<sup>868</sup> Was aber war Hitlers Stil?

„Zu den sprachlichen Mitteln Hitlers, die für die Weltanschauungsliteratur der Jahrhundertwende durchaus charakteristisch waren [...], zählen vor allem die nimmermüde Wiederholung derselben affektiven Begriffe, der häufige Einsatz starker Übertreibungen (Hyperbeln) [...], die häufige Nutzung der ersten Person Plural sowie der verschwenderische Gebrauch des Superlativs. Mit Vorliebe verwendet Hitler in *Mein Kampf* apodiktische Formulierungen wie ‚immer und ewig‘, ‚monumental‘ und ‚gigantisch‘. Einfache Wörter verstärkt er oft durch Präfixe wie ‚aller-‘ (etwa ‚allergenieialst‘, ‚allerverlogenst‘), ‚riesen-‘ (Riesenkampf), ‚über-‘ (aus übervollem Herzen) und ‚ur-‘ (urgesund). Dem Effekt der dramatisierenden Steigerung dienen auch Vokabeln wie ‚absolut‘, ‚unbedingt‘ und ‚restlos‘ – allein die letztgenannte findet sich an mehr als 50 Stellen in *Mein Kampf*.<sup>869</sup>

Wiederholung und Übertreibung dienten also als Stilmittel zum Zwecke des Einbläuens und der eventuellen Vergrößerung der Angst vor dem Feind. Nach Hartmann et al. ist ein weiteres Charakteristikum der hitlerschen Sprache die Übertragung militärischer Begriffe auf gesellschaftliche Themen. In Freund-und-Feind-Bildern sollte gezeigt werden, dass es kein Dazwischen gab. Diese Verwendung von kriegerischen Begriffen war aber ein allgemeines Kennzeichen der 1920er Jahre.<sup>870</sup>

„Besonders auffällig für *Mein Kampf* ist indes die Häufigkeit und nonchalante Selbstverständlichkeit, mit der Hitler eigentlich negativ konnotierte Begriffe, etwa ‚rücksichtslos‘, ‚brutal‘ und vor allem ‚fanatisch‘, in einem dezidiert positiven Sinn verwendet – ein Phänomen, das der Romanist Victor Klemperer bereits 1947 hellsichtig als grundsätzliches Charakteristikum des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs beschrieben hat.<sup>871</sup>

Dies legt einen Zusammenhang von Sprache und Handeln nahe, denn wo „brutal“ etwas Positives ist, kann Mord dies auch sein. Wenn ein brutales, rücksichtsloses Vorgehen gegen andere Meinungen, Religionszugehörigkeiten und willkürlich gesetzte Definitionen von ‚anders‘ (nämlich z.B. ‚nichtarisch‘) umgesetzt werden sollte, musste diese Art des Handelns moralisch positiv

---

<sup>868</sup> Hartmann et al. 2016, 21, vgl. ebd., FN 83.

<sup>869</sup> Ebd., 21f.; vgl. für die genannten Formulierungen Hitlers ebd., FN 86-89.

<sup>870</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 22, vgl. ebd., FN 92: Formulierungen wie „geschlossene[.] feindliche Front“ gegen die NSDAP „Widerstand“ leisten muss, sind bezeichnend.

<sup>871</sup> Ebd., 23, vgl. ebd., FN 101; vgl. auch Klemperer 2015, 70-75 für die Umwertung des Begriffs „fanatisch“, vgl. auch Kap. 5.2 in dieser Arbeit.

bewertet werden, um sie durchsetzen zu können, musste aber gleichzeitig inhaltlich das halten, was der Begriff tatsächlich versprach (Anwendung von roher Gewalt), damit das Ergebnis den Plänen entsprach. Svend Ranulf, Däne und ab 1939 Philosophie-Professor, zeigte die Widersprüchlichkeit dieser Sprachregelung, die nur für die Handlungen der Nationalsozialisten galt, anhand des Beispiels ‚Brutalität‘: „Dieses Wort benutzt Hitler in tadelndem Sinne, wenn es sich auf seine Gegner bezieht, obwohl das Wort sonst häufig als Bezeichnung für eine moralisch durchaus positiv zu bewertende Eigenschaft vorkommt.“<sup>872</sup> Das lässt die taktische Vorgehensweise Hitlers erkennen, die Sprache so zu gebrauchen, dass sie ihm bei der Erreichung seiner Ziele helfen konnte, ganz unabhängig davon, was die einzelnen Begriffe tatsächlich bedeuteten. Dazu passte Hitlers Taktik, alles willkürlich auf den Gegensatz von Gut und Böse zu reduzieren. Das Buch sollte es dem Leser besonders leicht machen, diese beiden Kategorien zu erkennen und zu wissen, dass das, wofür Hitler stand, gut war.<sup>873</sup> Wer für das Böse stand, war ebenso klar:

„Die Funktion jenes monolithischen Feindbilds, das für alles Übel verantwortlich gemacht werden sollte, übernimmt in *Mein Kampf*, wie schon in vielen anderen völkischen Pamphleten jener Zeit, ‚der Jude‘ – ein von Hitler bewusst und mit Berechnung gebrauchter Singular, der auf eine Deindividualisierung abzielt. Das Judentum soll als ein homogenes und verschworenes Kollektiv erscheinen, dem man sich folglich nur als ein Ganzes ‚erwehren‘ könne.“<sup>874</sup>

Die Deindividualisierung sollte wohl dazu dienen ‚den Juden‘ als Masse von nicht-menschlichen Verschwörern anzusehen. Dies konnte zum einen dazu dienen, etwaiges Mitleid zu verhindern und bei den ‚Ariern‘ mögliche Schuldgefühle sofort ideologisch im Keim zu ersticken. ‚Der Jude‘ erinnert sprachlich doch sehr an ‚das Unkraut‘, das die Pflanzen daran hindert zu gedeihen. Derlei Assoziationen und dazugehörige moralische Wertungen waren wohl beabsichtigt. Die Meinung Hitlers, die Weimarer Republik sei lediglich eine „„Sklavenskolonie des Auslandes““<sup>875</sup> schürte die Meinung, die Deutschen seien Opfer und müssten sich gegen ihre Sklaventreiber auflehnen, sich wehren. Dazu gehörte maßgeblich die „Idee der Rasse“, der überlegenen und der unterlegenen, gefolgt von der „Idee der Gewalt“<sup>876</sup>, die diese Hierarchie manifestieren sollte. Dazu stellte die Diktatur das geeignete Mittel dar und schuf durch einen Eroberungskrieg den Raum, der zur Durchsetzung dieser Ideen nützlich war.<sup>877</sup> Die Idee der Rasse und die Legitimierung der Gewalt schienen zusammenzuhängen. Hitler war sich nach Hartmann sicher: „Bei einem künftigen Krieg

---

<sup>872</sup> Ranulf zit. nach Hartmann et al. 2016, 23, FN 101.

<sup>873</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 24.

<sup>874</sup> Ebd., 24, vgl. ebd., auch für die Zitate im Zitat, FN 119-121.

<sup>875</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 45, vgl. ebd., FN 294.

<sup>876</sup> Beide Zitate Hartmann et al. 2016, 45.

<sup>877</sup> Vgl. für die vier leitenden Ideen Hitlers ebd., Idee drei und vier waren Diktatur und Raum.



werde es sich um einen Existenzkampf handeln, bei dem ‚alle Erwägungen von Humanität oder Ästhetik in ein Nichts zusammen[fallen]‘ müssten.<sup>878</sup> Der Leser war sich in den Zwanzigerjahren vielleicht nicht der Tragweite dieser Äußerung bewusst (viele Leser hatte das Buch ohnehin nicht: obwohl es zum guten Ton gehörte, es im Bücherschrank zu haben, und nach 1933 deutlich mehr verkauft wurden, die Gesamtauflage lag 1943 bei immerhin ca. 9,5 Mio. Büchern, las es kaum jemand und wer es besaß, hatte es häufig als Geschenk erhalten<sup>879</sup>), allerdings ist es in der Rückschau verblüffend, von welcher ‚frappierenden [...] geradezu naiven Offenheit‘<sup>880</sup> Hitlers Formulierungen teilweise waren. Besonders aufschlussreich in Hinblick auf die konstitutive Sprachphilosophie Charles Taylors ist die Aussage Hitlers, ‚die Rassenfrage‘ [sei] als ‚Schlüssel zur Weltgeschichte‘, ja als Schlüssel ‚zur menschlichen Kultur überhaupt‘<sup>881</sup> zu werten. Vergleicht man dies mit der Ansicht Taylors, die Sprache ermögliche uns erst Kultur, und zwar je nach Sprechweise eine bestimmte Art von Kultur, ist dieses Zitat geradezu symptomatisch für die menschenverachtende Politik Hitlers. Von der Annahme, dass die Sprache uns Dichtung, Metaphern und Einsicht in unser Gefühls- und Gedankenleben bringt und meist bereichernd wirkt, und der Ansicht, in der Zerstörung und Ausrottung einer Ethnie liege der Schlüssel der Kultur, also in der Destruktion, ist die Sprache das Vehikel, das den Weg bahnt. Denn ‚[d]ie ‚jüdische Rasse‘ war ihm die Inkarnation alles Bösen, ein ewiger ‚Parasit im Körper anderer Völker‘ [...]‘<sup>882</sup>. So gesehen ist es dann kein großer Schritt mehr zu der von Hitler schon früh vorgebrachten Lösung dieses Problems:

„Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten wie Hunderttausende unserer allerbesten deutschen Arbeiter [...] dann wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen.“<sup>883</sup>

Hartmann kommentiert diese Stelle folgendermaßen:

„Vor dem Hintergrund dessen, was inzwischen über die Genese des Holocaust bekannt ist, sollte man sich davor hüten, diese Passage überzuinterpretieren. Und doch steht fest, dass Hitler die physische Beseitigung zumindest eines Teils der Juden spätestens seit seiner Landsberger Haft zunehmend für unerlässlich hielt. Das war zwar noch kein Plädoyer für

---

<sup>878</sup> Ebd., 46, Zitat im Zitat von Hitler, vgl. ebd., FN 307.

<sup>879</sup> Vgl. Mieder 1995, 189.

<sup>880</sup> Hartmann et al. 2016, 44.

<sup>881</sup> Ebd., 52, Zitat im Zitat von Hitler, vgl. ebd., FN 351.

<sup>882</sup> Ebd., 52, Zitat im Zitat von Hitler, vgl. ebd., FN 352.

<sup>883</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 52.

einen millionenfachen Völkermord, schloss die Möglichkeit des Massenmords jedoch ausdrücklich ein.<sup>884</sup>

Wenn man nun bedenkt, dass sowohl Herder und Humboldt als auch Taylor dafür argumentieren, dass Sprache, Denken und Handeln untrennbar voneinander sind, war dieser frühe Gedanke Hitlers also nicht unwichtig, auch wenn es zu den konkreten Vernichtungsplänen noch ein langer Ideologisierung-Prozess war. Allerdings gab es trotzdem bereits frühe Stellungnahmen Hitlers, die eine recht deutliche Vorschau dessen bieten, was später geschehen sollte. Der wohl früheste Beleg findet sich im Brief eines Jurastudenten, der Hitler besucht hatte und nun davon berichten wollte, vom 12.8.1920.<sup>885</sup> In Bezug auf die Judenfrage soll Hitler gesagt haben

„man müsse den Bazillus ausrotten, da man den Körper nicht widerstandsfähig machen könne [...] Handelt es sich [...] um Sein oder Nichtsein eines Volkes, so kann man nicht haltmachen vor dem Leben der verblendeten Volksgenossen, viel weniger noch vor dem des feindlich gesinnten gefährlichen fremden Stammes.“<sup>886</sup>

Das shakespeare'sche Bild von „Sein oder Nichtsein“ wird an sechs Stellen in *Mein Kampf* in explizit militärischem Sinne gebraucht<sup>887</sup> und zeigt, dass „die Judenfrage“ für Hitler wohl schon zu Beginn seiner politischen Laufbahn eine existenzielle Bedeutung hatte.

Für die vorliegende Arbeit ist es aber von vorrangigem Interesse, wie Hitler Sprache gebrauchte. Dazu findet sich in *Mein Kampf* ein eigenes Kapitel. Im 6. Kapitel des zweiten Bandes der kommentierten Neuausgabe von 2016<sup>888</sup> findet sich der Titel „Der Kampf der ersten Zeit – Die Bedeutung der Rede“<sup>889</sup>. Zählt man die Kapitel des ersten Bandes dazu, ist es das insgesamt 18. Kapitel von *Mein Kampf*. Auf gut 20 Seiten (in der kommentierten, hier verwendeten Ausgabe sind es gut 40, aber die eine Hälfte der Doppelseite besteht jeweils fast nur aus Fußnoten) schildert Hitler hier, wie die Sprache in der Rede propagandistisch eingesetzt werden muss, um die eigenen Ziele zu erreichen. Dieses Kapitel bietet für die Analyse den Vorteil, dass Hitler sich dort explizit über Sprache und deren Manipulation im NS äußert. Dies stellt eine interessante Ergänzung zu den anderen Sprachanalysen des NS dar und gibt einen Einblick in das Denken des Mannes, der wie kein zweiter den NS symbolisierte. Es geht hier nicht um eine detaillierte Schilderung und Analyse des Aufbaus dieses Kapitels und seiner Stellung im Gesamtwerk. Vielmehr geht es darum, gezielt

---

<sup>884</sup> Hartmann et al. 2016, 52, vgl. ebd., FN 359 und 360.

<sup>885</sup> Vgl. ebd., 52, FN 360.

<sup>886</sup> Heinrich Heim zit. nach Hartmann et al. 2016, 52, FN 360.

<sup>887</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 22, vgl. ebd., FN 98.

<sup>888</sup> Hartmann et al. 2016; bis hierher bezogen sich die Zitate und Verweise auf den ersten Band.

<sup>889</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 1173-1213.

die Stellen auszuwählen und zu betrachten, die sich explizit der Manipulation der Menschen mittels Sprache widmen und diese zu interpretieren.

Hitler schilderte bereits zu Beginn des Kapitels, wie er das Vertrauen der Menschen gewinnen wollte:

„Damals, als sie in diesem Frieden alle noch einen Erfolg der Demokratie sahen, mußte man dagegen Front machen und sich den Gehirnen der Menschen für immer als Feind dieses Vertrages eingraben, auf daß später wenn einst die herbe Wirklichkeit dieses trügerische Flitterwerk ungeschminkt in seinem nackten Hasse enthüllen würde, die Erinnerung an unsere damalige Einstellung uns ihr Vertrauen erwürbe.“<sup>890</sup>

Hitler tat hier zweierlei. Zunächst einmal schilderte er seine Partei als einzigen Feind des Versailler Vertrags, der dem Volk die Wahrheit anvertraute. Dies ist nachweislich falsch, da bereits seit vielen Jahren viele Seiten protestierten.<sup>891</sup> Außerdem zeigte er, wie er auf Menschen einwirken wollte. Es ging ihm nicht darum, sie zu überzeugen, sondern sich in ihre Gehirne als Feind des Vertrags „ein[zu]graben“. Dies könnte einerseits dafür stehen, wie vehement Hitler seine Überzeugungen anbringen wollte, andererseits könnte es bereits ein Verweis darauf sein, wie Hitler die Menschen beeinflussen wollte: durch Wiederholung, durch Vehemenz, durch kräftige Einprägung, nicht durch Argumente. Tatsächlich sollte der „nackte[.] Hass[.]“ nicht enthüllt werden, sondern systematisch eingepflegt. Dies zeigt sich auch in den kurz darauffolgenden Sätzen: „Die N.S.D.A.P. durfte nicht ein Büttel der öffentlichen Meinung, sondern mußte ein Gebieter derselben werden. Nicht Knecht soll sie der Masse sein, sondern Herr!“<sup>892</sup> Wer aber ein Gebieter der Meinung sein will, dem geht es nicht um Recht haben, sondern um Recht bekommen. Ein Herr der Meinung duldet keine Vielfalt der Meinungen, keine Ansichten, die seiner widersprechen. Wer anderer Meinung war, hatte nach Hitler schlicht die Absicht, „die Segel nach dem Wind zu stellen und vor dem Geschrei der öffentlichen Meinung zu kapitulieren“<sup>893</sup>. Es gab für ihn nur eine richtige und viele falsche, weil andere Meinungen, die für ihn den Ursprung in der „jüdisch-freimaurerischen Umklammerung“<sup>894</sup> hatten. Hitler schilderte, dass er zu Beginn seiner Karriere stets mit einem Publikum konfrontiert war, das das Gegenteil dessen glaubte, wofür er stand.<sup>895</sup>

„Dann war es die Aufgabe von zwei Stunden, zwei- bis dreitausend Menschen aus ihrer bisherigen Überzeugung herauszuheben, Schlag um Schlag das Fundament ihrer bisherigen

---

<sup>890</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1177, vgl. ebd., FN 16 und 17.

<sup>891</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 1177, FN 17.

<sup>892</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1179, vgl. ebd., FN 18.

<sup>893</sup> Ebd., 1181, vgl. ebd., FN 27.

<sup>894</sup> Ebd., 1181, vgl. ebd., FN 25.

<sup>895</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 1183, vgl. ebd., FN 31, das stimmte nachweislich nicht.

Einsichten zu zertrümmern und sie schließlich hinüberzuleiten auf den Boden unserer Überzeugung und unserer Weltanschauung.<sup>896</sup>

So spricht niemand, der Argumente abwägt und am Ende seine Zuhörer selbst entscheiden lässt, welches Argument sie überzeugender finden. So spricht jemand, der seine Sprache wie einen Hammer gebraucht, der seine eigene Meinung wie einen Nagel in die Köpfe der Zuhörer treiben will, nachdem er die ursprüngliche Meinung zerschlagen hat. Es ging um das Zerstören der alten Meinung, nicht um das Entkräften der Argumente, es ging nicht darum, mit besseren Argumenten zu überzeugen, sondern darum, Menschen, die ihrer alten Meinung gewalttätig beraubt wurden, als Orientierungslose für das scheinbar einzig Bleibende zu gewinnen. Hitler schien die Sprache als sehr mächtig, fast körperlich wirkend, anzusehen, so stark waren seine Sprachbilder. Er war bestrebt, die mitgebrachten Meinungen des Gegners „restlos zu zerpfücken“, auch wenn die Zuhörer damit „vollgepfropft“<sup>897</sup> waren. Kurz darauf zeigte Hitler, wie ernst er es mit der Wahrheit dabei nahm. Er wollte seine Zuhörer über die „Wirklichkeit“ des Versailler Vertrages aufklären, voraus schickte er eine „Aufklärung“ über den Vertrag von Brest-Litowsk. Dabei wollte er die „geradezu grenzenlose Humanität des einen Vertrages [Brest-Litowsk] im Gegensatz zur unmenschlichen Grausamkeit des zweiten [Versailles]“<sup>898</sup> aufzeigen. Die Fußnote 37 auf dieser Seite zeigt jedoch ganz eindeutig, dass Hitlers Wahrheit keine war: der von Deutschland geplante „Diktatfriede“<sup>899</sup> wäre grausam gewesen, der Vertrag von Versailles hingegen, ermöglicht durch die deutsche Niederlage, war dies im Vergleich nicht. Bereits hier zeigt sich, dass Hitler die Worte so gebrauchte, wie sie ihm dienlich waren, dass die Wahrheit für ihn etwas war, das er mit seiner Rede erst zu erschaffen suchte, indem er die Meinung der Menschen so manipulierte, dass sie ihm am Ende glaubten. Dies geschah durch eine massive Zerstörung der gegnerischen Argumente, losgelöst von der Wahrheit, wenn nötig.

Hitler betonte, dass er den rechten Pathos und die angemessen große Geste für die Rede bei einer Massenveranstaltung zu Beginn seiner Auftritte (Hitler selbst erwähnt zu Beginn des Kapitels das Datum des 24.2.1920 als erste große Versammlung<sup>900</sup>) erst einüben und lernen musste. Damit wollte er dafür sorgen, dass den Zuhörern die Wahrheit „eingepflanzt“<sup>901</sup> wurde. Er wählte nicht das Wort „eingetrichtert“, trotzdem schien er es hier synonym zu verwenden, abgesehen davon, dass Pflanzen, einmal gepflanzt, von selbst weiterwachsen, was er womöglich auch von seinen

---

<sup>896</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1183.

<sup>897</sup> Beide Zitate ebd., 1183.

<sup>898</sup> Alle drei Stellen ebd., 1185.

<sup>899</sup> Hartmann et al. 2016, 1185, vgl. ebd., 1184f., FN 37.

<sup>900</sup> Vgl. ebd., 1175.

<sup>901</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1189.

Ideen in den Köpfen der Zuhörer erwartete. Nach ihm wurden alle „große[n] Umwälzungen“<sup>902</sup> durch das gesprochene Wort bewirkt.<sup>903</sup> Obwohl dies so nicht richtig ist,<sup>904</sup> ging Hitler in der Ausrichtung seiner Propaganda jedenfalls davon aus. Der Vorteil des Redners im Vergleich zum Schriftsteller war nach Hitler, dass er „die lebendige Korrektur stets vor sich“<sup>905</sup> hat. Wenn der Redner bemerkt, dass sein Publikum ihn nicht versteht, ist er jederzeit dazu in der Lage, seine Erklärungen primitiver und deutlicher werden zu lassen.<sup>906</sup> Das klingt einleuchtend, eine Rede ist argumentativ individueller gestaltbar als ein Buch, aber aufgrund von Hitlers Anmerkung zum „Einpflanzen“ von Wahrheiten, ist fraglich, ob sein Kommentar nicht auch so verstanden werden kann, dass man die Wahrheiten (also Hitlers Definition davon) soweit anpasste und verfälschte, bis sie irgendwann dem Gusto der Zuhörer entsprachen. Diese Einschätzung könnte dazu passen, dass Hitler meinte, er müsste die Einwände seiner Gegner „zersplittern“<sup>907</sup>. Diese Formulierung deutet ganz eindeutig auf gewaltsames Zerschlagen hin, einen Vorgang, der mit der Suche nach Wahrheit anhand von Argumenten nichts gemein hat, sondern mit dem Ausschalten der Gegenseite. Nach Hitler war es dabei besonders wichtig, dass der Redner das Gefühl der Zuhörer gewann, was ebenfalls nur in der Rede gelingen konnte. Das Geschriebene glitt nach Hitler an der Unterschicht ab, am besten gelangte man nach ihm mit der Rede zum Herzen der Zuhörer. „Falsche Begriffe und schlechtes Wissen können durch Belehrung beseitigt werden, Widerstände des Gefühls niemals. Einzig ein Appell an diese geheimnisvollen Kräfte selbst kann hier wirken; und das kann kaum je der Schriftsteller, sondern fast einzig nur der Redner.“<sup>908</sup> Hitler ging es um gefühlte Wahrheiten. Diese sind zwar nicht per se etwas Schlechtes, jedoch dann, wenn sie in einem Bereich wie der Politik eingesetzt werden, um Fakten und Argumente auszubooren oder zu überdecken. Auch den Erfolg des Marxismus schrieb Hitler den kommunistischen Rednern zu, die eine „rednerische Propagandawelle“<sup>909</sup> entfachten. Hitler charakterisierte in der Folge darauf die Dialektik der Juden als verlogen durch ihre „Gewandtheit und Geschmeidigkeit“<sup>910</sup>, die sie auch als Schriftsteller mehr Redner als Schreiber sein ließ.<sup>911</sup> Hier zeigt sich die Inkonsequenz der hitlerschen Argumentation, denn obwohl er dieses Verhalten dort kritisierte, schrieb er doch selbst ein Buch, das wahrscheinlich wünschenswerterweise diese Eigenschaften haben sollte.

---

<sup>902</sup> Ebd., 1191.

<sup>903</sup> Vgl. ebd., 1189, 1191.

<sup>904</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 1190, FN 50.

<sup>905</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1193, vgl. für den Schriftsteller auch 1191.

<sup>906</sup> Vgl. ebd., 1193, 1195.

<sup>907</sup> Ebd., 1195.

<sup>908</sup> Ebd.

<sup>909</sup> Ebd., 1197. Dies stimmt nachweislich so nicht, vgl. ebd., 1196, FN 66.

<sup>910</sup> Ebd., 1199, vgl. ebd., FN 75.

<sup>911</sup> Vgl. Hartmann et al. 2016, 1199.

Nach Hitler waren der Raum und die Zeit besonders wichtige Faktoren bezüglich der Wirkung einer Rede. Er verglich dies mit Theater- und Kinovorstellungen, die ebenfalls abends eine viel größere Wirkung entfalten könnten.<sup>912</sup> Den Grund hierfür sah Hitler in der Verfasstheit der Willenskraft der Zuhörer. Denn „tagsüber scheinen die willensmäßigen Kräfte der Menschen sich noch in höchster Energie gegen den Versuch der Aufzwingung eines fremden Willens und einer fremden Meinung zu sträuben“<sup>913</sup>. Offensichtlich ging er davon aus, dass der Tagesverlauf die Zuhörer schon so mürbe gemacht hatte, dass er daraufhin leichtes Spiel mit dem hatte, was sie zu wollen meinten. Zu diesem Zeitpunkt hatte nach ihm eine „Apostelnatur“ die „beherrschende[.] Kraft eines stärkeren Wollens“<sup>914</sup>. Ähnlich einem Apostel sollte man ihm schlicht glauben und diese Art der Überzeugungskraft wirkte mit einbrechender Nacht offenbar besonders gut. Der Zuhörer „willensmäßige[.] Spannkraft“<sup>915</sup> ließ zu diesem Zeitpunkt nach und dann hatte Hitlers Stunde geschlagen. Er war also der Ansicht, dass er seine Zuhörer erst dann überzeugen oder eher überreden konnte, wenn sie keine große Willenskraft mehr besaßen. Wo er sich selbst als Apostel im guten Sinne charakterisierte, definierte er die erfolgreichen russischen Redner als „Hetzapostel“<sup>916</sup>. Obwohl sie, zumindest seiner Ansicht nach, gerade durch ihre Reden erfolgreich waren und sich dies zunutze machten, zumindest seiner Deutung nach, also letztlich genau das Verhalten zeigten, das er selbst als das vielversprechendste propagandistische Vorgehen beschrieb und es für sich und seine Anhänger lobte, war genau das gleiche Verhalten beim Gegner „Hetze“. Gleichzeitig lobte er die Reden David Lloyd Georges, des englischen Kriegs- und späteren Premierministers. Hitler charakterisierte sie zwar als „geistig und wissenschaftlich minderwertige“ aber dennoch oder gerade deshalb „psychologische[.] Meisterstücke seelischer Massenbeeinflussung“, für die lediglich die deutschen „Tintenritter“ ob ihrer „Blasiertheit“ kein Verständnis hatten. Hitler hingegen erkannte nach der eigenen Einschätzung, dass sie für die Beeinflussung der englischen Unterschicht gerade angemessen waren. Für ihn war es wichtig, dass sie von einer „geradezu staunenswerten Kenntnis der Seele der breiten Volksschichten zeugten“<sup>917</sup>. *„Denn die Rede eines Staatsmannes zu seinem Volk habe ich nicht zu messen nach dem Eindruck, den sie bei einem Universitätsprofessor hinterläßt, sondern an der Wirkung, die sie auf das Volk ausübt.* Und dies allein gibt auch den Maßstab für die Genialität des Redners.“<sup>918</sup> Damit machte er aber auch implizit klar, dass es nicht primär um den Inhalt selbst, sondern um die Wirkung des Inhalts ging. Dass dieser aber ausschließlich bei den weniger Gebildeten auf Gehör stieß, unterstreicht die inhaltlichen

---

<sup>912</sup> Vgl. ebd., 1199 und 1201.

<sup>913</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1203.

<sup>914</sup> Beide Zitate ebd., 1203.

<sup>915</sup> Ebd., 1203.

<sup>916</sup> Ebd., 1205, vgl. ebd., 1204, FN 86.

<sup>917</sup> Alle fünf Zitate ebd., 1205, vgl. ebd.

<sup>918</sup> Ebd., 1207.

Schwächen dieser Reden. Es ging Hitler offensichtlich nicht um die argumentative Überzeugung, sondern um die rhetorische Manipulation seines Publikums. Auf diese Kraft setzte er auch, wenn es um die Überredung seiner Gegner ging. Er war der Meinung, dass etwas Geschriebenes niemals einen Andersdenkenden überzeugen konnte, etwas Geredetes hingegen schon und dazu zählte er auch in gewisser Hinsicht das Flugblatt, da es wie ein geredetes Wort wirkt, aber trotzdem im besten Fall nur kurz Aufmerksamkeit erregen und einen „Anstoß“ geben kann, jedoch nur Wirkmacht entfalten mit einer darauffolgenden „*Massenversammlung*“<sup>919</sup>. Der Leser bedurfte nach dem Lesen immer noch einer „Belehrung und Aufklärung“<sup>920</sup>. Diese Aufklärung war jedoch, wie oben beschrieben, nichts für den „Universitätsprofessor“. Auch dieser Ausspruch legt nahe, dass Hitler unter Aufklärung Manipulation verstand, denn wer wäre empfänglicher für ein gutes Argument als ein Professor?

Eine Versammlung wirkte nach Hitler „*kräftigend und ermutigend*“, ebenso, verglich Hitler, wie ein Mann im Bataillon leichter in den Krieg zieht als alleine. „Im Rudel fühlt er sich immer noch etwas geborgen und wenn auch in der Wirklichkeit tausend Gründe dagegen sprächen.“<sup>921</sup> Auch hier stellte Hitler mit seiner Aussage heraus, dass es eine Wirkung auf seine Zuhörer gab – ausgelöst von rhetorischer Kunst und der Anwesenheit von vielen potentiell Gleichgesinnten – die nicht mit der Wirklichkeit und guten Gründen in Übereinstimmung zu bringen war. Es ging ihm darum, eine Wirkung von Stimmigkeit zu erzielen, diese war aber mit der Stimmigkeit von guten Argumenten so wenig in Einklang zu bringen, dass Gebildete seine Reden nicht gut fanden bzw. eigentlich nicht hätten gut finden können, denn in Wirklichkeit sprach Hitler ja ebenfalls sehr viele kluge Menschen mit seinen Zielen an. Hitler bezeichnete die positive Wirkung seiner Reden auch ganz offen als Ergebnis einer erfolgreichen Suggestion:

„[...] wenn er als Suchender in die gewaltige Wirkung des suggestiven Rausches und der Begeisterung von drei- bis viertausend anderen mitgerissen wird, wenn der sichtbare Erfolg und die Zustimmung von Tausenden ihm die Richtigkeit der neuen Lehre bestätigen und zum erstenmal den Zweifel an der Wahrheit seiner bisherigen Überzeugung erwecken, – dann unterliegt er selbst dem zauberhaften Einfluß dessen, was wir mit dem Wort Massensuggestion bezeichnen.“<sup>922</sup>

---

<sup>919</sup> Beide Zitate ebd., 1209, vgl. ebd., 1208f., FN 98.

<sup>920</sup> Ebd., 1209.

<sup>921</sup> Beide Zitate ebd., 1211, vgl. ebd.

<sup>922</sup> Ebd., 1211, vgl. ebd., 1210, FN 99: Das Wort Massensuggestion war ein Modebegriff nach Hartmann et al., aber in seiner ursprünglichen Form wurde es negativ verwendet, als hypnotisierende Kraft. Hitler gebrauchte es hier eindeutig positiv.

Es ging ihm also um die Erzeugung einer Art von Rauschzustand, der dadurch gekennzeichnet ist, dass er nicht rational ist. In diesem Zustand lässt man sich leicht beeinflussen und achtet nicht auf die Worte, sondern ihre Wirkung. „Der Mann, der zweifelnd und schwankend eine solche Versammlung betritt, verläßt sie innerlich gefestigt: er ist zum Glied einer Gemeinschaft geworden.“<sup>923</sup> Als solches reiht er sich ein, achtet auf seine Gleichförmigkeit, marschiert im Takt und schert nicht aus, denkt nicht nach. Das scheint es gewesen zu sein, was Hitler erreichen wollte und auch tatsächlich breitflächig erreicht hat. Obwohl ein Rausch nicht per se etwas Negatives sein muss (man könnte dafür argumentieren, dass die Menschen, die 1989 beim Fall der Berliner Mauer dabei waren oder am Marsch auf Washington teilnahmen, im Rausch waren, zweifellos in demokratischer Absicht und argumentativ nachvollziehbar), ist er es doch in dem Moment, wo er politische Wahrheiten verschleiern und den Einzelnen seines Willens und seiner Urteilskraft in diesem Bereich berauben soll.

Albrecht Koschorke, der ein Buch „Zur Poetik des Nationalsozialismus“<sup>924</sup> in Bezug auf *Mein Kampf* verfasst hat, betont, dass es für das Verständnis des NS nicht hilfreich sein kann, Hitler als Einzelperson dämonische Kräfte zuzusprechen.<sup>925</sup> Seiner Ansicht nach stellt ein Buch eines Diktators in einer Diktatur ein Sinnangebot dar. Da sich der Inhalt solcher Werke jedoch „bei genauerer semantischer Analyse als in höchstem Maß inkonsistent und eklektizistisch“<sup>926</sup> erweist, muss ein weiterer Faktor hinzukommen. Dies ist nach Koschorke der rituelle Charakter, „der es, wie häufig bei religiösem Schrifttum, gegen Entzauberung durch inhaltliche Kritik immun macht“<sup>927</sup>. Unabhängig davon, ob diese Tatsache den NS begünstigt haben könnte, ist der Gedanke interessant, dass das Buch nicht inhaltlich konsistent sein sollte, weil seine Überzeugungskraft sich aus anderer Quelle speiste. Koschorke zeigt auch Beispiele für diese Widersprüchlichkeit. Hitler hatte „ein zutiefst gespaltenes Bild der unteren Schichten. Als formlose, blinde, zum Aufruhr neigende ‚Masse‘ sind sie Gegenstand von Hass und Verachtung, während er sie als ‚Volk‘ idealisiert“<sup>928</sup>. Ein typischer Zug der NS-Sprache: den gleichen Phänomenen je nach Nutzen oder Kosten völlig andere Wertungen zuzusprechen. Nach Koschorke war der NS dazu in der Lage nationale und soziale Themen so gut zu vereinen, dass er ganz unterschiedliche Anhänger gewinnen konnte.<sup>929</sup> Zur inhaltlichen Abgrenzung, z.B. gegenüber den Sozialdemokraten, wählte Hitler den Antisemitismus als Thema.<sup>930</sup> Dabei war der Mythos von der „jüdischen Weltverschwörung“ so

---

<sup>923</sup> Hitler zit. nach Hartmann et al. 2016, 1211.

<sup>924</sup> Vgl. Koschorke 2016.

<sup>925</sup> Vgl. ebd., 7.

<sup>926</sup> Ebd., 36, vgl. auch 35f.

<sup>927</sup> Ebd., 36, vgl. ebd.

<sup>928</sup> Ebd., 42, vgl. ebd.

<sup>929</sup> Vgl. ebd., 43f.

<sup>930</sup> Vgl. ebd., 45.



angelegt, dass er jeglichen Widerspruch zu schlucken schien: „Wer sie zu widerlegen versucht, dem kann man vorhalten, selbst schon der jüdischen Weltpresse auf den Leim gegangen zu sein und damit wider Willen die Triftigkeit der Theorie zu beweisen.“<sup>931</sup> Wer dem von Hitler Vorgebrachten keinen Glauben schenken wollte, der war nicht nur selbst der Dumme, sondern konnte außerdem schnell zum Feind werden. Es handelte sich um eine Art „Liebesofferte, bei der Versprechen und Drohung dicht beieinander liegen: Geht meinen Weg und lasst euch zu einem Volk nach meinen Vorstellungen formen, damit ich euch nicht verachten und vernichten muss“<sup>932</sup>. Hitler machte ein Angebot, es auszuschlagen konnte gefährlich sein.

Wer genau hinhörte oder las, erfuhr Vieles über die Technik des NS: „Was allerdings die NS-Ideologie anbetrifft, so bestand ihre Pointe darin, nicht nur ihre völkische Schauseite, sondern in einem erstaunlichen Ausmaß auch die Arkana ihrer Machttechnik jedem, der zu lesen versteht, unverhüllt vor Augen zu führen.“<sup>933</sup> In gewisser Hinsicht wurde in *Mein Kampf* nicht nur eine Ideologie verbreitet, sondern auch gezeigt, wie die Technik der Ideologieverbreitung gelingen kann.<sup>934</sup> Koschorke nach war *MK* (= *Mein Kampf*) für die Anhänger Hitlers eine Art Handbuch, die „eigentliche Propaganda, daran lässt Hitler keinen Zweifel, spielt sich für ihn nicht im Medium der Schrift, sondern der agitatorischen Rede ab“<sup>935</sup>. Diese war wahr, wenn sie wirkungsvoll war, der Begriff der „Wahrheit“ wurde damit, auch nach Koschorkes Einschätzung, seines Sinns entleert. „Sachliche Überprüfbarkeit, Differenzierung, Niveau, [...] all die Leitwerte des gepflegt bürgerlich-akademischen Diskurses werden für irrelevant erklärt, einer sich selbst genügenden Sonderwelt wirkungsloser Kommunikation überlassen und ins Lächerliche gezogen.“<sup>936</sup> Diese Werte waren jedoch nicht bloß die gepflegter Bürgerlicher und Akademiker, sondern allgemeine rationale Kriterien, nach denen sich Sprache bewerten ließ. Wahrheit war nicht mehr inhaltlich überprüfbar, sondern nur noch durch ihre Wirkung bestimmt. Es handelte sich nur noch „um eine sekundäre, aus der Macht der eigenen Rede abgeleitete, das heißt zirkulär durch den Erfolg ihrer puren Behauptung zustande kommende Größe“<sup>937</sup>. Dies führte zu einem „tautologischen Zirkel der Selbstbewahrheitung“: „Man glaubt ihr, weil sie sich als einzig wahr ausgibt, und sie ist wahr, weil die Massen sie glauben.“<sup>938</sup> Damit war der Verwirrung Tür und Tor geöffnet. Dies war eine „performative[.] Ermächtigung“, die ihre „tiefste Freude aus der gewaltbewehrten Grundlosigkeit

---

<sup>931</sup> Beide Zitate ebd., 46.

<sup>932</sup> Ebd., 46f.

<sup>933</sup> Ebd., 48.

<sup>934</sup> Vgl. ebd., 50f.

<sup>935</sup> Ebd., 52, vgl. ebd.

<sup>936</sup> Ebd., 53f.

<sup>937</sup> Ebd., 55.

<sup>938</sup> Beide Zitate ebd., 54.

der eigenen Rede gewinnt<sup>939</sup>. Wer die Überlegungen Taylors zur Macht der Sprache überzeugend findet, hat mit Hitlers sprachlicher Loslösung von jeder rationalen Nachvollziehbarkeit seiner Worte einen Ansatzpunkt für das Verständnis dessen, was danach politisch geschehen ist. Nach Koschorke „bekommt die Agitation ihre Wucht daher, dass sie durch begleitenden Terror jeden Widerspruch unterdrückt. Gewalt und Ideologie verstärken sich also wechselseitig“<sup>940</sup>. Man könnte es bereits als semantische Gewalt bezeichnen, dass den Wörtern ihre rationale Nachvollziehbarkeit genommen wurde, aber zur Absicherung wurde Widerspruch körperlich bekämpft. „Von *Mein Kampf* geht eine Sogkraft der Drohung aus, eine Lizenz an die Parteigänger, auf Widerspruch mit einem lustvoll-sadistischen ‚Na warte‘ zu reagieren [...]“<sup>941</sup>. Das lässt sich auch auf die Reden übertragen, z.B. von Hitlers „Chefpropagandisten“<sup>942</sup> Joseph Goebbels (vgl. Kap. 4.2). Dies gipfelte, z.B. im Konzentrationslager, darin „Willkürhandlungen auszuüben, die sich in ihrer Allmacht genügen und den Betroffenen eine Erklärung verweigern [...]“<sup>943</sup>. Denn: „Wer die Waffe auf seiner Seite hat, muss keine Worte verlieren, sich nicht in sein Gegenüber versetzen, mit niemandem verhandeln und niemanden überreden.“<sup>944</sup> Und auch innerhalb der totalitären Rede gibt es keine inhaltliche Stringenz nach Hannah Arendt: „Freiheit vom Inhalt der eigenen Ideologie charakterisiert die innerste Schicht der totalitären Hierarchie.“<sup>945</sup> Koschorke stellt heraus, wie unmittelbar Sprache und Gewalt im NS zusammenhängen konnten, nämlich indem der Wortgebrauch „sich darin gefällt, kraft seines puren sprachlichen Vollzugs über Sein und Nichtsein, Leben und Tod zu verfügen“<sup>946</sup>.

Hitlers Anmerkungen zur gelungenen Redetechnik in *Mein Kampf* zeigen, dass für ihn die Sprache das Werkzeug war, um die Spielzeuge, seine Zuhörer, inhaltlich dorthin zu führen, wo er sie haben wollte. Hitler wollte seine Zuhörerinnen ihrer eigenen Überzeugungen entledigen und sie darauf einschwören, durch Lügen, Vehemenz, ständige Wiederholung und Drohungen, an seine Ideologie zu glauben. Er war davon überzeugt, dass dies am besten über die Rede geschehen könne. Dass er bereits für den Weg zur Überredung Gewalt-Bilder nutzte, zeigt, dass es ihm nicht darauf ankam, zu überzeugen. Die Kombination von sprachlicher und körperlicher Gewalt schien ihm lediglich die vielversprechendere zu sein.

---

<sup>939</sup> Beide Zitate ebd., 59.

<sup>940</sup> Ebd., 61f.

<sup>941</sup> Ebd., 63.

<sup>942</sup> Ebd., 22.

<sup>943</sup> Ebd., 65. Der Zusammenhang zum KZ ist nicht von Koschorke.

<sup>944</sup> Ebd., 66.

<sup>945</sup> Arendt 2017, 810, vgl. auch Koschorke 2016, 68.

<sup>946</sup> Koschorke 2016, 69.

## 4.2 Die Praxis: Joseph Goebbels: Eine Analyse seiner Ausdrucksweise in ausgewählten Reden im Verlauf des Zweiten Weltkriegs

Joseph Goebbels war kein Mann für das Tagesgeschäft. Die „temperierte Tagespropaganda“<sup>947</sup> konnte ihm gestohlen bleiben. Er war zuständig für die Ausschläge der Nadel, die Situationen, in denen es wirklich um etwas ging. Wenn er seine Feinde diffamierte, geschah dies teilweise durchaus kunstvoll, sogar wenn man seine Reden bloß liest, ist dies bemerkbar. Goebbels war ein geübter Redner, auch dies ist für die Wirkung seiner Worte wahrscheinlich nicht unwichtig. Am 5.11.1943 sagte er in Kassel in einer Rede:

„Ich halte unser Volk für moralisch stark und gefestigt genug, die Wahrheit vertragen zu können. Und soweit die Wahrheit sich nicht mit den nationalen Interessen stößt, bin ich immer bereit gewesen, sie dem deutschen Volke zur Kenntnis zu bringen. Ich betreibe eine Nachrichtenpolitik, die sich nicht mit den Tatsachen stößt, sondern die Tatsachen bestätigt.“<sup>948</sup>

Diese Aussage drückte keinerlei Mengenverhältnis und damit Werturteil aus. Das deutsche Volk sei gefestigt genug, die Wahrheit zu vertragen, so Goebbels. Aber mitteilen werde er sie ihm nur, wenn sie sich nicht mit den nationalen Interessen stoße. Nationale Interessen schlugen im Wettstreit also die Wahrheit. Dementsprechend konnte er, in einem solchen Fall, wo die Wahrheit den Interessen zuwiderlief, diese auch verheimlichen. Auch das von ihm beschriebene Verhältnis von Nachrichten zur Wirklichkeit war ein umgekehrtes: Er versuchte durch gezielte Propaganda die Wirklichkeit herzustellen, die er haben wollte. In gewisser Hinsicht sagte Goebbels also die Wahrheit, wenn er meinte, dass seine Worte die Tatsachen abbilden – *sollen* ist hier das Wort, das fehlte. Mit seiner Sprache versuchte er die Welt zu erschaffen, die er sich wünschte. Wie Wahrheit verwendet und mitgeteilt wurde, ist interessant auch für die weiteren Beispiele.

Schon in seiner ersten Rede als „WHW-Onkel“<sup>949</sup> (WHW=Winterhilfswerk) im Krieg blieb Goebbels nicht bei der Wahrheit. „2500 Millionen sind damit in sechs Jahren vom deutschen Volk zur Linderung der Wintersnot freiwillig aufgebracht worden.“<sup>950</sup> Zwar sollte die Unterstützung erst einmal freiwillig erfolgen, geschah dies nicht, wurde die Spende jedoch zu dem, was sie wirklich war, nämlich einem Zwang. Von einer Spende konnte hier also keine Rede sein und das wussten seine Zuhörer wohl auch. Auch wenn die „Erträgnisse“<sup>951</sup>, wie Goebbels intellektualisierend sagte

---

<sup>947</sup> Goebbels zit. nach Heiber 1972, XI.

<sup>948</sup> Goebbels, Rede vom 5.11.1943, in: Heiber 1972, 277.

<sup>949</sup> Heiber 1972, XIX; an dieser Stelle wird nicht ganz klar, ob Heiber Goebbels so nennt oder Heiber Goebbels zitiert.

<sup>950</sup> Goebbels, Rede vom 10.10.1939, in: Heiber 1972, 2.

<sup>951</sup> Ebd.

(was den ansonsten propagierten Schmähungen der Intellektuellen entgegenlief, ein Beispiel dafür, dass es keine nicht-verschiebbaren Grenzen der Sprache gab), gestiegen waren, lag dies jedenfalls nicht zwangsläufig in der höheren Motivation der „Spender“, sondern möglicherweise auch im steigenden Druck begründet. Auch die anderen „freiwilligen“ Unterstützungen des Systems, wie etwa der Eintopfsonntag, bei dem sonntags auf Fleisch verzichtet werden sollte zugunsten eines in der gesparten Betragshöhe entrichteten sogenannten Spendenbetrags,<sup>952</sup> war natürlich kein bloßer Vorschlag der Partei. Allein diese beiden Beispiele deuten an, dass man sich im Nationalsozialismus einer neuen Form der Sprache bedient hat, die nicht auf die bloße Lüge reduziert werden kann. Begriffe wurden anders verwendet, als sie im Wörterbuch standen und gebräuchlich waren, Wertungen wurden abhängig vom Zweck, passend zu Hitlers Anleitungen zur Propaganda (vgl. Kap. 4.1).

In seiner zweiten Rede zur Eröffnung des Winterhilfswerks am 4. September 1940 ging Goebbels gleich noch einmal auf das Thema ein:

„Wenn man in Betracht zieht, daß die beiden großen sozialen Hilfswerke des vergangenen Kriegsjahres, das Kriegswinterhilfswerk und das Hilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz, auf absoluter Freiwilligkeit aufgebaut sind, dann kann man in ihnen soziale Volksabstimmungen erblicken, die alle durch Wahllügen zustande gebrachten parlamentarischen Wahlen in den westlichen Demokratien in ihrem Wert und in ihrer politischen Wirkungskraft weit in den Schatten stellen.“<sup>953</sup>

Abgesehen von der umgekehrten Verwendung des Wortes „freiwillig“, das, richtig gebraucht, das Wort „absolut“ ohnehin erübrigt, entweder ist eine Tat freiwillig oder nicht, stellte Goebbels wertend fest, dass die Freiwilligkeit (die er hier ja zumindest in der Argumentation voraussetzte) der Spende mehr wert sei als die demokratischen Wahlen in anderen Ländern, da diese ohnehin nur auf Lügen basierten. Die „soziale Volksabstimmung“, den Hilfswerken etwas zu geben, hatte für Goebbels einen größeren demokratischen Stellenwert als in westlichen Demokratien stattfindende Wahlen. Implizit kann man daraus erlesen, dass es in Deutschland in dieser Zeit also keine klassische demokratische Wahl gab, denn sonst hätte Goebbels ja direkt zwei Wahlsysteme vergleichen können. Dies war aber nach ihm auch nicht nötig, da mit den Spenden für Parteiunterorganisationen die Abstimmung des Volkes stattfand. Selbst, wenn man Goebbels' Argumentation an dieser Stelle folgen will, wird sie durch die tatsächliche Unfreiwilligkeit entkräftet. Begriffsverwirrung und Lüge sind schwer auseinanderzuhalten. Goebbels beklagte auch die Armut der Kinder in England und dass England nicht nur sein eigenes Volk, sondern auch die

---

<sup>952</sup> Vgl. ebd., 3, FN 6 von Helmut Heiber.

<sup>953</sup> Goebbels, Rede vom 4.9.1940, in: Heiber 1972, 43.

Völker Europas in den Krieg geführt habe.<sup>954</sup> All dies, während die Judenvernichtung schon begonnen hatte und offensichtlich der Krieg von den Deutschen begonnen worden war. Das, was er über England sagte, traf also tatsächlich zu, aber auf Deutschland.

Unfreiwillig richtig war seine Aussage „Verlören wir in diesem Krieg unsere Freiheit, uns könnte auch kein Geld mehr retten!“<sup>955</sup>, die eigentlich nur zur Unterstützung des Winterhilfswerks gedacht war. Sogar dem Krieg an sich konnte er etwas positives abgewinnen: er macht alle gleich, ob arm oder reich, denn in dieser Zeit hilft einem der Geldbesitz nicht weiter.<sup>956</sup> „Der Krieg ist immer ein großer Gleichmacher gewesen.“<sup>957</sup> An derartigen Aussagen kann man vielleicht am eindeutigsten ablesen, dass seine Sprache aus Setzungen bestand, die der Überprüfung nicht standhalten, die sich aber ohnehin dem Glauben, nicht dem Wissen verschrieben hatten. Der Glaube an eine solche Aussage konnte aber womöglich das Gefühl der Gleichheit stärken.

Auch bei den Feierlichkeiten anlässlich Hitlers Geburtstags<sup>958</sup> im April 1941 sprach Goebbels von einer Setzung, die zwar gut zur Propaganda, aber nicht zur Realität passte. „Wir hofften damals noch [zwei Jahre zuvor], daß es den Bemühungen des Führers gelingen würde, unserem Lande und der Welt den Frieden zu erhalten.“<sup>959</sup> In diesem Jahr, 1939, begann der Krieg. Deutschland hatte ihn mit dem Überfall auf Polen begonnen. Er könnte also gemeint haben, dass wenn daraufhin die anderen Länder Deutschland nicht den Krieg erklärt hätten, es nun keinen Weltkrieg geben würde. Oder aber, dass die Feinde Deutschlands Hitler zu diesem Schritt gezwungen haben. Es könnte auch beides der Fall sein. Tatsächlich spiegelte Goebbels hier das Verhalten der Gegner (Bemühungen für den Frieden) und gab es als das eigene, deutsche aus. Er hatte möglicherweise darauf gehofft, dass die deutschen Aggressionen akzeptiert würden, da dies bereits sowohl im Osten als auch im Westen so funktioniert hatte. Die Gegner hatten nicht an die „mitreißende Gewalt“<sup>960</sup> des Führers geglaubt, so Goebbels. Unfreiwillig hatte Goebbels hier einmal Recht: Mit dieser Art von Gewalt, die absolut alles mitriss, konnte keiner rechnen. „Unser Volk braucht und *will* auch im einzelnen gar nicht wissen, was der Führer plant und welche Wege zum Siege er jeweilig beschreitet.“<sup>961</sup> Anders formuliert: Was dem Sieg dient, kann nicht schädlich sein und ist legitim. Hier hätte die oben angesprochene Wahrheit eben nicht der Propaganda gedient und war somit entbehrlich. „Das Volk braucht die Wahrheit nicht und will sie nicht“, das könnte bedeuten, dass Goebbels herausstellen wollte, dass der Führer (als charismatisches Symbol für die Bewegung, das

---

<sup>954</sup> Vgl. ebd., 46.

<sup>955</sup> Ebd., 47.

<sup>956</sup> Vgl. ebd., 47f.

<sup>957</sup> Ebd., 48.

<sup>958</sup> 19.4.41: Abend vor Hitlers 52. Geburtstag.

<sup>959</sup> Goebbels, Rede vom 19.4.1941, in: Heiber 1972, 52.

<sup>960</sup> Ebd., 53.

<sup>961</sup> Ebd., 54.

keine Fehler macht<sup>962</sup>), letztlich nur das tat, was die Deutschen von ihm erwarteten, wenn er ihnen nicht sagte, wie er den Sieg erreichen wollte. Hier versuchte Goebbels möglicherweise durch den „Bericht“ über etwas genau dies als Tatsache herbeizureden (vgl. weiter unten für seinen Umgang mit Wahrheit).

Goebbels betonte stets die Wichtigkeit des Glaubens in diesem Zusammenhang,<sup>963</sup> entweder weil er ahnte, dass z.B. das Wissen von den konkreten nationalsozialistischen Vernichtungsphantasien der Erreichung der nationalsozialistischen Ziele abträglich gewesen wäre oder weil er eine Abgrenzung von der Demokratie, der Wissenschaft wünschte. „Ein Volk in Waffen, geführt von *einem* Willen und beherrscht von *einem* Fanatismus – das ist der Sieg!“<sup>964</sup> Goebbels sagte hier deshalb die Wahrheit, weil das negativ besetzte Wort „Fanatismus“ von den Nationalsozialisten je nach Gutdünken verwendet wurde: galt es der eigenen „Bewegung“, war es etwas Gutes, galt es den Feinden, wurde die herkömmliche Begriffsbedeutung verwendet.<sup>965</sup> An diesem Beispiel wird deutlich, wie flexibel Wortinhalt und dementsprechend die diesem zugeschriebene Bewertung sein konnte.

Bei der Eröffnung der Kunstausstellung in München<sup>966</sup> war ein sprachlich interessantes Phänomen zu beobachten, das Siegfried Kracauer treffend mit „Spiegelreflex“<sup>967</sup> bezeichnet hat:

„Es lohnt nicht, sie [die Feinde des NS] durch handgreifliche Beweise ihres geschichtlichen Irrtums zu überführen. Sie *irren* nicht, sie sagen *wissentlich* die Unwahrheit. Sie *operieren* nur mit den Begriffen von Kultur und Zivilisation, die ihnen innerlich vollkommen fremd sind, hinter denen sie aber ihre abgefeimten politischen und wirtschaftlichen Eigeninteressen zu verstecken versuchen.“<sup>968</sup>

Genau das war es aber, was die nationalsozialistische Propaganda zu erreichen versuchte. Dies waren die „Wege zum Siege“<sup>969</sup>, die das Volk nicht kennen *sollte*. Goebbels konnte dieses Vorgehen also deswegen so gut beschreiben, weil er es aus eigener Erfahrung, eigener Anwendung kannte und auch in diesem Moment wieder anwendete. Auch die „zu nichts verpflichtende[.]

---

<sup>962</sup> Vgl. Kershaw 2001, 122, 129, 133ff.

<sup>963</sup> Vgl. Goebbels, Rede vom 19.4.1941, in: Heiber 1972, 54.

<sup>964</sup> Ebd., 56.

<sup>965</sup> Vgl. Kracauer 2013, 54ff.: Die je nach Situation unterschiedliche Verwendung und Bewertung der propagandistisch genutzten Begriffe waren bei den Nationalsozialisten systematisch. Vgl. für eine ausführlichere Darstellung Kracauers Position Kap. 5.1 in dieser Arbeit.

<sup>966</sup> 26.7.1941, Eröffnung „Große Deutsche Kunstausstellung 1941“, Lichthof des Hauses der Deutschen Kunst, München, vgl. Heiber 1972, 59.

<sup>967</sup> Kracauer 2013, 60; Kracauer schreibt, dass dieses Vorgehen so „getauft worden ist“, ebd. Vgl. ebd., 59f. für eine genauere Schilderung des Phänomens, vgl. dazu auch Kap. 5.1 in dieser Arbeit, kurz gesagt geht es um die Spiegelung eines unerwünschten eigenen Verhaltens auf den Gegner und eines erwünschten vom Gegner auf sich selbst.

<sup>968</sup> Goebbels, Rede vom 26.7.1941, in: Heiber 1972, 61.

<sup>969</sup> Goebbels, Rede vom 19.4.1941, in: Heiber 1972, 54.

demagogische[.] Propaganda<sup>970</sup> war kein Werk der anderen Länder, sondern des eigenen. Diese Zuschreibung konnte möglicherweise dazu dienen, nicht nur den Gegner herabzusetzen, sondern auch zu versichern, dass man sich selbst nicht eines solchen Verhaltens bedienen würde und es ablehnt.

Am 5. Oktober 1941 hielt Goebbels eine Rede im besetzten Metz, die diese Demagogik zeigt. Wer nicht anerkenne, so Goebbels, dass die auf dem Kontinent neu etablierte Ordnung die bessere sei, habe ein Problem, denn diese Ordnung würde eben mit Gewalt durchgesetzt: „Wir haben deshalb gar nicht nötig, für diese Neuordnung zu werben. Diese Neuordnung wird heute in den Armeekorps unserer Wehrmacht getragen, gestützt und gesichert.“<sup>971</sup> Auch auf eine Niederlage der Deutschen zu hoffen empfahl sich nach Goebbels nicht:

„Glaubt er etwa, daß wir diese Stadt irgendam –, -wann einmal wieder kampflos preisgeben würden? Oder glaubt er, daß, wenn ein großes Unglück über uns hereinbräche und wir verlören, wir *jemals* auf sie verzichten würden? Und ist er sich im klaren darüber, daß er, bei Verlust und Neugewinn, – *er* jedenfalls immer das Opfer sein wird?“<sup>972</sup>

Es machte also durchaus einen Unterschied, welches Publikum Goebbels hatte und wie er dementsprechend mit ihm sprach. Wer der „Bewegung“ entgegenstand, der war ein Opfer, da er sich gegen die Sieger stellte, „wir“ gegen „sie“. Aus dem Opfer-Sein gab es nach Goebbels keinen Ausweg, außer den der bedingungslosen Anerkennung. Dass er sein wahres Gesicht eher einem in diesem Moment unterlegenen Land zeigte, ist naheliegend, hier galt es offenbar erst einmal, Angst zu verbreiten. Aber seine Sprache zeigte auch die zwei für den NS konstitutiven Aspekte des Kampfes von A gegen B, wobei A, damit es siegen kann, B als Verlierer und Gegner braucht. Andererseits stand B A entgegen und musste dementsprechend angegriffen werden, da es A bedrohte. Ein widersprüchliches Verhältnis.

Schnell wendete er sich aber, das eigene Verhalten vorgeblich in dem des Feindes entdeckend, den Engländern unter Churchill zu. „Wenn einer im Verlaufe eines Krieges schon *so viel Schwindel* auf dem Kerbholz hat, dann kommt es ihm auf einen Schwindel mehr oder weniger nicht mehr an [...].“<sup>973</sup> Die transkribierte Aufnahme vermerkt an dieser Stelle „Heiterkeit“. Und selbstverständlich hatte er damit recht. Das war eine belustigende Wahrheit. Jedoch nicht in Bezug auf die englische Propaganda, sondern auf die deutsche. An diesen Lügen blieb jedoch nichts erheiternd. Im nächsten Satz verriet er auf subtile und bestimmt unbeabsichtigte Weise seinen

---

<sup>970</sup> Goebbels, Rede vom 26.7.1941, in: Heiber 1972, 61.

<sup>971</sup> Goebbels, Rede vom 5.10.1941, in: Heiber: 1972, 68.

<sup>972</sup> Ebd.

<sup>973</sup> Ebd., 69.

Umgang mit der Wahrheit: „Die Engländer sagen, unsere Berichte stimmten nicht. Bis jetzt haben sie gestimmt, denn die *Tatsachen* stimmen ja mit unseren Berichten überein.“<sup>974</sup> Die Tatsachen stimmen mit den Berichten überein, nicht umgekehrt, das zeigt, welche Reihenfolge und Priorität Goebbels bevorzugte und ebenso, wie die goebbelssche Propaganda funktioniert hat: Zuerst der Bericht, dann die Anpassung der Welt an den Bericht. So stimmte am Ende zwar der Bericht, aber doch auf eine Art, die dem Berichten über die Wahrheit geradezu entgegengesetzt ist. Wer z.B. immer wieder die Lüge in die Welt setzt, dass Juden schmutzig seien und dann dafür sorgt, dass sie unter menschenunwürdigen Bedingungen im Schmutz leben müssen, hat eine Welt geschaffen, in der die Tatsachen mit dem prophezeienden Bericht, aber nicht der Bericht mit den Tatsachen übereinstimmt. Das war die Sprachwelt des Nationalsozialismus. Ob etwas argumentativ als Lüge widerlegt werden kann, wenn der Redner die Macht besitzt, seine Aussage Realität werden zu lassen, ist semantisch fraglich. In gewisser Hinsicht könnte man hier also davon sprechen, dass der NS Sprachlosigkeit erzeugt hat, weil er in solchen Beispielen zeigte, dass herkömmliche Kategorien der Sprache nicht mehr gültig waren, da sie ad absurdum geführt wurden. Goebbels scheute sich auch nicht, im besetzten Frankreich, mit dem Deutschland im Kriegszustand war, verlautbaren zu lassen, das einzige Ziel des Nationalsozialismus sei immer der Frieden gewesen.<sup>975</sup> Andererseits betonte er auch, dass eine „Generalreinigungskur in Europa“<sup>976</sup> nötig sei. Dass Frieden und moralische Reinigung die Gegenspieler von Krieg und Mord sind, ist ein typisches Beispiel für das Auseinanderfallen von Wortsinn und Wortgebrauch, für Sprechen und Handeln im NS.

Goebbels erklärte den Metzern, Europa befinde sich in einem Prozess der Umschmelzung. „Und es ist nun *jedermanns Sache* zu entscheiden, ob er persönlich diesen Umschmelzungsprozeß *mitmachen* will oder ob er abseits dieses Umschmelzungsprozesses zu bleiben entschlossen ist und damit am Ende Gefahr läuft, eines Tages unter die Schlacke zu geraten.“<sup>977</sup> Diese Metapher war vielleicht nicht zufällig ausgewählt, denn der Prozess der Umschmelzung und das Produkt Schlacke gehören zu einem Ofen und in den Öfen kulminierte der nationalsozialistische „Umschmelzungsprozess“. Und schon in dem Moment, in dem er diese Rede in Frankreich hielt, wurde im Osten Europas Schlacke aus verbrannten Menschen in riesigen Verbrennungsöfen produziert. Goebbels drohte hier den Metzern, dass ihre politische Einstellung darüber entscheiden wird, ob sie zur Schlacke werden oder nicht. Wer nicht für die Umschmelzung der Gesellschaft war, der war nicht nur entbehrlich, sondern gegen den Prozess und daher störend und würde mit

---

<sup>974</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>975</sup> Vgl. ebd., 71.

<sup>976</sup> Ebd., 72.

<sup>977</sup> Ebd., 74.



Konsequenzen zu rechnen haben. Sein Bild der Umschmelzung passte auch zu den erkennbaren allgemeinen Merkmalen des Umgangs des NS mit der Sprache (vgl. Kap. 5.1).

Immer wieder setzte Goebbels jedoch auch auf die Heiterkeit des Publikums zur Erreichung seiner Ziele, zur Peitsche gab es auch das Zuckerbrot. Er machte sich auf eine Weise über die Engländer lustig, die offenbar Anklang fand und auch heute noch erheiternd wirkt. „Wenn bei uns die Kartoffeln infolge eines abnorm langen Winters etwas später reifen, so glaube ich nicht, daß die englischen Kartoffeln, eben weil es englische sind, schneller reifen als die deutschen [Gelächter].“<sup>978</sup> Goebbels bemerkte hier allerdings nicht, dass er sich damit auch über sich selbst und sein Weltbild lustig machte, denn wenn diese Annahme, dass die gleiche Art in unterschiedlichen Ländern grundverschieden ist, nicht stimmen kann, hätte sein angeblich biologisches Rasse-Konzept ebenfalls abwegig sein müssen. Eventuell lässt sich die festgestellte Erheiterung also auch auf diese Erkenntnis zurückführen, die seiner eigenen Propaganda jedoch diametral entgegenläuft. Andererseits wusste er auch, dass wer die Macht auf seiner Seite hat, die Argumente nicht zu prüfen braucht: Hitler konnte nach Goebbels Ansicht schweigen „[...] und zwar in der Überzeugung, daß er nicht zu reden brauche, wenn die Waffen der Soldaten sprächen!“<sup>979</sup>. Damit hatte er natürlich recht. Dolf Sternberger hat dieser Form der Gewaltherrschaft, die keine Argumente anführen muss, da sie ja bereits die Macht hat, die Fabel „Der Wolf und das Lamm“ zur Veranschaulichung zur Seite gestellt (vgl. Kapitel 5.3).

Andererseits hätte Goebbels wohl auf die Praxis des Reden-Haltens verzichtet, wenn er wirklich geglaubt hätte, dass die Soldaten genug sagten. Entbehrliche „*Reden und Phrasen*“<sup>980</sup> waren aber ausschließlich die des Gegners. Gut und sinnvoll war also einfach das, was die Sprecher des Nationalsozialismus sagten. Ebenso willkürlich ging er mit der Sprache um, wenn es um die Opfer ging. Auch in den vorhergehenden Kriegen habe es viele Opfer gegeben, etwa im siebenjährigen. Die seien nun jedoch längst vergessen, nur das Ergebnis zähle noch.<sup>981</sup> Dass dieser Krieg beinahe zweihundert Jahre vorbei war, als Goebbels sprach und es z.B. in Bezug auf den Ersten Weltkrieg bestimmt nicht so gewesen ist zu dieser Zeit, da die Angehörigen der Opfer noch lebten, erwähnte er nicht. Nur um den Effekt seiner Rede bemüht, war er nur um den Schein besorgt, nicht um das Sein. Auch im weiteren Verlauf der Rede scheute er sich nicht, die Wahrheit seinen Anforderungen anzupassen: „Wenn heute vom Weißen Meer bis zum Schwarzen Meer in einem einzigartigen Choral von Millionen Menschen das Hohelied deutscher Tapferkeit gesungen wird, so ist das

---

<sup>978</sup> Ebd., 75.

<sup>979</sup> Ebd., 78.

<sup>980</sup> Goebbels, Rede vom 15.3.1942, Feierlichkeiten in Linz zum 4. Jahrestag des „Anschlusses“ Österreichs, in: Heiber 1972, 87, vgl. ebd., 83, FN 1.

<sup>981</sup> Vgl. ebd., 87.

gewissermaßen der Grundakkord, der unsere zukünftige Geschichte zu bestimmen hat.“<sup>982</sup> Wer dieses Lied singen sollte, blieb völlig unklar, denn besetzte Länder feiern ihren Besatzer meist nicht. Erst wenn man das Schlüsselwort des Satzes, die Tapferkeit, durch ein anderes Wort austauscht, wie Feigheit oder Grausamkeit (und das Wort „Hohelied“ weglässt), wird der Satz stimmig. Hier ist also keine Spiegelung des Betroffenen vonnöten, wie in den Fällen, wo Goebbels die eigenen Verfehlungen seinen Gegnern anlastete, sondern eine Spiegelung des Hauptwortes. Sagte er einmal die Wahrheit, ging es darum, wie gut sie die Gegner beseitigen können.<sup>983</sup> Hier wurde lediglich der Wert einer Handlungsweise verkehrt, mit zunehmendem Kriegsverlauf wurde aber auch diese Aussage zu einer Verkehrung der Wahrheit.

Das, was Goebbels in einem weiteren Beispiel anhand eines Bildes von Arzt und Patient zu verdeutlichen anstrebte, nämlich den Sieg der Deutschen über die schwächeren Engländer, brachte, wahrscheinlich unbeabsichtigt, eine wahre Facette der deutschen Kriegsführung ans Licht: „Aber wenn der Arzt sagt: *Der* [der Redner klopft bei jedem Wort auf das Pult] *Kranke wird über kurz oder lang sterben!* – dann ist das noch kein Beweis dafür, daß er *morgen* stirbt, der kann unter Umständen noch ein Jahr leben. Aber er stirbt. Er ist vom Tod gezeichnet. Er kann sich nicht wieder erholen.“<sup>984</sup> Diese Art von Totgeweihten waren jedoch nicht die Engländer, sondern die Opfer der deutschen Tötungsmaschinerie. Die Prognose des „Krankheitsverlaufs“ konnte nur deshalb so eindeutig ausfallen, weil die Entscheidung über Tod und Leben bereits gefallen war. Allerdings, und auch das zeigt das Zitat, waren das *Wie*, das *Wann*, das *Wie lange* etc. ungeklärt und gehörten mit zum Terror, der vom NS ausging, vor allem in den Konzentrationslagern.<sup>985</sup>

Im folgenden Zitat sagte Goebbels wiederum die Wahrheit, wenn man nur den Namen „Churchill“ mit dem von „Hitler“ vertauscht und „englisch“ mit „deutsch“ – es ist also wieder ein kracauerscher Spiegelreflex zu beobachten (vgl. Kap. 5.1): „Ein Gefährliches hat Herr Churchill, worüber wir uns auch im klaren sind: Er ist unberechenbar. Bei ihm muß man sich auf alles versehen ... Er hat –, es hat noch *niemals* in der englischen Geschichte einen Staatsmann gegeben, der das englische Volk so viel Blut gekostet hat wie Herr Churchill.“<sup>986</sup> In dieser Darstellung ist Goebbels der vernünftige, nationalsozialistische Beobachter, der den unberechenbaren, drakonischen Herrscher bäugt und ihm seine Brutalität vorwirft. Goebbels entwarf ein Bild von Churchill als Symbol der feindlichen Kräfte, das auf den NS zutraf. Auf diese Weise versuchte er

---

<sup>982</sup> Ebd., 91.

<sup>983</sup> Vgl. ebd., 93.

<sup>984</sup> Ebd., 100, Einlassung in Klammern im Text enthalten.

<sup>985</sup> Vgl. Sofsky 1993: Wolfgang Sofsky beschreibt den Terror als das konstitutive Merkmal des KZ schlechthin, da der Gefangene sich auf keine Regel oder Gewohnheit oder irgendetwas verlassen konnte, außer darauf, dass ihm jederzeit alles geschehen konnte.

<sup>986</sup> Goebbels, Rede vom 15.3.1942, in: Heiber 1972, 103.

wahrscheinlich den NS von derartigen Zuschreibungen zu befreien. Wer sich über Brutalität empört, kann selbst nicht brutal sein. Goebbels betonte, dass man die deutschen Sender hören müsse, um über die Wahrheit aufgeklärt zu werden, da Churchill die Deutschen ohnehin nur täuschen wolle. Dies war wieder eine Umkehr der Wahrheit. Außerdem war diese Art von Werbung, die suggerierte, die Zuhörer hätten tatsächlich eine Wahl, wohl eher als Warnung zu verstehen, denn das Abhören fremder Sender war verboten und konnte hart bestraft werden.<sup>987</sup>

Goebbels konnte jedoch auch anders. Gegen Ende der Rede wurde er dem Anschein nach fast rührselig:

„Ich muß *jeden* Tag mich mit neuen Schwierigkeiten auseinandersetzen. Und es ist auch durchaus nicht so, daß ich immer mit geschwellter Heldenbrust an diese Schwierigkeiten <herangehe>, manchmal fluche ich auch. Manchmal verfluche ich auch den Krieg, das hängt mir *auch* manchmal zum Halse heraus, mit Verlaub zu sagen. Aber es *ist* doch einmal so, es läßt sich ja nicht *ändern!*“<sup>988</sup>

Dieses Verhalten sollte wahrscheinlich Mitleid erregen und eine Art scheinheiliger Verbrüderung hervorrufen, denn jeder normale Bürger, der den Krieg verfluchte, konnte mit dem Tode rechnen aufgrund von unterstelltem Defätismus. Er täuschte an dieser Stelle doppelt: Erstens über seine Meinung zum Krieg und zweitens über die moralische Bewertung dieser Meinung.

Auch mit Ironie wusste Goebbels umzugehen. „Ich schreie auch nicht von morgens bis abends ‚Heil!‘ [...] Das ist Nationalsozialismus für den Hausgebrauch. Das muß es auch geben. [...] Das ist so, das ist so die Luft, die –, wie die Luft, die wir atmen. Da spricht man ja auch nicht jeden Tag: Wie wunderbar – *diese* Luft! [Heiterkeit.]“<sup>989</sup> Den Hauptredner und -propagandisten des Nationalsozialismus so etwas sagen zu hören, muss auf die Zuhörer vertraulich und vernünftig gewirkt haben und in der Tat wirken seine Überspitzungen auch heute noch recht treffend. Goebbels tat hier zweierlei: Er setzte den NS gleich mit der Luft, die der Mensch zum Überleben braucht und beschrieb, dass man diese Luft, trotz ihrer Lebensnotwendigkeit, nicht ständig bemerkt, obwohl sie immer da ist. In Bezug auf die Überwachung von Menschen konnte der NS tatsächlich so unauffällig und omnipräsent sein wie Luft. In dieser Hinsicht war Goebbels’ Ironie womöglich auch eine versteckte Drohung. Ebenfalls passend wäre in dieser Hinsicht der Hinweis auf die Lebensnotwendigkeit gewesen: Ohne den Glauben an den NS stirbt man. Wenn man nur „Heil!“ rief und nicht wirklich an den NS glaubte, konnte einem das die Luft entziehen. Abgesehen davon, war das Weglassen des „Heil!“-Rufens bei bestimmten Anlässen durchaus gefährlich. Durch

---

<sup>987</sup> Vgl. ebd., 105; vgl. dort ebenso die Fußnote 34 zur Erläuterung von Heiber hierzu.

<sup>988</sup> Ebd., 107.

<sup>989</sup> Ebd., 107f.

Ironie und vorgebliche Nähe zum Alltag der Zuhörer schien er Sympathie hervorrufen und damit Vertrautheit suggerieren zu wollen.

Noch zu Beginn des Jahres 1943 scheute sich Goebbels nicht zu verkünden, „Wir Nationalsozialisten haben uns nie dazu hergegeben, auftauchende Schwierigkeiten vor dem Volke zu verkleinern oder gar zu verleugnen“<sup>990</sup>. Dies beteuerte er, obwohl die Rede, die er zum Jahrestag der Machtübernahme hielt, bis dato von Hitler gehalten wurde, der aber, möglicherweise aufgrund der herben Verluste in Stalingrad, nicht vor das Publikum treten wollte.<sup>991</sup> Wer wirklich die Wahrheit (z.B. über Stalingrad) verbreitete, das bewies ein paar Wochen später das Beispiel der Geschwister Scholl, wurde geköpft. Wiederum ging es Goebbels lediglich um den Schein der Authentizität. Dieser Schein sollte wohl die Einstellung, die Goebbels von den Deutschen erwartete, hervorbringen: „Für uns aber war es seit jeher feststehender und *unumstößlicher* Grundsatz, daß das Wort *Kapitulation in unserm Sprachschatz nicht existiert!* [Heilrufe, starker Beifall.]“<sup>992</sup> Nach bisheriger Erfolgs-Erfahrung des nationalsozialistischen Systems war es ja tatsächlich schon oft der Fall gewesen, dass, um auf ein früheres Zitat zurückzukommen, die Tatsachen mit den Berichten übereinstimmten und nicht umgekehrt. Die Sprachverwendung als Orakel für zukünftige Ereignisse anzusehen war unter dieser Voraussetzung, dass man die Realität so formen konnte, wie man verkündet hatte, dass sie wäre, schlüssig. Dies galt jedoch nur so lange, wie die Macht der Umsetzung der Pläne völlig in der eigenen Hand lag. Dies war jedoch in diesem Stadium des Krieges nicht mehr der Fall und die bloße Verkündung eines Wortes konnte in diesem Fall das Blatt nicht mehr wenden, obwohl Goebbels von der illokutionären Kraft seiner Worte überzeugt gewesen zu sein scheint. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie instrumentell die Sprache im NS eingesetzt wurde. Sie sollte gezielt verwendet werden, um zuerst eine Sprach-Realität zu formen, die sodann Schritt für Schritt umgesetzt werden sollte und auch tatsächlich umgesetzt wurde. Berichte von den Tatsachen und die Tatsachen selbst wurden also tatsächlich in einigen Fällen in ihrer Reihenfolge verkehrt.

Im Folgenden sagte Goebbels unter umgekehrten Vorzeichen wiederum unbeabsichtigt die Wahrheit: „Der Kampf um unser Leben naht sich seinem *dramatischen Höhepunkt!* Es ist nicht nur ein Ringen um die Freiheit und Sicherheit der *deutschen* Nation, sondern eine gigantische Auseinandersetzung um das zukünftige Schicksal Europas – ja, des ganzen zivilisierten Abendlandes.“<sup>993</sup> Nur, dass der Feind Hitler-Deutschland hieß und man das Abendland gegen seine

---

<sup>990</sup> Goebbels, Rede vom 30.1.1943, 10. Jahrestag der „Machtübernahme“ durch die NSDAP, Berlin, in: Heiber 1972, 159.

<sup>991</sup> Vgl. ebd., 158, Fußnote 1.

<sup>992</sup> Ebd., 160.

<sup>993</sup> Ebd., 163.

Verbrechen verteidigen musste, nicht umgekehrt. Die Spiegelreflexe schienen zu funktionieren. Schon in dieser Rede, knapp drei Wochen vor der entscheidenden Rede im Sportpalast, erwähnte Goebbels seine bevorzugte Kriegsführung: „Die gigantische zweite Winterschlacht im Osten ist für die deutsche Nation das Fanal zum totalen Krieg. 25 Jahre hat die Sowjetunion gerüstet, um dieses Ringen militärisch vorzubereiten. Der Bolschewismus macht aus Menschen Roboter des Krieges.“<sup>994</sup> Hier wurde Ankündigung (totaler Krieg) gemischt mit Lüge (tatsächlich war die Sowjetunion nicht auf diesen Krieg vorbereitet und zu Kriegsbeginn kein ernstzunehmender militärischer Gegner der Deutschen<sup>995</sup>) und verkehrendem Spiegelreflex (die Deutschen hatten aufgerüstet). Ebenso findet sich wieder eine nicht-chronologische Beschreibung von etwas, was dadurch erst geschehen sollte, nämlich das Verfassen von Briefen, die absolute Kriegsanstrengungen fordern, „totalste[.]“<sup>996</sup>, nach Goebbels Worten. Dass er für die eigene Kriegsführung einen Superlativ nochmals zu steigern versuchte, ist bezeichnend für das, was tatsächlich im Krieg geschah, nämlich die Kulmination des Kriegsgeschehens zu einem Genozid.

Am 18.2.1943 war es dann schließlich soweit: Goebbels hielt die Rede, durch die er immer in Erinnerung bleiben wird, die Rede zum totalen Krieg. Wie ist diese Rede aufgebaut, die das Publikum in freudige Ekstase brachte, wo doch größte Verzweiflung nachvollziehbar gewesen wäre? Da eine detaillierte Analyse der über dreißig Seiten langen Rede an dieser Stelle, wo lediglich Grundmuster des Sprachgebrauchs aufgezeigt werden sollen, zu weit führen würde, beschränkt sich die Analyse auf die sprachlich besonders interessanten Aspekte. Goebbels selbst bezeichnete seine Rede bereits vorab als „Meisterstück der Redekunst“<sup>997</sup>. Der Tonfall, den Goebbels zu Beginn seiner Rede anschlug, überrascht im Hinblick darauf durch seine Nüchternheit:

„Wir durchleben im Osten augenblicklich eine schwere militärische Belastung. [...] Ich bin mir zu gut dazu, Ihnen ein täuschendes Bild der Lage zu geben, das nur zu falschen Folgerungen führen könnte und geeignet wäre, das deutsche Volk in eine Sicherheit seiner Lebensführung und seines Handelns einzuwiegen, die der gegenwärtigen Situation durchaus unangepaßt wäre.“<sup>998</sup>

Da Goebbels jedoch die Wahrheit immer nur instrumentell einsetzte, ist zu fragen, warum er das hier tat. Erstens war die Lage an der Ostfront kein Geheimnis, zweitens wollte er, wie er selbst zugab, damit das Verhalten der Deutschen beeinflussen. Da Schreckensbilder vom Bolschewismus gemalt wurden, war womöglich bereits der indirekte Appell an das Verhalten eine Drohung (vgl.

---

<sup>994</sup> Ebd., 164.

<sup>995</sup> Vgl. Hartmann 2011, 21f.

<sup>996</sup> Goebbels, Rede vom 30.1.1943, in: Heiber 1972, 165, vgl. ebd.

<sup>997</sup> Goebbels zit. nach Heiber 1972, 173, FN 1.

<sup>998</sup> Goebbels, Rede vom 18.2.1943, in: Heiber 1972, 175.

die spätere Bolschewismus-Aussage), da z.B. Kriegsmüdigkeit mit Defätismus gleichgesetzt werden konnte. Gleichzeitig stellte er aber heraus, dass wenn die Deutschen am 30. Januar 1933 anders entschieden hätten, und zum Beispiel demokratisch gewählt hätten, die Lage bedeutend schlechter wäre.<sup>999</sup> Was dies angesichts eines Kriegs, den man wohl verlieren würde und Millionen Toten genau sein sollte, blieb unklar. „Zehn Jahre Nationalsozialismus haben genügt, das deutsche Volk über den Ernst der schicksalhaften Problematik, die aus dem östlichen Bolschewismus entspringt, vollkommen aufzuklären.“<sup>1000</sup> Das Eingeständnis der schwierigen militärischen Lage diente also lediglich dazu, zu verdeutlichen, wie viel schlechter es den Zuhörern gehen würde, wenn andere Kräfte an die Macht gekommen wären oder den Krieg gewinnen würden. Die Lage war also schlecht, hätte aber noch bedeutend schlechter sein können. Nüchtern war hier also tatsächlich nur der Tonfall, nicht der Inhalt. Die Juden wollten Europa ins Chaos stürzen und in der daraus resultierenden Angst ihre Tyrannei aufbauen, so beschrieb es Goebbels.<sup>1001</sup> Er unterstellte den Juden und Bolschewisten genau das, was er selbst tat, und dies verbreitete natürlich Schrecken. Die eigenen Untaten dem Gegner vorzuwerfen und sie ihm selbst anzutun, ist offenbar eine erfolgreiche Strategie gewesen. Dabei ging die „Aggressionspolitik und eine Aggressionskriegsführung“<sup>1002</sup> eindeutig auf das deutsche Konto. „Wir wissen“, so Goebbels in spiegelnder Manier weiter, „daß wir es im Osten mit einer infernalischen und politischen *Tenfelei* zu tun haben, die die sonst unter Menschen und Staaten üblichen Beziehungen nicht anerkennt [...] Hinter den vorstürmenden – [erregte Zwischenrufe], hinter den vorstürmenden Sowjetdivisionen *sehen wir schon die jüdischen Liquidationskommandos...*“<sup>1003</sup> Diese Vorstellungen entsprachen wohl dem Vorgehen, das Goebbels von der deutschen Armee, der SS und den Polizeibataillonen kannte. Die einzigen gewiss bestehenden und zügig arbeitenden „jüdischen Liquidationskommandos“ waren dementsprechend nicht solche, die von Juden geführt wurden, sondern solche, die Juden töteten.

„Der östliche Bolschewismus ist nicht nur eine terroristische *Lehre*, sondern auch eine terroristische *Praxis*. Er verfolgt seine Ziele und Zwecke mit einer infernalischen Gründlichkeit unter restloser Ausschöpfung seines inneren Potentials und *ohne* jede Rücksichtnahme auf Glück, Wohlstand und Frieden der von ihm unterjochten Völkerschaften.“<sup>1004</sup>

Goebbels konnte die Schrecken des Gegners nur deshalb so bunt malen, da er alle Farben selbst gemischt hatte, sämtliche erwähnten Gräueltaten stammten aus Deutschland. Terrorismus war das

---

<sup>999</sup> Vgl. ebd.

<sup>1000</sup> Ebd.

<sup>1001</sup> Vgl. ebd., 177.

<sup>1002</sup> Ebd.

<sup>1003</sup> Ebd., 178.

<sup>1004</sup> Ebd., 180.

tatsächlich, jedoch der eigene. Der Gipfel des Spiegelreflexes der sprachlichen Anwendung dieses Terrors dürfte die Empörung gewesen sein, die Goebbels hier darüber zur Schau stellte. Wie als Prüfung der Stimmung betonte er, dass in Deutschland zur Stunde jeder einen „harten Krieg“ einem „faulen Kompromiß“<sup>1005</sup> vorziehe. Die Rechnung ging auf, „[Starker Beifall, Zurufe.]“<sup>1006</sup>. Also machte er weiter:

„Das Judentum steckt eine –, das Judentum stellt eine infektiöse Erscheinung dar, die ansteckend wirkt. Wenn das feindliche Ausland gegen unsere antijüdische Politik scheinheilig Protest erhebt und über unsere Maßnahmen gegen das Judentum heuchlerische Krokodilstränen vergießt, so kann uns das nicht daran hindern, das Notwendigste zu tun. Deutschland jedenfalls hat nicht die Absicht, sich dieser jüdischen Bedrohung zu beugen, sondern vielmehr die, ihr *rechtzeitig*, wenn nötig unter *vollkommener* und *radikalster Ausrott-, -scheidung* des Judentums, entgegenzutreten! [Starker Beifall, wilde Rufe, Gelächter.]“<sup>1007</sup>

Dass Goebbels das Judentum als Infektion beschrieb, die ansteckend wirkt, zeigt, dass der Rassebegriff doch kein rein biologisches Konstrukt war, sondern auch etwas über die Geisteshaltung aussagen sollte. Warum der Gegner heuchlerisch in seinem Protest gegen die Ausgrenzung von Jüdinnen und Juden beschrieben wurde, bleibt allerdings unklar. Sein Versprecher am Ende ist bezeichnend, Ausschaltung bedeutete zwar Ausrottung, aber Ausschaltung hätte zumindest auch etwas anderes bedeuten können, z.B. Einsperren, Ausrottung hingegen war zu eindeutig. Seine Aggressivität stieß auf Zustimmung. Wiederum betonte Goebbels, dass nun der totale Krieg nötig sei. Die „bürgerlichen Zimperlichkeiten“<sup>1008</sup> müssten ein Ende haben. „*Es ist also jetzt die Stunde gekommen, die Glacéhandschuhe auszuziehen!*“<sup>1009</sup> Menschlichkeit wurde einfach herabgewürdigt zur Verzierung des Bürgertums, Unmenschlichkeit zur anpackenden Soldatentugend. Goebbels wurde noch deutlicher:

„Es geht hier nicht um die *Methode*, mit der man den Bolschewismus zu Boden schlägt, sondern um das *Ziel: nämlich die Beseitigung der Gefahr!* [...] Die Frage ist also nicht die, ob die Methoden, die wir anwenden, schön oder weniger schön, sondern nur, ob sie erfolgreich sind. Jedenfalls sind wir als nationalsozialistische Volksführung jetzt zu allem entschlossen. *Wir packen zu ohne Rücksicht auf die Einsprüche des einen oder des andern!*“<sup>1010</sup>

---

<sup>1005</sup> Beide ebd., 182.

<sup>1006</sup> Ebd.

<sup>1007</sup> Ebd., 182f., im Text hinter „Judentums“ eine Fußnote.

<sup>1008</sup> Ebd., 185, vgl. ebd. für den totalen Krieg.

<sup>1009</sup> Ebd., 185.

<sup>1010</sup> Ebd., 186, im Text hinter „erfolgreich sind“ eine Fußnote.

Wenn man allein die von Goebbels betonten Schlagworte liest, kann man ahnen, dass es hier um die Tötung von Menschenleben ging, die unter dem Mantel des Zupackens und Aktiv-Werdens gutgeheißen wurde. Nicht alles war also Spiegelung oder Neudefinition eines bestehenden Wortes. Passagenweise fand man auch unverhüllte Wahrheit. Mit der einzigen Besonderheit, dass dieses Verhalten den Stempel „gut“ erhalten hatte und darum ganz freizügig genannt werden konnte. Wenn Goebbels ganz unverhüllt herausstellte, dass nur das Radikalste eben radikal genug sei,<sup>1011</sup> bedurfte es im Grunde keiner Konkretisierung mehr, um zu wissen, worum es offensichtlich ging. Trotzdem ließ der Mangel einer beispielhaften Konkretisierung dieser Ideen genau den Spielraum, der für die Totalität des Regimes vonnöten war. Goebbels betonte, dass das, was getan wurde und getan werden würde, „vom Geiste der nationalsozialistischen Gerechtigkeit erfüllt sein“<sup>1012</sup> würde. Offensichtlich handelte es sich hierbei also um eine Form der Gerechtigkeit, die nach einer Einschränkung verlangte, den Begriff also gar nicht korrekt wiedergab. Entweder etwas ist gerecht, nach allgemein nachvollziehbaren Grundlagen, die natürlich einer Diskussion offenstehen, jedoch nicht willkürlich gesetzt werden können, oder aber man tut genau das und disqualifiziert sich damit selbst für den Gebrauch des Wortes. Hiermit, also der Formung von Maßstäben und Werten nach eigenem Gutdünken, unabhängig von der Geschichte eines Wortes und seiner dementsprechenden Einordnung, ging es auch weiter im Text:

„*Es ist besser, zur rechten Zeit einen operativen Schnitt zu tun, als zuzuwarten und die Krankheit sich erst richtig festsetzen lassen! [...] Man darf aber dem Operateur, der den Schnitt tut, nicht in den Arm fallen oder ihn gar wegen Körperverletzung verklagen [...]. Er schneidet nicht, um zu töten, sondern um das Leben des Patienten zu retten!*“<sup>1013</sup>

Hier wurde alles verkehrt: ein Mörder wird zum Arzt, der im schlechtesten Falle eine „Körperverletzung“ begeht und dies alles nur, um Leben zu retten, sodass das Unterlassen des Tötens wie eine unterlassene Hilfeleistung dargestellt wird. Dies entsprach allerdings der Denkweise des NS, wonach der Arier nur leben kann, wenn der Nicht-Arier stirbt. Innerhalb dieser Ideologie konnte man das Leben-Lassen des Nicht-Deutschen tatsächlich als Angriff auf den Deutschen werten, dem man nicht hilft.<sup>1014</sup> Das Bild eines „Parasiten am Volkskörper“ wurde hier noch einmal in eine neue Variation gebracht.

Im weiteren Verlauf der Rede brüstete sich Goebbels mit seinem Verständnis und Mitgefühl für die hart arbeitenden Menschen zuhause und an der Front. Er berichtete, welche Vergnügungen er

---

<sup>1011</sup> Vgl. ebd., 187.

<sup>1012</sup> Ebd., 187.

<sup>1013</sup> Ebd., 188.

<sup>1014</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen von Geulen in Kap. 6.2 und Welzer in Kap. 6.1.



warum verboten hatte und stilisierte die in der Kriegswirtschaft tätigen und kämpfenden Deutschen zu tugendhaften, stets für den Sieg einstehenden Heroen.<sup>1015</sup> Dies entsprach jedoch nicht der Wahrheit. Von einigen tausend Frauen in Berlin, die z.B. für die Rüstungsarbeit infrage gekommen wären, meldeten sich nur wenige hundert. Das wollte Goebbels so nicht akzeptieren.<sup>1016</sup> Goebbels' Aussage „Sie [die Frauen, Männer, die nicht bereits für den Sieg arbeiteten] werden sich diesem Appell nicht versagen *wollen* und auch nicht versagen *können*“<sup>1017</sup> stimmte also nicht wirklich mit der Wahrheit überein. Allerdings drückte sie ein Prinzip aus, das im Verlauf des Krieges immer wieder erfolgreich war, nämlich, wie bereits erwähnt, anzukündigen, wie es werden wird, um es damit zu erreichen. Das, was die Partei wollte (in Erscheinung eines ihrer Angehörigen), sollte getan werden und wurde auch getan. Zuerst wurden daher die Stärken der Frauen gelobt und ihre Fähigkeit, die Leistungen der Männer mindestens zu ersetzen, um sodann unverhohlen zu drohen, dass wer sich im Krieg drücke, nach dem Krieg nicht nur Verachtung zu erwarten habe.<sup>1018</sup> Lob und Drohung, Zuckerbrot und Peitsche wechselten bei Goebbels in dieser Rede geschickt ab, gespickt mit Humor, sodass die Zuhörer sich glücklich schätzen sollten, dazuzugehören, dieses Los jedoch jederzeit verspielen konnten. Goebbels' komödiantische Einlagen sind dabei durchaus gekonnt eingeflochten und passen auf den ersten Blick eher zu einem Komiker: „Wenn der Pappi nach Hause kommt, hat die Mutti nicht immer das Abendessen fertig [...]“<sup>1019</sup> Abgesehen davon, dass 1943 wohl kaum ein Mann abends nach Hause kam außer Goebbels selbst, sollte diese Zurschaustellung der Bequemlichkeits-Wünsche der Männer, wenn auch unrealistisch, letztlich nur Goebbels' Ziel erreichen helfen, nämlich den Einsatz der Frau in der Rüstungsindustrie. „Aber wir *leben* ja auch nicht im Frieden, sondern im *Kriege! Gemütlich* werden wir es uns wieder machen, wenn wir den Sieg in Händen haben [...]“<sup>1020</sup> Goebbels versuchte, das erwünschte Verhalten dadurch zu forcieren, dass er das ihm zuwiderlaufende lächerlich machte und das gewünschte wiederum idealisierte. „Wir wollen, wie das nicht nur Berliner, sondern deutsche Art ist, *zupacken, handeln, Initiative* ergreifen, *selbst* etwas tun und nicht alles den anderen zu tun überlassen. Welche deutsche Frau wollte es übers Herz bringen, sich einem solchen Appell, den ich vor allem für die kämpfende Front an die deutsche Frauenwelt richte, zu entziehen!“<sup>1021</sup> Das Zuwiderhandeln wurde als herzlos degradiert, eine klare Gut-und-Böse-Einteilung sollte die „richtige“ Entscheidung forcieren.

Zum Ende und Höhepunkt der Rede hin erging sich Goebbels in Lobgesängen auf Hitler, das deutsche Volk und seine Verbündeten. Diese Lobgesänge sollten Einschwörungen sein, die

---

<sup>1015</sup> Vgl. Goebbels, Rede vom 18.2.1943, in: Heiber 1972, 192ff.

<sup>1016</sup> Vgl. ebd., 196, FN 55.

<sup>1017</sup> Ebd., 196.

<sup>1018</sup> Vgl. ebd., 196f.

<sup>1019</sup> Ebd., 198, im Text hinter „fertig“ eine Fußnote.

<sup>1020</sup> Ebd., 198.

<sup>1021</sup> Ebd., 199.

Ouvertüre zu seinem geplanten großen Finale. In Bezug auf Friedrich II. von Preußen betonte Goebbels, dass für den Sieg vor allem die Einstellung, nicht so sehr die Ausgangslage wichtig sei, denn „das ist nicht entscheidend. *Entscheidend* ist vielmehr, daß der große König in *allen* Schicksalsschlägen *ungebrochen* blieb, daß er *unerschütterlich* das schwankende Kriegsglück auf sich nahm [...]! Am Ende der sieben Jahre stand er [...] doch als *Sieger* auf dem verwüsteten Schlachtfeld“<sup>1022</sup>. Anhand dieser Argumentation hätte Stalingrad zwar erst gar nicht zum Problem werden können, allerdings ging es Goebbels wohl nicht um die eventuell falsche Geisteshaltung dort, sondern um die Kraft, die durch den Glauben an den Sieg noch entwickelt werden konnte.

„Wer wollte *jetzt* noch, angesichts der schweren Bedrohung, der wir alle ausgesetzt sind, an seine egoistischen privaten Bedürfnisse denken und nicht an die über alledem stehenden Notwendigkeiten des Krieges! Ich weise mit Verachtung den Vorwurf, den uns unsere Feinde machen, daß das eine Nachahmung des Bolschewismus sei, zurück. Wir wollen den Bolschewismus nicht nachahmen [...], sondern wir wollen ihn besiegen.“<sup>1023</sup>

Die Parallelen lagen bei allen Unterschieden in der Totalität begründet. Schon in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*<sup>1024</sup> von Hannah Arendt wird festgestellt, dass der Terror beginnt, wenn der politische Gegner ausgeschaltet ist, „wenn jede organisierte Opposition sich gelegt hat und der totalitäre Herrscher weiß, er muß nichts mehr befürchten“<sup>1025</sup>. Es handelte sich um eine systematische, nicht um eine ideologisch-inhaltliche Parallele. Interessant ist, wie Goebbels allein mit der Tatsache jegliche Gleichheit auszuräumen können meinte, dass sie ja gegen den Bolschewismus kämpften und folglich nichts mit ihm gemein haben könnten. Obwohl das zweite nicht aus dem ersten folgt, schien Goebbels an dieser Stelle inhaltliche (zumindest Alltags-)Logik in der Sprache einmal wichtig zu sein.

Nun folgte der entscheidende Teil der Rede, die Anstachelung zur Euphorie. Er rief alle anwesenden Gruppen einzeln an und versicherte sich ihrer Zustimmung. Arbeiter, Soldaten, Frauen, Kinder, Alte, Wissenschaftler und Ingenieure, Künstler – alle waren sie nach ihm erschienen und stützten seine Politik.

„Die Jugend ist hier vertreten und das Greisenalter. *Kein* Stand, *kein* Beruf und *kein* Lebensjahr blieb bei der Einladung unberücksichtigt. Ich kann also mit *Fug und Recht* sagen: *Was hier vor mir sitzt, ist ein Ausschnitt aus dem ganzen deutschen Volke an der Front und in der*

---

<sup>1022</sup> Ebd., 201.

<sup>1023</sup> Ebd., 199.

<sup>1024</sup> Hier in der Ausgabe von 2017 verwendet (Arendt 2017).

<sup>1025</sup> Ebd., 640.

*Heimat, – stimmt das?* [Stürmische Rufe: ‚Ja!‘ Anhaltender Beifall.] Allerdings – *Juden* sind hier *nicht vertreten!* [Starker Beifall, Zurufe.]<sup>1026</sup>

Diese Begeisterung war bei der Zusammensetzung des Publikums nicht verwunderlich und von Goebbels genauso eingeplant, da er selbst das Publikum ausgewählt hatte.<sup>1027</sup> Der Schein eines Querschnitts durch das Volk sollte wohl einen Schein des Repräsentativen bei dem erzeugen, was nun folgen sollte. Die Anspielung auf die Juden war passend zur NS-Einstellung, denn nach dieser gehörten sie ja nicht zum deutschen Volk. Möglicherweise spielte er sogar auf Deportationen an. Diese Verbindung war zumindest dazu geeignet, das Wir-Gefühl (gegen „sie“, die Juden, die Anderen) zu stärken.

Goebbels begann nun mit dem entscheidenden Teil der Rede, in dem er dem Publikum Fragen stellte. Seine Fragen waren durchkomponiert und brachten das Publikum genau in den Zustand, in dem er es haben wollte. Schon bevor er seine zehn Fragen, darunter die berühmte vierte, an seine Zuhörer richten konnte, waren diese kaum noch zu halten.<sup>1028</sup> Goebbels stellte seinen Fragen jeweils eine unangenehme Unterstellung voran, Behauptungen, die das Gegenteil dessen ausdrücken sollten, was er fragend von den Zuschauern als Antwort erwartete. Zunächst ging es um den Feind: Die Engländer, so Goebbels, behaupteten, die Deutschen glaubten nicht an den Sieg. Hier folgten nun Bekundungen der Empörung von Seiten des Publikums, Abschwörungen vergleichbar. Damit war der Boden bereitet, zu fragen, ob das Publikum noch an den Sieg glaubte und bereit sei, sich dafür unter schwersten Bedingungen einzusetzen. Die Frage hatte rein rhetorisch-symbolischen Wert, er konnte anhand der vorausgehenden Reaktionen die stürmische Antwort erwarten. Dieses viergliedrige Schema (Vorwurf des Gegners – Empörung des Publikums – Frage nach der eigenen Einschätzung – Beteuerung des Glaubens an den NS/eigene Opferbereitschaft) wurde fortgesetzt. Es folgte der Vorwurf der Müdigkeit und die Zusage der Entschlossenheit, der Vorwurf der Lustlosigkeit und die erneute Zusage der Verzichts- und Kampfbereitschaft. Da man ein Crescendo erwartet, ist die der entscheidenden vierten Frage vorangestellte Behauptung, die Engländer seien der Ansicht, das deutsche Volk sei nicht mit den absoluten Einschränkungen, die der Krieg mit sich bringe, einverstanden, auf den ersten Blick überraschend verhalten gegenüber dem vorausgehenden erwähnten englischen Vorwurf des Glaubens an die Niederlage.<sup>1029</sup> Dies war jedoch nur dem Schein nach so, denn Goebbels ging es in dieser Rede darum, die Deutschen zu einem bestimmten Verhalten zu motivieren, sie

---

<sup>1026</sup> Goebbels, Rede vom 18.2.1943, in: Heiber 1972, 203, im Text hinter „Anhaltender Beifall“ eine Fußnote.

<sup>1027</sup> Vgl. ebd., Goebbels' eigenes Bekenntnis in der Rede.

<sup>1028</sup> Vgl. ebd., 204, FN 89.

<sup>1029</sup> Vgl. ebd., 204ff.

einzuschwören auf blinden Gehorsam. Außerdem war eine Steigerung der Euphorie des Publikums auch nicht mehr nötig.

„Viertens: Die Engländer behaupten, das deutsche Volk wehrt sich gegen die totalen Kriegsmaßnahmen der Regierung [Rufe: ‚Nein!‘]. Es will nicht den *totalen Krieg*, sagen die Engländer, sondern die *Kapitulation!* [Stürmische Rufe, u. a. ‚Nein!‘, ‚Pfui!‘] Ich frage Euch: *Wollt Ihr den totalen Krieg?* [Stürmische Rufe: ‚Ja!‘ Starker Beifall.] *Wollt Ihr ihn* [Rufe: ‚Wir wollen ihn!‘], wenn nötig, *totaler und radikaler als wir ihn uns heute überhaupt erst vorstellen können?* [Stürmische Rufe: ‚Ja!‘ Beifall.]“<sup>1030</sup>

Aufgrund des Gewichts dieser Frage ist die wortwörtliche Formulierung an dieser Stelle entscheidend. Es fällt auf, dass die Sprache exakt der nationalsozialistischen Terror-Politik entspricht: es gibt das Totale und, obwohl es der Superlativ ist, dann noch das Totalere. Ein typisches Charakteristikum der totalen Herrschaft: es kann keinen Höhepunkt geben, Terror bedeutet eine Steigerung des Totalen. Sprache und Realität waren hier passgenau. Die Sprache schaffte hier eine Entgrenzung der Regeln, die auch zur Entgrenzung der Regeln der Lebenswelt gehörte. Etwas war nicht nur total anders als zuvor – eine Verkehrung um 180 Grad, denn das hätte ja eine gewisse Stabilität und Gewissheit bedeutet – sondern totaler. Für dieses Wort gab und gibt es aber keine Definition, weil es eigentlich nicht möglich ist. In gewisser Hinsicht hieß dies also, dass mit diesem Begriff Sprachlosigkeit erzeugt wurde. „Total“ kann, sprachphilosophisch gesehen, eigentlich nichts sein. Ein Begriff existiert in der Abgrenzung zu einem anderen, allen anderen. Es gibt Berge und Täler, Schwarz und Weiß, Gut und Böse. Ein Wort ist nur sinnvoll, wenn es sich von anderen abgrenzen lässt. Einen totalen Krieg – das kann es nicht geben, der Begriff des „Kriegs“ impliziert und erfordert den Begriff des „Friedens“. Bereits hier zeigte sich also eine Entkernung des Wesens der Sprache.<sup>1031</sup>

Nach dieser Frage hätte die Rede eigentlich aufhören können. Es folgten aber noch der Vorwurf des Vertrauensverlusts zum Führer, und (ab Frage sechs direkt ohne vorangehende Bezeichnungen, zum Teil mit in die Frage eingebauten Missbilligungen, z.B. in Bezug auf die „Drückeberger“, die geköpft werden sollten) die Fragen nach Befehlsgehorsam, Arbeitskraft, fester Moral, hundertprozentigen Einsatzes von Mann und Frau, Todesstrafen für „Drückeberger“ und

---

<sup>1030</sup> Ebd., 204f.

<sup>1031</sup> Ian Kershaw weist darauf hin, dass der Begriff „totaler Krieg“ keine deutsche Erfindung war: „mit ‚la guerre totale‘, einem Begriff, den die französische Presse 1917 prägte, sollte zum Ausdruck kommen, dass Front und Heimat in den Kriegsanstrengungen miteinander verbunden waren“. (Kershaw 2016, 75) Trotzdem war die Bedeutung, die Absolutheit des Begriffs, neu. Goebbels meinte viel mehr, Weltanschauungskrieg und Völkermord, Verwendung der Sprache als rein instrumentelles Mittel zur Willkürherrschaft. In diesem Sinne ist die Begriffsverwendung also doch neu.

gleichen Pflichten für alle, die alle stürmisch bejaht wurden. Die neunte Frage soll hier noch einmal herausgestellt werden, da sie sprachlich besonders interessant ist.

„*Billigt Ihr, wenn nötig, die radikalsten Maßnahmen gegen einen kleinen Kreis von Drückebergern und Schiebern* [stürmische Rufe: ‚Ja!‘ Starker Beifall, Zurufe], die mitten im Kriege *Frieden* spielen wollen und die Not des Volkes zu eigensüchtigen Zwecken ausnutzen? [Rufe: ‚Aufhängen!‘ Geschrei.] *Seid Ihr damit einverstanden* [Rufe: ‚Jawohl!‘], *daß wer sich am Kriege vergeht, den Kopf verliert?* [Stürmische Rufe: ‚Ja!‘ Starker Beifall.]“<sup>1032</sup>

Auffällig ist hier einerseits, dass die Forderung der Todesstrafe zuerst von den Zuhörern kam und damit dem Modell des für den Nationalsozialismus typischen vorauseilenden Gehorsams entsprach (das ausgewählte Publikum konnte ahnen, was der Redner würde hören wollen) und andererseits von Goebbels der Krieg wie eine Person beschrieben wurde, dem moralischer Wert zugesprochen werden konnte, der Tod einer echten Person, die sich nach der Propaganda falsch verhielt (ganz typisch für die NS-Sprache: was genau das bedeutete, blieb völlig unklar), jedoch ausschließlich Spektakel- und Sühne-Charakter hatte. Die Sprache diente auch an dieser Stelle der Manipulation des Denkens. Durch Setzungen wurde die Moral willkürlich bestimmt und suggestiv durchgesetzt. Ein totaler Krieg konnte dadurch letztlich wie die Durchsetzung des individuellen Willen eines jeden wirken. „*Und darum lautet von jetzt ab die Parole: Nun, Volk, steh' auf – und Sturm, brich los!* [Stürmische Heilrufe und Beifall, Rufe: ‚Unser Gauleiter – Sieg, Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!‘ Heilrufe; das Deutschlandlied wird intoniert.]“<sup>1033</sup> So endete die Rede von Goebbels am 18. Februar 1943. Er sollte Recht behalten. Millionen Tote belegen seine Aussage. Allerdings fiel sie auch auf ihn selbst zurück.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Art, wie der Nationalsozialismus in Form seines Propagandaministers sprach, auch etwas darüber aussagte, wie das System funktionierte. Spiegelreflexe (vgl. Kap. 5.1), also z.B. die Beschreibung eigener Verfehlungen als feindliche (wenn z.B. „Churchill“ gesagt wird, wo es „Hitler“ hätte heißen müssen), das Lügen, das Zugeben der Manipulation der Wahrheit bei gleichzeitigem Versuch diese Aussage als Beleg für Vertrauenswürdigkeit zu etablieren, zeigen, dass die Sprache für den NS ein variables Werkzeug war. Es wurde so genutzt, wie es Goebbels zur Erreichung seiner Ziele richtig erschien. Das Alles-ist-möglich, so Hannah Arendt, ist die Steigerung des Alles-ist-erlaubt,<sup>1034</sup> denn wer das Erlaubte selbst bestimmt, muss sich immerhin noch an das gegebene Mögliche halten, wer bestimmt, was

---

<sup>1032</sup> Goebbels, Rede vom 18.2.1943, in: Heiber 1972, 205f.

<sup>1033</sup> Ebd., 208, im Text steht hinter „*brich los*“ und „intoniert“ eine Fußnote.

<sup>1034</sup> Vgl. Arendt 2017, 911f. Arendt erwähnt hier auch ein (damals nicht auf Deutsch verfügbares) Buch, *Univers concentrationnaire*, eines ehemaligen Gefangenen von Buchenwald, David Rousset, der schreibt: „Der gesunde Menschenverstand hat hier nichts verloren.“ (Rousset 2020, 61, deutsche Ausgabe).

möglich ist, ist völlig ungebunden. Das zeigte sich in Goebbels' Sprache, die Motivation, die er hatte, wird dadurch zumindest abstrakt etwas klarer: das Mögliche neu bestimmen und durchsetzen. Goebbels ging geschickt vor, wenn er Drohung und Schmeichelei, Lüge und Wahrheit, Betroffenheit und Empörung so vermischte, dass der Zuhörer sich am Ende nur darauf verlassen konnte, dass wenn er Goebbels glaubte und ihm folgte, ihm nichts passieren konnte. Echte Orientierung war unmöglich. Bei kritischen Zuhörern (vgl. Kap. 5) führte dies zu erhöhter Skepsis und einer starken Ablehnung des Systems, bei unkritischen Hörern konnte es offensichtlich zu Begeisterung führen, hervorgerufen durch Angst oder das Bewusstsein, auf der „richtigen Seite“ zu stehen. Die Verführungskraft des NS war groß, vermutlich auch, weil seine Verwirrungskraft groß war.

#### 4.3 Die Folgen: Rudolf Höß: Eine Analyse ausgewählter Aussagen aus seinen Aufzeichnungen über Auschwitz nach dem Krieg

Rudolf Höß war nicht der einzige Lagerkommandant von Auschwitz. Dennoch wird er so gesehen, denn das fast fünf Jahre bestehende Lager wurde dreieinhalb Jahre lang von ihm geführt.<sup>1035</sup> In der Zeit der großen Vernichtungswellen war er der zuständige Oberbefehlshaber des Ortes, der mit seinem Namen wie kein anderer für den Schrecken des Genozids steht. Ein Jahr nach Kriegsende wurde er in Norddeutschland gefasst und in Polen vor Gericht gestellt. Nach der Auslieferung an Polen verbrachte Höß zehn Monate in Untersuchungshaft in Krakau, in der er eine Art geschöner Autobiographie verfasste.<sup>1036</sup> Dieser Text enthält auch den bekanntesten und hier interessantesten Teil „Kommandant von Auschwitz (1940-1943)“<sup>1037</sup>. Ähnlich Eichmann sah Höß sich lediglich als Erfüller ihm auferlegter Pflichten. Als er im Hauptkriegsverbrecherprozess in Nürnberg aussagte, war es seine Sachlichkeit, die die Zuhörer, auch die Angeklagten, obwohl sie natürlich im Bilde gewesen sein mussten, erschreckte. Für Höß scheint diese Sachlichkeit selbstverständlich gewesen zu sein. Woran lag das? Sadist war er vermutlich nicht.<sup>1038</sup> Vielmehr entsprach er dem Ideal des kühlen, unkritischen Befehlsempfängers. Der Inhalt der Pflichterfüllung, der Sinn des Gehorsams, abseits vom Gehorsam, sollte irrelevant sein und war es für Höß wohl auch.<sup>1039</sup> Ganz im Sinne der goebbelsschen Sprachverwendung wurde im Lager das Verständnis von Gewissenhaftigkeit ganz neu geprägt, so Martin Broszat:

---

<sup>1035</sup> Vgl. Broszat 1979, 7.

<sup>1036</sup> Vgl. ebd., 7f.

<sup>1037</sup> Enthalten in Broszat 1979, 90-134.

<sup>1038</sup> Vgl. Broszat 1979, 15.

<sup>1039</sup> Vgl. ebd., 16.

„In diesen Worten manifestiert sich die gleiche Umdeutung roboterhafter Pflichterfüllung zu einem hehren Tugendbegriff wie in Höß' Aufzeichnungen. Wiederholt betont Höß dort, wie sehr er sich gegen die ‚Gangstertypen‘ in den Reihen der SS-Bewachungsmannschaften gewehrt habe, und erläutert selbstbewußt, wieso Schikane und Willkür ebenso wie ‚fahrlässige Gutmütigkeit‘ seitens der Wachhabenden dem System der Konzentrationslager und seiner Effektivität nur abträglich gewesen seien. Die im Sinne des Nationalsozialismus ‚idealen‘ Kommandanten der Konzentrationslager waren letztlich nicht die persönlich brutalen, [...] sondern Höß und seinesgleichen. Ihre ‚aufopfernde Hingabe‘ an den Dienst im Konzentrationslager und ihre nie rastende Tätigkeit machten das System der Lager funktionsfähig, dank ihrer ‚Gewissenhaftigkeit‘ konnte als eine Einrichtung der Ordnung und Erziehung erscheinen, was ein Instrument des Terrors war.“<sup>1040</sup>

Diese Gewissenhaftigkeit wurde vermutlich sprachlich begünstigt, denn erst die Sprache konnte die Verbindung zwischen dem Klang „Gewissenhaftigkeit“ und dem tatsächlichen Inhalt etablieren, der der Gewissenhaftigkeit entschieden widersprach. Umgekehrt unterstützte womöglich auch die Welt des Lagers die Sprach-Veränderung, indem z.B. das vergleichsweise stille Töten der Gaskammern das Konstrukt der „Schädlingsbekämpfung“<sup>1041</sup> untermauerte. Die Begriffsverwirrung und damit einhergehende Neuordnung der Moral zeigte sich auch darin, wie Höß vom Töten von Kindern sprach. Berichtete er beispielsweise von der Tötung von Kindern der Sinti und Roma, betonte er lediglich, wie schwer es für ihn war, diese Wesen töten zu müssen, und wie bemitleidenswert er dementsprechend gewesen sei.<sup>1042</sup> Martin Broszat kommentiert Höß' Sprachgebrauch wie folgt:

„Ihr Gefühl der Rechtschaffenheit war faktisch durch nichts zu zerstören. [...] Bei Höß läßt sich das schon am Wortgebrauch erkennen. Er nennt ‚falsch‘, was ‚verbrecherisch‘ war, und bezeichnet die Terrormaßnahmen von Dachau als ‚Strafen‘, die zu hart gewesen seien, um sich dann im gleichen Atemzuge über die ausländische ‚Greuelhetze‘ zu verwundern, deren man nicht Herr werden konnte, ‚auch wenn man ...Tausende [von Juden] deswegen erschossen hätte (S. 113). Dieselbe konfuse Paradoxie wird sichtbar, wo Höß die Kristallnacht erwähnt und schreibt, überall in den Synagogen sei Feuer ‚ausgebrochen‘. Dergleichen Beschönigungsformeln, die Höß oft ganz naiv und ohne direkt apologetische Absicht gebraucht, sind überhaupt symptomatisch für die Zwieltigkeit seines

---

<sup>1040</sup> Ebd., 16, vgl. ebd. für das Himmler-Zitat, worauf sich zu Beginn bezogen wird, vgl. dafür ebenso Hilberg 1991, 1079.

<sup>1041</sup> Broszat 1979, 17, vgl. ebd.

<sup>1042</sup> Vgl. ebd., 18.

Lebensberichts, in welchem selbst das faktische Eingeständnis noch vom NS-Denk- und Sprechschema geprägt ist.<sup>1043</sup>

Diese Einsicht soll nun anhand des bereits erwähnten Abschnittes „Kommandant von Auschwitz (1940-1943)“ untersucht werden, um festzustellen, wie genau das hier beschriebene Schema der Sprachverwendung des NS von Höß angewandt wurde.

Höß begann seinen Bericht mit der Ankunft in Auschwitz. Er hielt fest, wie schlecht die Ausgangslage des Lagers war. „Von vornherein war mir klar, daß aus Auschwitz nur etwas Brauchbares werden könne durch unermüdlich zähe Arbeit aller, vom Kommandanten bis zum letzten Häftling.“<sup>1044</sup> Nach Höß schienen also sowohl SS als auch Häftlinge am gleichen „brauchbaren“ Ziel zu arbeiten. Er suggerierte, dass alle an einem Strang zogen, obwohl das „Brauchbare“ an Auschwitz für die SS ja gerade in der Vernichtung der Häftlinge bestand. Er betonte, wie überlastet er war und wie damit das Ziel, bessere Arbeitsleistung durch bessere Behandlung zu erreichen, erschwert wurde.<sup>1045</sup> Angesichts der Tatsache, dass in Auschwitz etwa ein Viertel aller ermordeten Juden getötet wurden, ist die Verbindung „besser behandelt“ substanzlos, vor allem in Verbindung mit der Formulierung das „Äußerste an Leistung“<sup>1046</sup> verlangen zu wollen. Diese bestand ja vonseiten der SS darin, möglichst viele Menschen zu töten. Von „besser“ im herkömmlichen Sinne bleibt nur der Klang vertraut. An der Mitarbeit der SS ließ Höß kein gutes Haar: „Doch schon in den ersten Monaten, ja ich kann sagen in den ersten Wochen, wurde ich bitter gewahr, daß alles gute Wollen, alle besten Absichten zerschellen mußten an der menschlichen Unzulänglichkeit und Verbohrtheit des größten Teiles der mir zugeteilten Führer und Männer.“<sup>1047</sup> Diese Aussage gilt es einzuordnen: Höß sah sich selbst hier nach eigener Aussage als jemanden, der mit Auschwitz einen Platz schaffen wollte, der für die Gefangenen besser war als andere Lager, das Ziel dieses „besseren“ Lebens sollte aber der technisierte Tod sein. Seine Mitarbeiter, also die SS, liefen diesem seinem Ziel nach eigener Aussage zuwider. Dabei war das Ziel der SS ebenso der Tod der Gefangenen. Er nennt sein Verhalten also gut, das der SS aber schlecht, obwohl es genau das Gleiche war. Außerdem zieht er eine Grenze zwischen der SS und sich selbst, obwohl er selbst dazugehörte. „Gut“ oder vielmehr „besser“ war also eine Kategorie von Höß, die ihn willkürlich zu bevorzugen schien. Das könnte einerseits die moralische Willkür

---

<sup>1043</sup> Ebd., 19. Die Seitenangabe bezieht sich auf das genannte Buch. Der hier verwendete Begriff der „Kristallnacht“ ist nicht unumstritten. Vgl. hierzu das Kapitel 6.1 in der vorliegenden Arbeit.

<sup>1044</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 91.

<sup>1045</sup> Vgl. ebd., 91f.

<sup>1046</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 91f.

<sup>1047</sup> Ebd., 92.



des NS zeigen oder aber den Versuch, den Kopf aus der ihm drohenden Schlinge zu ziehen, da ihm, und das war ihm zweifellos bewusst, die Todesstrafe drohte.

Auch die Häftlinge verhielten sich nicht so, wie Höß es sich vorstellte. „Es wurden von vornherein Maximen großgezogen, die sich später unheimlich böse auswirken sollten.“<sup>1048</sup> Hier suggerierte Höß eine Macht der Eingesperrten, die es nicht gab. Was ihnen in Auschwitz geschah, wäre ihnen außerdem in jedem Fall passiert, unabhängig vom eigenen Verhalten. Insgesamt schien er sich als Marionette der von den anderen geschaffenen Umständen zu sehen, obwohl er ja als Kommandant alle Fäden in der Hand hielt. Er stilisierte sich als Ohnmächtigen, obwohl er der Machthaber war. Wenn man aber hilflos den Geschehnissen ausgesetzt war, trug man auch keine Verantwortung für sie. Dies mag das unbewusste oder bewusste Ziel dieser Verkehrung gewesen sein. Er betonte an anderer Stelle die moralische Verworfenheit des SS-Mannes Hans Aumeier. Broszat zitiert aus Höß' Aufzeichnungen über ihn „[...] Meier sei eine ‚der Kreaturen Kochs‘ aus Buchenwald gewesen, ‚die jede Schweinerei ausführten, ein richtiger Gangster“<sup>1049</sup>. Offenbar hielt er sein eigenes Tun in Auschwitz für das Gegenteil dessen, was ein Gangster tut. Dass das Ergebnis der Arbeit beider Lagerkommandanten (Karl Koch war der Kommandant von Buchenwald) dasselbe war, nämlich massenhafte Tötung von Menschen, scheint er für die Einschätzung seines Tuns nicht erwähnenswert zu finden, sogar irrelevant, obwohl er tatsächlich als der Kommandant des viel größeren Lagers mit viel mehr Toten eher der größere „Gangster“ von beiden war. Höß schien hier aber nicht das Ergebnis, sondern die Einstellung zum eigenen Tun oder die Motive dafür als ausschlaggebendes Kriterium vorzuschweben. Wenn Böses geschehen war, so nur deswegen, weil seine Befehle verkehrt wurden und er die sinngemäße Ausführung seiner Befehle nicht bis ins letzte überwachen konnte, dies war „nie und nimmer zu erreichen“<sup>1050</sup>. Er beschäftigte sich lieber mit den seiner Ansicht nach „guten“ Taten seiner Kommandantur. Er musste dafür sorgen, dass Treibstoff und dazugehörige LKW beschafft wurden und fuhr dafür weitere Strecken, auch Stacheldraht war schwer zu bekommen.<sup>1051</sup> Dass sowohl LKW als auch Stacheldraht keinem „guten“ Sinn dienen sollten, war für die Einschätzung seiner Taten für ihn nicht erwähnenswert. Er schien sogar Lob für sein Pflichtbewusstsein zu erwarten, vielleicht eine Strafminderung, denn er verfasste seine Aufzeichnungen ja bereits in Gefangenschaft. Er setzte sich seiner Ansicht nach „[...] *nur* für die Häftlinge ein [...] Ihr [dieser Aufgabe] galt mein ganzes Sinnen und Trachten. Ihr hatte sich alles unterzuordnen. Nur von diesem Standpunkt aus hatte ich das Ganze zu lenken“<sup>1052</sup>. Der Leiter eines Arbeitslagers, das den Tod aller Inhaftierten zum Ziel hatte, beteuerte, dass er sich

---

<sup>1048</sup> Ebd., 93.

<sup>1049</sup> Broszat 1979, 93, FN 1, Zitate im Zitat von Höß, vgl. ebd.

<sup>1050</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 94, vgl. ebd.

<sup>1051</sup> Vgl. ebd., 94f.

<sup>1052</sup> Ebd., 96.

für eben diese Häftlinge einsetzte, dass diese Aufgabe sogar sein „ganzes Trachten“ abbildete. Zum einen könnte hier wiederum die Hoffnung auf Strafminderung eine Rolle gespielt haben, zum anderen wäre es möglich, dass Höß seine Aufgabe auch unabhängig von seiner lebensbedrohlichen Situation so beschrieben hätte. Aus seinem Blickwinkel waren die Häftlinge der Fokus seiner Pflichterfüllung und auch dann, wenn sie am Ende indirekt durch seine Hand starben, stellte es womöglich keinen Widerspruch für ihn dar, sich vorher für sie „einzusetzen“, also z.B. Baumaterialien für das Lager zu beschaffen.

Er stilisierte sich selbst als Opfer des Systems, wenn er betonte, wie er in Auschwitz verwandelt wurde, überall nur noch Böses vermutete und sah, misstrauisch allem und jedem gegenüber wurde und dabei „[...] viele, brave und ordentliche Menschen verletzt“<sup>1053</sup> hatte. „Ich sah nur noch meine Arbeit, meine Aufgabe“, schrieb Höß. „Alle menschlichen Regungen wurden dadurch zurückgedrängt.“<sup>1054</sup> Er fühlte sich wie hinter einer „Glaswand“<sup>1055</sup>, betonte er. Ganz in der Art des Spiegelreflexes (vgl. dafür Kap. 5.1 für eine ausführliche Schilderung, kurz gesagt, ein Verhalten, bei dem man, gleich einer reflexartigen Spiegelung, eigenes und fremdes Handeln sprachlich vertauscht zum Zwecke der Manipulation) verwendete er die Lage der Häftlinge, die tatsächlich hinter einer Glaswand lebten, die sie von ihrem ursprünglichen Status als Mensch trennte, und stilisierte sich hier selbst zu einem Opfer einer solchen Behandlung. Gut und Böse schienen nur im Hinblick auf seinen mentalen Zustand relevant zu sein. Alles andere schien keine Kategorie zu sein, die in der Sprache seiner Moral eine Rolle spielte. Nach wie vor ordnete er sein Tun einer „Arbeit am Aufbau“<sup>1056</sup> zu. Dabei war dieser „Aufbau“ ein Zerstören, denn er hatte den Tod von Menschen zum Ziel. Höß beschrieb, mit welcher „Schärfe“ und „Unerbittlichkeit“<sup>1057</sup> Druck auf ihn ausgeübt wurde und wie sowohl SS als auch Häftlinge (er nannte hier beide zusammen, als ob sie durch ihr ähnliches Verhalten ihm gegenüber zusammengehört hätten) passiven Widerstand gegen ihn leisteten.<sup>1058</sup> Ein Lagerkommandant sprach also von „Unerbittlichkeit“ und „Schärfe“ ihm gegenüber, in Bezug auf Menschen, die ihm allesamt untergeben waren.

Er sah sich als SS-Mann als Opfer. Dazu passend war seine Charakterisierung der Häftlinge als unmoralische Wesen:

„Man mußte annehmen, daß das allen gleiche Los, das gemeinsame Leid zu einer unzerstörbaren, unzerreißbaren Gemeinschaft, zu einem felsenfesten Zusammenhalten

---

<sup>1053</sup> Ebd., 97, vgl. auch ebd., 96f.

<sup>1054</sup> Beide Zitate ebd., 97.

<sup>1055</sup> Ebd.

<sup>1056</sup> Ebd., 98.

<sup>1057</sup> Beide Zitate ebd., 99.

<sup>1058</sup> Vgl. ebd., 98f.

führen müßte: – Weit gefehlt! Nirgends tritt der nackte Egoismus so kraß zutage wie in der Gefangenschaft. Und je härter das Leben in dieser, um so krasser das egoistische Verhalten. Aus Selbsterhaltungstrieb. – Selbst Naturen, die im gewöhnlichen Leben draußen stets hilfsbereit und gutmütig waren, können in der harten Haft ihre Mitgefangenen mitleidlos tyrannisieren, wenn sie sich dadurch ein klein wenig ihr Leben erträglicher gestalten können.<sup>1059</sup>

Höß vertauschte hier die Verantwortlichkeiten: Die Häftlinge selbst erschwerten sich gegenseitig ihr Leben. Hätten sie zusammengehalten, wäre es ihnen deutlich besser ergangen. Es scheint so, als ob Höß hier sein Tun legitimer erscheinen lassen wollte, dadurch, dass er beschrieb, wie unmoralisch die Eingesperrten waren. Dass er selbst den Opfern jegliche Lebensgrundlage entzog und sie dadurch zwangsläufig auf die Selbsterhaltung zurückgeworfen wurden, ließ er unerwähnt. „Und je härter das Leben“ war die einzige Formulierung, die auf die nicht-selbstgemachten Schwierigkeiten der Opfer hinwies, diese aber zugleich als schicksalhaft und unumgänglich darstellte.

Auch der Hinweis auf Auschwitz mit der Formulierung der „Gefangenschaft“ griff verharmlosend zu kurz: das Lager war kein Ort mit den Bedingungen beispielsweise eines Gefängnisses. Sein Wort suggerierte aber eine Vergleichbarkeit oder sogar Bedeutungsgleichheit.

Außerdem war auch das Verhalten in einem Konzentrationslager nicht mit dem Handeln in Freiheit, ohne Hunger und Todesdrohung, vergleichbar. In Auschwitz ging es ständig um Leben oder Tod. Als Eingesperrter das „ein klein wenig“ bessere Leben anzustreben, auch auf Kosten anderer, konnte entscheidend sein. Zu behaupten, im Lager käme der Mensch, wie er „nackt“ und wirklich ist, als „Adam“<sup>1060</sup>, zum Vorschein, wie Höß es tat, ist falsch. Das, was den Menschen als Menschen oder als Individuum ausmachte, war das, was durch die ständige Not eliminiert wurde. Der wahre Charakter ist gerade nicht der, der im Todeskampf ist, in solchen Momenten (oder wie im Falle Auschwitz: Tagen, Wochen, Monaten, Jahren) greift ein allgemeiner Überlebenswille. Alle Menschen brauchen Nahrung, Wärme, Trockenheit. Wie jemand im Inneren, „nackt“, tatsächlich ist, war dort ausdrücklich egal.<sup>1061</sup>

Höß' Ansicht nach gab es für die Lager-Häftlinge im Grunde „[...] kein[en] Grund zum Verzweifeln“, da sie ab einem bestimmten Punkt wissen konnten, dass „[...] die Niederlage der Achsenmächte nur noch eine Frage der Zeit war“<sup>1062</sup>. In den darauffolgenden Sätzen betonte er

---

<sup>1059</sup> Ebd., 100.

<sup>1060</sup> Beide Zitate ebd., 101.

<sup>1061</sup> Vgl. ebd.

<sup>1062</sup> Beide Zitate ebd., 102.

jedoch, dass die Häftlinge jederzeit auf die eine oder andere Weise getötet werden konnten und ihnen das natürlich auch bewusst war.<sup>1063</sup> Es gab also, entgegen seiner damit selbst als unpassend gekennzeichneten Meinung, sehr wohl einen Grund zum Verzweifeln. Aber auch davon gab es nach Höß einen Ausweg: Flucht. „Dazu gehörte in Auschwitz nicht viel, der Fluchtmöglichkeiten gab es unzählige. [...] Mit etwas Wagemut und ein klein wenig Glück war es zu machen. [...] Waren sie erst mal außerhalb der Postenkette, so half ihnen die in der Umgebung wohnende Zivilbevölkerung schon weiter. Das weitere war dann kein Problem mehr.“<sup>1064</sup> Eine Schilderung, deren Gegenteil der Wahrheit entsprochen hat. Die Flucht aus Auschwitz war waghalsig, gefährlich und sehr selten. Geflohene wurden verfolgt, gequält und getötet, mit ihnen wurden viele andere bestraft.<sup>1065</sup> Von wenig Bewachung und einer leichten Flucht konnte nicht die Rede sein.

Höß kategorisierte sogar die Sterbenden: die, die für eine Idee starben, starben aufrecht und würdevoll, die Verbrecher würdelos und um Gnade flehend.<sup>1066</sup> Für welche Idee die Aufrechten starben, warum dies an einem Ort wie Auschwitz, wo Ideen keinen Wert hatten, wertvoller gewesen sein sollte, obwohl die Ideen, die der Propaganda widersprachen, der Grund sein konnten, warum man in ein KZ kam, ob nur zugeschriebene Idee (z.B. Bolschewismus) oder tatsächliche (z.B. andere politische Einstellung), bleibt unklar. Und „die Asozialen“<sup>1067</sup>, wie Höß die sich wehrenden Opfer beschrieb, waren doch nach offiziellem NS-Sprachduktus *alle* Insassen des Konzentrationslagers. Das würdelose System der KZ, das zuallererst ein solches Verhalten hervorrief, blieb von ihm in seiner Begründung unerwähnt. Das Wort „asozial“ in seiner tatsächlichen Bedeutung wurde mehrfach verkehrt, von der tatsächlichen in die Nazi-Bedeutung und von Höß noch einmal willkürlich individualisiert.

Immer wieder betonte Höß die Vorteile von Auschwitz für die Häftlinge, etwa dadurch, dass er beschrieb, dass bei der Möglichkeit einer Verlegung keiner weg wollte und dies wohl daran lag, wie viel Einfluss man in Auschwitz üben konnte.<sup>1068</sup> Viel eher lässt sich das aber wohl dadurch erklären, dass man mit Lügen rechnen konnte und „Verlegung“ genauso ein anderes Wort für „Tod“ sein konnte wie „Desinfektion“. Sein Text ist immer wieder ein Ausweis nazistisch verkehrter Begriffe. Birkenau beispielsweise wurde von Höß als „Kriegsgefangenenlager“ bezeichnet. Die russischen Häftlinge, die es „aufbauen“ sollten, kamen „in einem völlig heruntergekommenen Zustand“<sup>1069</sup> an. Damit wollte er vermutlich das Ausgangslager der Ankommenden kritisieren. Dass in ihrem

---

<sup>1063</sup> Vgl. ebd.

<sup>1064</sup> Ebd., 102f.

<sup>1065</sup> Exemplarisch ist hier der Fall von Mala Zimetbaum und ihrem Freund (vgl. Huber 2006). Sie wurden geschnappt, gequält und ermordet.

<sup>1066</sup> Vgl. Broszat 1979, 104.

<sup>1067</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 104.

<sup>1068</sup> Vgl. ebd.

<sup>1069</sup> Alle drei Zitate ebd., 105, vgl. ebd.

neuen „Gefangenenlager“ Schmutz und Verwahrlosung keinesfalls der Extremfall war, sie am Ende also nicht verdreckt, sondern wahrscheinlich tot sein würden, blieb unerwähnt. „Essenzugaben“<sup>1070</sup>, die Höß ihnen zwecks körperlicher Kräftigung angeblich zukommen ließ, waren bei russischen Kriegsgefangenen mehr als unwahrscheinlich und nach nationalsozialistischem Wertesystem auch nicht legitim, musste der Bolschewismus doch gerade in Gestalt der Russen bekämpft werden. Er beschrieb auch, wie rücksichtslos die Gefangenen nach Essbarem suchten und wie sie dabei zum Teil auch Gewalt anwandten.<sup>1071</sup> Dies schilderte er mit einer gewissen Empörung, außer acht lassend, dass er nicht nur für diese, sondern für jedwede Brutalität im Lager verantwortlich war. Auch dass die russischen Gefangenen, wenn sie überlebten, mehr und mehr auf ihre Triebe zu essen und zu überleben reduziert wurden und nur die überleben konnten, die sich vehement gegen andere durchsetzten, verbuchte er als deren und nicht als seine Unmenschlichkeit. Er warf ihnen dabei auch vor, zu Tieren geworden zu sein.<sup>1072</sup> Dabei zielte die Propaganda darauf ab, dass Bolschewisten und Juden keine echten Menschen waren und man sie dementsprechend auch nicht so behandeln durfte. Jemandem alles zu nehmen, was ihn zum Menschen machte, inklusive seiner Würde, und ihm sodann vorzuwerfen, dass er keine mehr besitze, passte zur Propaganda, die ja ebenfalls die Tatsachen den Berichten anpassen wollte (vgl. Kap. 4.2). Höß attestierte den Eingesperrten eine „Massenpsychose“<sup>1073</sup>, wenn sie bei dem Wort „Verlegung“ mit Vergasung rechneten. Obwohl dies durchaus nicht unüblich bzw. unmöglich war, da sowohl in Zusammenhang mit diesem Wort als auch generell in Auschwitz permanent getötet wurde, stempelte Höß die Menschen, die dies nur erkannten, als geisteskrank ab. Psychotisch, also von der Realität abgekoppelt,<sup>1074</sup> wäre aber das Gegenteil gewesen.<sup>1075</sup>

Um seine Menschlichkeit zu betonen, stellte Höß heraus, dass der RFSS (also Himmler) bestimmte „Hauptstämme der Zigeuner“ erhalten sehen wollte zu „Forschungszwecken“<sup>1076</sup>. Das sollte wohl darüber hinwegtäuschen, dass trotzdem viele Tausende Sinti und Roma und andere Ethnien ermordet wurden. Die sogenannte Forschung aber, tatsächlich Menschenversuche mit Foltercharakter, endeten in Auschwitz außerdem meistens ebenfalls tödlich. Verräterisch ist die Bezeichnung von Höß, man wollte diese Gruppen unter „Denkmalschutz“<sup>1077</sup> stellen. Denkmale

---

<sup>1070</sup> Ebd.

<sup>1071</sup> Vgl. ebd., 106.

<sup>1072</sup> Vgl. ebd., 107.

<sup>1073</sup> Ebd.

<sup>1074</sup> Vgl. Freud 2010, 40f.

<sup>1075</sup> So beschreibt etwa der Historiker Christian Hartmann den Umgang mit den sowjetischen Kriegsgefangenen als „das größte Verbrechen der Wehrmacht“ (Hartmann 2011, 65). Nach dieser Quelle sind bereits in den Lagern der Wehrmacht 3 Millionen sowjetischer Kriegsgefangener gestorben, bei einer Gesamtzahl von 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen (vgl. ebd.).

<sup>1076</sup> Beide Höß-Zitate zit. nach Broszat 1979, 108.

<sup>1077</sup> Ebd., 108, vgl. ebd.

sind aber Dinge, keine Menschen. Und „Schutz“ war das Gegenteil dessen, was den genannten Ethnien in Auschwitz und anderen Lagern widerfuhr. Als ob die bloße Verwendung dieses Begriffs die dazugehörige Handlungsweise und externe Bewertung dieser Handlungsweise hervorbringen könnte. Höß betonte auch, dass er eifrig versucht habe, Kindernahrung für die Kinder dieser unter Denkmalschutz gestellten Menschen zu erhalten. Dies sei aber abgelehnt worden, da das Ernährungsministerium Kindernahrung für Lager ablehne.<sup>1078</sup> Hier wollte Höß wohl seinen guten Willen, gepaart mit seiner Ohnmacht in Bezug auf die Organisation verdeutlichen. Dies misslang jedoch, denn diese Lieferungen wurden aus einem bestimmten Grund abgelehnt: für Kinder gab es in Auschwitz keine Funktion. Da sie nicht arbeiten konnten, wurden sie in den meisten Fällen sofort nach ihrer Ankunft getötet. Höß, als Kommandant des Lagers, organisierte dieses Verhalten. Er versuchte durch seine Sprache eine individuelle Realität zu schaffen, die mit der Realität des Lagers, also auch seiner tatsächlichen individuellen Rolle innerhalb desselben, nichts zu tun hatte.

Um Vorwürfe auszuräumen, erwähnte er in diesem Zusammenhang auch, dass die „Zigeuner“ ohnehin kein Problem mit Auschwitz hatten, da sie entweder so unbedarft waren wie Kinder und das Problem gar nicht erkannten oder bisher ein in jeder Hinsicht so schlechtes Leben geführt hatten, dass Auschwitz zumindest keine Verschlechterung darstellte.<sup>1079</sup> Höß versuchte möglicherweise, durch die Herabsetzung der Opfer ihre Tötung legitim oder zumindest verständlich erscheinen zu lassen. Er berichtete, wie schwer es ihm fiel, wenn er von Familienangehörigen in anderen Lagern gefragt wurde, wie es ihren Verwandten ginge, angemessen zu antworten, wenn diese bereits vergast waren.<sup>1080</sup> Dies empfand er anscheinend als für seinen Charakter bezeichnender als die Tatsache, dass er für das dazugehörige Tun, das Vergasen, verantwortlich war. Er legte auch dar, dass diese Ethnie keinerlei Unrechtsbewusstsein in Bezug auf das Stehlen habe. Sie hätten einfach nicht verstehen können, dass man dafür bestraft wurde.<sup>1081</sup> Er wollte damit möglicherweise suggerieren, a) dass es in Auschwitz einen nachvollziehbaren Moralkodex gegeben hat und b) dass die Tötung bestimmter Menschengruppen nicht als moralisch verwerflich beurteilt werden konnte, da sie keine rationalen Wesen waren. Das moralische Vokabular wurde in Auschwitz willkürlich verwendet: Verwerflich und geboten, gut und böse, bestrafens- oder lobenswert, rational oder irrational waren Einteilungen, die ohne inhaltliches Fundament auskamen. Höß sah sich im Recht, trotz offensichtlicher eigener Irrationalität. Dies zeigt auch das folgende Beispiel: Ganz gleich, wie oft Höß auf Vergasungen oder Tötungen im Allgemeinen zu sprechen kam, war das, was der militärische Gegner über die Konzentrationslager

---

<sup>1078</sup> Vgl. ebd., 109.

<sup>1079</sup> Vgl. ebd., 110.

<sup>1080</sup> Vgl. ebd.

<sup>1081</sup> Vgl. ebd., 111.

verbreitete „Greuelpropaganda“<sup>1082</sup>. Höß betonte auch, dass er das Format des „Stürmers“ nicht gut fand. Es sei dem „ernsthaften Antisemitismus“<sup>1083</sup> abträglich gewesen. Warum er sein eigenes Verhalten „ernsthafter“ und dadurch „besser“ bewertete, bleibt unklar.

Diese Sprach-Absurdität zeigte sich auch, wenn er die „Kristallnacht“ und ihre Folgen beschrieb. Er gab zwar ganz offen zu, dass dieses Verbrechen eine Rache für den in Paris erschossenen Ernst vom Rath war, jüdische Geschäfte angegriffen, Juden verhaftet und Feuerwehren am Löschen der Feuer in den Synagogen gehindert wurden, aber im gleichen Satz wählte er die Formulierung (wie oben bereits erwähnt) dass „[...] überall in den Synagogen Feuer ausbrach [...]“<sup>1084</sup>. Diese Redensart suggerierte einen elektrischen Kurzschluss, zündelnde Kinder oder einen übergriffigen Waldbrand, aber jedenfalls: einen Unfall. Das, was tatsächlich im November 1938 geschah, war jedoch mutwillige Brandstiftung. Gleichzeitig erwähnte er aber, dass viele Juden „[z]u ihrem eigenen Schutz vor der Wut des Volkes“<sup>1085</sup> verhaftet wurden. Diese Redewendung setzte er in Anführungszeichen – ob als Zitat oder Distanzierung zu dieser Deutung (was im Nachgang zum vorher geäußerten „Ausbrechen des Feuers“ unwahrscheinlicher wirkt), blieb ungesagt. Seine Situation in Sachsenhausen zu dieser Zeit beschrieb er folgendermaßen: „Bis dahin war Sachsenhausen fast judenrein, nun auf einmal die Judeninvasion.“<sup>1086</sup> Dieser Satz ist nach nationalsozialistischer Sichtweise sinnlos. Die Lager waren dazu da, Menschen jüdischen Glaubens und andere ernannte Feinde des Staates einzusperren. Ein von Juden „reines“ Lager war also das Gegenteil des eigentlichen Ziels. Besonders frappierend ist aber, die Ströme von festgenommenen und zwangsweise festgehaltenen Juden als „Invasion“ zu bezeichnen. Als ob die Juden die Lager besetzt oder gestürmt hätten, jedenfalls freiwillig gekommen wären. Da er die „Schutzhaftjuden“<sup>1087</sup> thematisierte, widersprach er sich damit selbst. In Bezug auf Juden von einer „Invasion“ zu sprechen oder „Judenreinheit“ anzustreben, war womöglich falsch verwendete Propaganda-Sprache oder aber die noch andauernde Gewissheit, abgeleitet von seinem ehemaligen Status, sagen zu können, was man wollte, ob sinnvoll oder sinnlos, ohne dafür belangt zu werden.

Auch in Bezug auf die „Greuelpropaganda“ verstrickte er sich immer wieder in widersprüchliche Aussagen. Einerseits hielt er den Begriff für angemessen und glaubte, dass über die Behandlung der Juden z.B. in den Konzentrationslagern gelogen würde, andererseits sagte er: „Die Greuel-Hetze ging auch weiter, auch wenn man Hunderte, ja Tausende deswegen erschossen hätte.“<sup>1088</sup>

---

<sup>1082</sup> Ebd., 112, vgl. ebd.

<sup>1083</sup> Ebd.

<sup>1084</sup> Ebd., 113, vgl. ebd.

<sup>1085</sup> Ebd.

<sup>1086</sup> Ebd.

<sup>1087</sup> Ebd.

<sup>1088</sup> Ebd., vgl. ebd.

Damit bestätigte er indirekt, dass es Greuel gab, über die berichtet werden konnte, Erschießungen zum Beispiel. Im folgenden Satz sagte er dann ganz offen: „Daß man die Juden, die man in der Hand hatte, wegen der Greuelverbreitung ihrer Rassegenossen bestrafte, hielt ich damals für richtig.“<sup>1089</sup> Er behauptete also einerseits, dass die Greuel, die von den Juden berichtet wurden, erfunden waren, andererseits bewertete er eine Form der Bestrafung für diese Verbreitung als richtig, die das angebliche Vorurteil zur Tatsache machte. Einerseits meinte er also, im ersten Zitat dazu, dass es nicht zielführend sei, die Juden deswegen zu töten, andererseits schon. Dabei kann etwas nicht zugleich auf eine bestimmte Weise sein und auf dieselbe bestimmte Weise nicht. Höß erwähnte auch, dass viele jüdische Capos so schlecht zu ihren Untergebenen waren, dass sich diese teilweise umbrachten „aus Verzweiflung vor *dem* Verhalten“<sup>1090</sup>. Damit wollte er wohl herausstellen, dass die Juden sich nicht wegen des Verhaltens der SS töteten. Abgesehen davon, dass der allergrößte Teil der Juden umgebracht *wurde*, und dies natürlich von der SS, vertauschte er hier Ursache und Wirkung. Wenn es so war, was nicht unwahrscheinlich ist, dass die Capos unmenschlich waren, lag das doch daran, dass die SS sie so schikanierte, dass sie lieber fremdes als eigenes Leben riskieren wollten. Das lässt erkennen, wie Höß, bewusst oder unbewusst, die Tatsachen falsch darstellte. Gleich darauf betonte er, dass er nie Juden gehasst habe, ihm überhaupt das Gefühl des Hasses nicht eigen sei.<sup>1091</sup> Ob er die Juden nun aber als Feinde seines Volkes oder als Hass-Objekte millionenfach in den Mord führte, schien für ihn von einiger Bedeutung zu sein, obwohl dies sowohl für die Bewertung der moralischen als auch der juristischen Schuld unerheblich ist. Denkbar ist, dass Höß hier andeuten wollte, dass die Juden selbst für ihre Behandlung verantwortlich waren, da sie die Deutschen hassten und die Deutschen sich dagegen verteidigen mussten, er also letztlich nur sein eigenes Verhalten als rechtfertigbar darstellen wollte.

Auch die harmloser anmutenden Sätze waren angereichert mit nationalsozialistischem Denken: „Die Juden haben allgemein ein starkes Familiengefühl.“<sup>1092</sup> Dies sollte eine bestimmte Rasse kennzeichnen, die definierte, andere Eigenschaften hatte als andere. Eine Rasse, die von Menschen beobachtet wird, ähnlich einer Klassifizierung in einem biologischen Fachbuch zur Tierbeobachtung. Dieser Tonfall und diese Bewertung der Lage zeigt, wie tief verwurzelt die Annahme einer tierischen Stellung des Nicht-Ariers bei Höß war. Als er die Gewalt eines Außenkommandos beschrieb,<sup>1093</sup> hielt er fest: „Ich glaube [sic] nicht, daß Männer je zu solchen Bestien werden könnten.“<sup>1094</sup> Zunächst schloss dieser Satz einmal aus, dass er selbst eine Bestie

---

<sup>1089</sup> Ebd.

<sup>1090</sup> Ebd., vgl. ebd.

<sup>1091</sup> Vgl. ebd., 114.

<sup>1092</sup> Ebd., 115.

<sup>1093</sup> Vgl. ebd., 116.

<sup>1094</sup> Ebd., 116.



war. Das war von der eigenen Ideologie gestützt. Allerdings widersprach er dieser Ideologie mit seiner Aussage in gewisser Hinsicht auch. In dieser Situation ging es nämlich um kriminelle Gefangene, die (wahrscheinlich vor allem) jüdische getötet hatten. Kriminelle jedoch konnten auch Deutsche sein. Sie also unabhängig von ihren früheren Taten als Bestien zu bezeichnen, wenn sie jüdische Häftlinge töteten (Polen oder Russen wurden ebenfalls als „minderwertig“ eingestuft), müsste eigentlich bedeuten, dass Höß auch eine Bestie war. Hier schien es Höß jedoch auf die Art des Tötens anzukommen: Das Töten in der Gaskammer war sehr viel mittelbarer. Stringent argumentiert müsste aber innerhalb der hößschen Moral *jedes* Töten eines Juden legitim gewesen sein. Man erkennt, wie willkürlich Höß Gut und Böse vertauschte und je nach eigenem Gutdünken verwendete.

An einer Stelle beschrieb Höß, wie schwierig es gewesen sei, weibliche Aufseher für das Frauenlager zu finden und wie daraufhin Rüstungsfirmen mit weiblichen Häftlings-Angestellten dazu gezwungen wurden, einen bestimmten Anteil der Belegschaft dazu zu verpflichten. „Daß diese Firmen nicht das beste Material abgaben, ist nur zu verständlich, bei dem allgemeinen, kriegsbedingten Mangel an brauchbaren weiblichen Kräften.“<sup>1095</sup> Auch hier zeigt sich die Materialisierung eines Menschen, die Reduzierung seines Wertes auf seine Verwertbarkeit im System. Ihre Aufgaben wären von Höß wohl ähnlich beschrieben worden: Einmal kümmerten sie sich um das Rüstungsmaterial, dann um das Arbeitermaterial in Auschwitz. Die Qualität der Aufseherinnen ließ nach Höß jedoch zu wünschen übrig. Er fand sie unzuverlässig und pflichtvergessen. „Doch gab es auch, wenn auch nur wenige, gute zuverlässige und hochanständige Frauen darunter. Daß diese unter *der* Umgebung, unter diesen Auschwitzer Verhältnissen böse litten, braucht nicht besonders betont zu werden.“<sup>1096</sup> Diese Aussage ist nicht ganz leicht zu dechiffrieren, da nicht klar wird, ob Höß hier durchgängig einen nationalsozialistischen Wertekosmos anlegte, oder ob er teilweise die herkömmlichen Wortbedeutungen beibehielt, jedoch in unbrauchbarer Weise. Angenommen, er verwendete das Wort „hochanständig“ hier so, dass er meinte, dass die Aufseherinnen die Häftlinge nicht quälten, sie lediglich pflichtbewusst Schritt für Schritt in den Tod führten, so ist dieses Verhalten für ihn eventuell im ursprünglichen Wortsinn anständiger als das, was vielleicht die anderen taten, indem sie sie zusätzlich körperlichen Strafen aussetzten o.Ä., jedoch keinesfalls anständig im eigentlichen Wortsinn. Allerdings scheint es an dieser Stelle auch nicht angemessen zu sein, spiegelnd „hochanständig“ mit „schlimmste, grausamste Verbrecherin“ zu übersetzen. Dies würde auch zu der übrigen Argumentation von Höß nicht passen, da er offenbar von einer möglichen Stimmigkeit von Töten und tatsächlichem

---

<sup>1095</sup> Ebd., 119.

<sup>1096</sup> Ebd., 120.

Anstand ausging. Dies war ein Irrglaube, aber diese Voraussetzung muss mitgedacht werden, sucht man seine Aussagen zu deuten. Selbstverständlich war Höß jedoch für die Verhältnisse im Lager verantwortlich, sodass er auch das Fehlverhalten seiner Aufseherinnen verantwortete. Wenn er also gleichzeitig sein Verhalten als Verantwortlicher und das Verhalten der wenigen Aufseherinnen „anständig“ fand, kollabierte spätestens hier sein Wertesystem, auch innerhalb seiner eigenen Bewertungen. Insgesamt schien er der Ansicht zu sein, dass er als oberste Instanz eines Vernichtungslagers ebenso eine oberste Instanz in Sachen Moral darstellen könne.

Für Verfehlungen jeglicher Art machte er immer wieder andere oder ihr Verhältnis zu ihm verantwortlich. „Viel, viel Böses“<sup>1097</sup> hätte nach Höß dadurch vermieden werden können, dass man besser mit ihm zusammengearbeitet oder selbst besser gearbeitet hätte. Da er mit dem „Bösen“ aber nicht die Vernichtung meinen konnte, da diese das Ziel des Lagers war, wurde seine Sorge um die Eingesperreten auch innerhalb der eigenen Argumentation ad absurdum geführt, denn man kann nicht zugleich Böses beklagen und dafür verantwortlich sein.

Das Wort „besser“ wurde von Höß auch im Folgenden höchst arbiträr genutzt. „Es galt für mich nur noch eines: vorwärtskommen, vorwärtstreiben, um allgemein bessere Verhältnisse zu schaffen, um die befohlenen Maßnahmen durchführen zu können.“<sup>1098</sup> Dafür mussten alle arbeiten, ganz gleich, ob SS oder Eingesperrete.<sup>1099</sup> Diese Gleichstellung suggerierte aber ein Trugbild: SS und Häftlinge verfolgten nicht dasselbe Ziel, sondern strebten entgegengesetzte Ziele an, Töten und Überleben. Und Höß stand dabei auf der Seite der SS, war SS. Die Worte „besser“ und „vorwärts“ waren also lediglich etwas, was ihn und seine SS-Beschäftigten betraf. Für die Opfer bedeutete dieses „Vorwärts“ den sicheren Tod, also das Schlechteste.

Das gab er auch ohne Umschweife zu: „Nach dem Willen des RFSS wurde Auschwitz die größte Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten.“<sup>1100</sup> Er offenbarte hier jedoch nicht nur den wahren Sinn einer „besseren“ Organisation, sondern auch etwas, was die nationalsozialistische Propaganda im Zusammenhang mit den Tötungen sonst zu vermeiden versuchte: in Auschwitz wurden Menschen vernichtet. Keine Parasiten, kein Ungeziefer, keine Untermenschen, Menschen. Höß behauptete, gar nicht darüber nachgedacht zu haben, wie er diesen Befehl (oben als „Wille“ im Zitat) einschätzte, da er auch gar nicht nachzudenken hatte als Befehlsempfänger. Seine Absicht schien hier zu sein, gleichzeitig das Wohlwollen des Lesers (also der Justiz) zu erlangen und seine Taten vom damaligen Standpunkt aus als rechtfertigbar erscheinen zu lassen. Es schien ihm vor

---

<sup>1097</sup> Ebd., 122, vgl. ebd.

<sup>1098</sup> Ebd., 124.

<sup>1099</sup> Vgl. ebd.

<sup>1100</sup> Ebd.

allem um die Wirkung seiner Aussage zu gehen und dabei schien er die Fakten als zweitrangig einzuschätzen.<sup>1101</sup> „Führer befiehl, wir folgen‘ – war keinesfalls eine Phrase, kein Schlagwort für uns.“<sup>1102</sup> Mit dieser persönlichen Einschätzung mag Höß richtig gelegen haben, jedoch stellte sie keine Rechtfertigung für sein Tun dar, Höß schien aber, da er es aufschrieb, damit gerechnet zu haben, dass dies zumindest teilweise der Fall sein könnte.

Höß beschrieb, dass vor der Vernichtung der Juden die Vernichtung der russischen Kriegsgefangenen stand. Laut ihm wurden lediglich die Gruppenmitglieder getötet, die eine politische Schulungs-Funktion innerhalb des Militärs bekleidet hatten, sogenannte politische Kommissare oder „Politruks“<sup>1103</sup>. Die Definitionsmacht hierüber besaßen jedoch Höß und seine Leute, daher ist es zumindest legitim zu vermuten, dass es sich bei den Getöteten nicht ausschließlich um tatsächliche militärische Dienstgrade handelte und, davon abgesehen, selbst ein solches Verhalten nicht legitim gewesen wäre.<sup>1104</sup> Höß schien seine Definitionsmacht jedoch nach wie vor für mächtig und relevant zu halten.

Die größten Beschönigungen von Höß trifft man an der Stelle an, wo es um das industrielle Töten in der Gaskammer geht, also den Ort, um den sich seine Anklage rankte.

„Ich selbst habe mir die Tötung, durch eine Gasmaske geschützt, angesehen. Der Tod erfolgte in den vollgepfropften Zellen sofort nach Einwurf. Nur ein kurzes, schon fast ersticktes Schreien, und schon war es vorüber. [...] Da sah ich nun zum ersten Male die Gasleichen in der Menge. Mich befiel doch ein Unbehagen, so ein Erschauern, obwohl ich mir den Gastod schlimmer vorgestellt hatte. Ich stellte mir darunter immer ein qualvolles Ersticken vor. Die Leichen waren aber durchwegs ohne jegliche Verkrampfung.“<sup>1105</sup>

Diese Beschreibung ist keine Beschreibung. Aus vielen Zeugenberichten ist bekannt, dass die Eingesperrten beim Bemerkten des Gases auf- und übereinander stiegen, um möglichst lange nicht zu ersticken und die Leichen vor Angst und Verkrampfungen sehr ineinander verschlungen und angespannt waren. Der Auschwitz-Überlebende Primo Levi, Doktor der Chemie, beschrieb Zyklon B wie folgt:

„Als Ergebnis meiner persönlichen Recherchen, die ich nach der Befreiung natürlich angestellt habe, bin ich in der Lage zu behaupten, dass die Schlächter des Lagerzentrums Auschwitz auch bei der Wahl der Vernichtungsart eine vorsätzliche und unfassliche

---

<sup>1101</sup> Vgl. ebd.

<sup>1102</sup> Ebd.

<sup>1103</sup> Ebd., 125, vgl. ebd.

<sup>1104</sup> Wer nicht direkt umgebracht wurde, starb aber häufig trotzdem – an Hunger: Mehr als die Hälfte aller sowjetischen Kriegsgefangenen starb in Lagern der deutschen Wehrmacht, vgl. Hartmann 2011, 65.

<sup>1105</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 126.

Grausamkeit an den Tag gelegt haben. [...] Das Mittel [Zyklon B] wurde nicht für diese Zwecke hergestellt; es wurde als Schädlingsbekämpfungsmittel- und Desinfektionsmittel verwendet, insbesondere um Lagerräume und Schiffsrümpfe von Ratten zu befreien. Es bestand aus Blausäure, versetzt mit Reizstoffen und Tränengas, damit im Fall von Entweichen oder der Beschädigung der Behälter, in denen es enthalten war, das Austreten deutlich spürbar war. Folglich ist zu vermuten, dass die Agonie der unglücklichen zum Tode Verurteilten unglaublich schmerzhaft gewesen sein muss.<sup>1106</sup>

Wie die Opfer starben, war also gewissermaßen die letzte Instanz in der Umsetzung der Propaganda. Wurden sie wie Schädlinge getötet, entsprach dies dem Denken vom minderwertigen, z.B. jüdischen, Leben. Mit seiner Beschreibung der Tötungen in der Gaskammer versuchte er aber, den Fakten widersprechend, seine Humanität hervorzuheben. Sie wirkten auf ihn „beruhigend“<sup>1107</sup> da ihm vor den „Blutbäder[n]“ „graute“<sup>1108</sup>. Da die Tötungen mit Gas auf ihn weniger brutal wirkten, schätzte er sie offenbar auch weniger verwerflich ein oder gab sich zumindest den Anschein dazu. Er war entweder derart mit seiner Weltsicht verschmolzen, dass er sich gar nicht vorstellen konnte, dass seine Schilderungen nicht strafmildernd, sondern -verschärfend wirken konnten, oder er versuchte schlicht zu täuschen. In diesem letzteren Falle hätte er aber derartige Details wohl zum eigenen Schutz ausgelassen. Abgesehen davon war seine Schilderung nicht einmal in sich schlüssig. Er beschrieb, dass bei einer von ihm beobachteten Vergasung das Gas von den Eingesperrten bemerkt wurde und alle in Todesangst schrien und zu den Türen rannten und dagegen stießen.<sup>1109</sup> Nach der Beschreibung einer solchen Szene zu behaupten, die Leichen wären nicht verkrampft gewesen und der Gastod sei doch ein sehr angenehmer, nimmt dem eigenen Bericht jede Glaubwürdigkeit. Er gab sogar an, sich darüber gefreut zu haben, dass „die Opfer bis zum letzten Moment geschont werden konnten“<sup>1110</sup>. Der Duden definiert das Wort „schonen“ folgendermaßen: „nicht strapazieren, sondern behutsam behandeln“, „jemanden unversehrt lassen, rücksichtsvoll behandeln, verschonen; gnädig zu jemandem sein“, „Rücksicht auf seine Gesundheit nehmen“<sup>1111</sup>. Die Bandbreite der Synonyme verdeutlicht, wie falsch die Verwendung des Begriffs in der hößschen Terminologie ist. Man kann jemanden nicht schonen, wenn man ihn am Ende umbringt und das auch von Anfang an plante. „Täuschen“ wäre hier das richtige Wort gewesen. Höß selbst verwendete dieses Wort sogar. „Aumeier, Palitzsch und noch einige Blockführer führten sie und unterhielten sich mit ihnen möglichst harmlos, frugen nach

---

<sup>1106</sup> Levi 2017, 56.

<sup>1107</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 126.

<sup>1108</sup> Beide Zitate ebd., 127.

<sup>1109</sup> Vgl. ebd., 126.

<sup>1110</sup> Ebd.

<sup>1111</sup> <https://www.duden.de/rechtschreibung/schonen>; abgerufen am 14.01.2020, 11.16 Uhr.

Berufen und Kenntnissen, um so zu täuschen.“<sup>1112</sup> Hierbei wird dann auch klar, dass lediglich die SS-Männer geschont werden sollten, nämlich vor Tumulten jeglicher Art, die es ohne Täuschung vielleicht gegeben hätte. Selbst wenn er von den Erschießungen der Einsatzkommandos erzählte, von denen er gehört hatte, interessierten ihn ebenso ausschließlich die Belastungen, denen die Schützen ausgesetzt waren.<sup>1113</sup>

Höb beschrieb, dass die Abläufe vor der Gaskammer möglichst ruhig und schnell sein sollten, damit den Betroffenen weder Grund noch Zeit zum Überlegen gegeben wurde. Hierbei fand er es „doch eigenartig“<sup>1114</sup>, dass die beteiligten Sonderkommandos dieses Vorgehen unterstützten: Menschen beim Auskleiden halfen, Zweifler beruhigten und durch gutes Zureden halfen.<sup>1115</sup>

„Sie ließen sich von dem Leben im Lager erzählen und fragten zumeist nach dem Verbleib Bekannter oder Familienangehöriger aus früheren Transporten. Was die vom Sonderkommando denen alles vorlogen, mit welcher Überzeugungskraft, mit welchen Gebärden sie das Gesagte unterstrichen, war interessant.“<sup>1116</sup>

Mit „interessant“ meinte Höb hier zweifellos nichts Gutes. Dabei waren die in den Sonderkommandos Arbeitenden ebenfalls Opfer seines Systems. Sie wurden gezwungen, die Menschen in den Tod zu begleiten und danach ihre Leiber nach Gold abzusuchen, sie zu den Öfen zu bringen und zu verbrennen, um sogleich die nächste Menschenmenge täuschen zu müssen. Sie wussten ganz genau, dass die Menschen, die sie belogen, so oder so sterben würden, ganz gleich, ob sie ihnen die brutale Wahrheit anvertrauten oder nicht, sie zu belügen konnte also in gewisser Weise zumindest als Akt der Nächstenliebe gedacht gewesen sein. Außerdem konnten sie bei Zuwiderhandeln sehr leicht direkt an Ort und Stelle ebenso getötet werden. Um sich selbst zu retten, und da ihr Tod keinen anderen gerettet hätte, und vielleicht auch, um die Opfer im wahren Wortsinn zu schonen, schwiegen sie. Dass ausgerechnet Höb, der als einer von wenigen die Tötungen hätte stoppen können, sich über das Verhalten der Angehörigen des Sonderkommandos mokiert, ist im oben genannten höbschen Sinne tatsächlich „interessant“ – also wahrscheinlich in etwa „bemerkenswert empathielos“. Genauso distanziert vom eigenen Tun ging Höb mit zwei Situationen um, in denen ihn die Opfer direkt ansprachen:

„Eine Frau trat einmal im Vorbeigehen ganz nah an mich heran und flüsterte mir zu, indem sie auf ihre vier Kinder zeigte, die sich brav angefaßt hatten, um die Kleinsten über die

---

<sup>1112</sup> Höb zit. nach Broszat 1979, 127.

<sup>1113</sup> Vgl. ebd.

<sup>1114</sup> Ebd., 128.

<sup>1115</sup> Vgl. ebd.

<sup>1116</sup> Ebd.

Unebenheiten des Geländes zu führen: ‚Wie bringt ihr das bloß fertig, diese schönen lieben Kinder umzubringen? Habt ihr denn kein Herz im Leibe?‘<sup>1117</sup>

Höb kommentierte diese eindringliche Beschwörung mit keinem Wort. Er scheint diese Begegnung lediglich erwähnt zu haben, um zu zeigen, wie unangenehm sie für ihn war, was er, der Täter, aushalten musste. Im folgenden Zitat findet man wieder eine Kritik an den Opfern: ‚Ein alter Mann zischelte mir einmal im Vorbeigehen zu: ‚Diesen Massenmord an den Juden wird Deutschland schwer büßen müssen.‘ Dabei glühten seine Augen vor Haß. Trotzdem ging er mutig in den Gasraum, ohne sich um die anderen zu kümmern.‘<sup>1118</sup> Höb betonte, dass in den Augen des alten Mannes der ‚Hass glühte‘, was möglicherweise dazu dienen sollte herauszustellen, dass er niemanden hasste, sondern lediglich seine Pflicht erfüllte im Angesicht des Hasses z.B. der Juden. Negativ merkte Höb aber an, dass der Mann sich um niemanden ‚kümmerte‘. Hier sollte vermutlich wieder eine schlechte Eigenschaft zugeschrieben werden, ‚der egoistische Jude‘ beschrieben. Höb betrachtete sich selbst vermutlich nicht als Mörder, sondern als pflichtbewussten, deutschen Beamten, der etwas Gutes tat bzw. als Rädchen im Getriebe, das keine Verantwortung trägt. Und auch wenn er sagte, es hätte ‚viele erschütternde Einzelszenen‘<sup>1119</sup> gegeben, ist dies angesichts seines tatsächlichen Handelns nicht auszumachen. Und so schrieb er auch die Sätze: ‚Im Frühjahr 1942 gingen Hunderte von blühenden Menschen unter den blühenden Obstbäumen des Bauerngehöftes, meist nichtsahnend, in die Gaskammern, in den Tod. Dies Bild vom Werden und Vergehen steht mir auch jetzt noch genau vor den Augen.‘<sup>1120</sup> Seine sanfte Sprache steht im Kontrast zu seinem brutalen Vorgehen. Damit meinte er womöglich zeigen zu können, dass es vor allem auf seine Einstellung beim Tun und nicht auf sein Tun an sich ankam. Gleichzeitig suggerierte er damit eine Nähe zur Natur, ihrem Werden und Vergehen, die es bei der industrialisierten Tötung nicht gab. Er gab damit vor, nur anwesender Beobachter des Schicksals oder der Natur zu sein, kein Verantwortlicher.

Auch wenn Familienangehörige sich nach der ‚Selektion‘ noch einmal treffen wollten, für viele wahrscheinlich das bewusst oder unbewusst letzte Mal, fand Höb dafür nur Worte, die eher für Dinge oder Tiere angemessen schienen, nur den reibungslosen Ablauf im Blick hatten: ‚Es entstand so oft ein wüstes Durcheinander, daß oft noch einmal sortiert werden mußte.‘<sup>1121</sup>

Das Verhalten der Sonderkommandos, die ja nur ausführen mussten, was er befahl und dabei als Einzige vermutlich keinem eingebildeten, sondern echten Kadavergehorsam unterlagen, ließ Höb

---

<sup>1117</sup> Ebd., 129.

<sup>1118</sup> Ebd.

<sup>1119</sup> Ebd., 129.

<sup>1120</sup> Ebd.

<sup>1121</sup> Ebd., 130.

nicht los. Er wunderte sich darüber, wie gleichgültig sie ihre Arbeit verrichteten und, ganz gleich, ob sie die Menschen kannten oder nicht, ihre Leichen wegräumten und verbrannten. Dass sie danach gegessen haben, schien für Höß in gewisser Hinsicht ein bemerkenswerter Beleg dafür zu sein, dass diese Menschen eben doch keine echten waren, da sie sonst nicht so gleichgültig gegenüber den Toten hätten sein können.<sup>1122</sup> Leute, die wie er Mord befahlen, dabei aber Unbehagen empfanden, standen für ihn moralisch offensichtlich höher als solche, die diese Befehle unter Todesgefahr ausführen mussten und aus eigenem Selbstschutz zumindest abgestumpft wirken mussten, damit sie nicht als z.B. aufmüpfig eingeschätzt und ersetzt wurden, was ihrem Todesurteil gleichgekommen wäre. Außerdem war von Gleichgültigkeit, außerhalb des hößschen Kosmos, keine Rede: Filip Müller, einer der wenigen Überlebenden der Sonderkommandos, berichtete im Film „Shoah“ von Claude Lanzmann, wie sehr ihn diese Phase seines Lebens gezeichnet habe und dass er Schuld empfand, da er überlebt habe und die anderen nicht, dass er sich sogar einmal freiwillig in die Gaskammer stellte, aber dann von den anderen dazu überredet wurde, zu leben, um berichten zu können.<sup>1123</sup>

Höß beobachtete sehr genau, wie sich das Sonderkommando verhielt. Anscheinend hielt er alles, wodurch sie das System am Laufen hielten, für seltsam und brutal. „Alles mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie selbst zu den Vernichtern gehörten.“<sup>1124</sup> Anders gesagt: dass es Menschen gab, die zu „den Vernichtern“ gehörten, also zu Menschen, die entschieden, andere zu vernichten und dies dann auch umsetzten, schien für ihn schon nichts Besonderes mehr zu sein. Dass es aber andere gab, die die „Vernichter“ bei dieser Arbeit unter Zwang unterstützen mussten, also gar nicht frei entscheiden konnten, was sie richtig finden und dementsprechend tun möchten, also auch keine Verantwortung tragen konnten, fand er unmoralisch. Er mutet an wie ein Puppenspieler, der die Puppe an ihren Fäden hängend bewegt, um sich dann darüber aufzuregen, wie sie sich bewegt. Er schien einfach gesetzt zu haben, dass das, was er tat, normal ist, angemessen. Dass seine Definition von „normal“ aber überhaupt nichts mit dem zu tun hat, wofür der Begriff „normalerweise“ verwendet wird, scheint ihm an dieser Stelle gar nicht aufzustoßen, genau wie an vielen oben genannten anderen. Man kann nicht genau erkennen, ob die Textstellen, in denen es um das Bemerkten von Leid bei den Opfern geht, lediglich geschickt eingefügte Passagen für die Ankläger sein sollten, oder ob er sich a) so sehr als Pflichterfüller sah, der keinerlei Handlungsspielraum hatte, dass er zwar Dinge bedauern, aber eben nicht verändern konnte und

---

<sup>1122</sup> Vgl. ebd., 130f.

<sup>1123</sup> Vgl. Lanzmann 1988, 220. Dort erzählte Müller, wie er mit einer Gruppe aus dem tschechischen Familienlager sterben wollte, weil er nicht mehr wusste, wofür er leben sollte, wenn alle seine Landsleute starben. Eine Gruppe von Frauen hielt ihn mit der Begründung davon ab, dass sie nicht leben würden, wenn er sterbe, dass dies also „keine Tat“ (ebd.) sei und er leben müsse, um berichten zu können, welches Leid ihnen widerfahren sei.

<sup>1124</sup> Höß zit. nach Broszat 1979, 130.

damit auch nicht für das Leid, das er beobachtete, verantwortlich sein konnte (bei sich selbst scheint er diese hier zwar völlig unangemessen verwendete aber in sich schlüssige Folgerichtigkeit erkennen zu können) oder b) er zwar das Leid spürte und sich selbst dafür leidtat, dass es so war, aber trotzdem der Ansicht war, dass es richtig war, was er tat. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Mischung aus noch mehr Perspektiven, die für ihn dadurch Stimmigkeit erlangen konnten, dass er nicht stringent dachte, sondern situationsabhängig anders. Dies gelang ihm dadurch, dass er den Worten eine Bedeutung verlieh, die seinen momentanen Anforderungen entsprach.

„Was gab den Juden der Sonderkommandos die Kraft, diese schauerhafte Arbeit Tag und Nacht zu verrichten? Hofften sie auf einen besonderen Zufall, der sie knapp am Tod vorbeikommen ließ? Oder waren sie durch all das Grausige zu stumpf geworden oder zu schwach, um selbst ein Ende zu machen, um diesem ‚Dasein‘ zu entrinnen? Ich habe sie doch wahrlich genug beobachtet, doch vermochte ich ihr Verhalten nicht wirklich zu ergründen.“<sup>1125</sup>

Höb bewertete es als völlig unverständlich, wie diese Menschen handelten, auch wenn er selbst ihre Handlungen befahlte, sie also auch gutheißen musste. Hinzukommt, dass er nicht nur ihre „schauerhafte Arbeit“ hervorrief, sondern selbst eine noch viel grausamere Arbeit verrichtete. Hier wurde also mit zweierlei Maß gemessen, was sich aus seiner Sicht eventuell dadurch begründen ließ, dass für ihn in jeder Hinsicht andere Maßstäbe galten. Als „Arier“ handelte er per se richtig und nachvollziehbar, die Juden per se nicht. Vielleicht hoffte er auch darauf, seine eigene (zumindest so eingeschätzt von den Leuten, die ihn eingesperrt hatten) Brutalität weniger herausstehend erscheinen zu lassen. Er schien bemerkt zu haben, was schwer zu verkennen war: Nach dem Krieg wurde seine Logik nicht mehr anerkannt. Er versuchte jedoch trotzdem, sich mit seiner Logik zu verteidigen, was nicht gelingen konnte, da die Begrifflichkeiten wieder andere geworden waren. Mit dem in seiner Sprache vorhandenen Wertesystem konnte er bei den Siegermächten nichts erreichen.

Mit der Sprache des NS schien Höb auch das dazugehörige Wertesystem angenommen zu haben und mit seinem Wertesystem auch die Sprache. Selbst der Satz „Wenn man die Frauen mit den Kindern in die Gaskammern gehen sah, so dachte man unwillkürlich an die eigene Familie.“<sup>1126</sup> mutet nur im ersten Moment so an, als ob Höb die Willkür seines Tuns bemerkt hätte und sich im Klaren darüber war, dass diese Frauen und Kinder auch nicht anders waren als seine eigenen und sie, in einer anderen Form der Diktatur, genauso hätten vernichtet werden können und lediglich Glück hatten, auf der „richtigen“ Seite zu stehen. Darum ging es Höb jedoch gar nicht: „Heute

---

<sup>1125</sup> Ebd., 131, im Buch steht hinter „ergründen“ eine Fußnote vor dem Punkt, vgl. ebd., FN 1.

<sup>1126</sup> Ebd., 134.



bereue ich es schwer, daß ich mir nicht mehr Zeit für meine Familie nahm.“<sup>1127</sup> Während er andere Familien in den Tod schickte, dachte er, wie der Chef eines Großkonzerns, der Autos produziert, lediglich daran, dass er seiner Familie zu wenig Zeit gewidmet hatte, nur dass er keine Autos, sondern Leichen produzierte.

Insgesamt ist die Beurteilung der hößschen Aufzeichnungen nicht ganz leicht. Höß versuchte, die moralische Bilanz seiner Zeit als Lagerkommandant möglichst positiv zu ziehen. Er schrieb im Rückblick, in Gefangenschaft, die Nürnberger Prozesse und ihre Urteile im Kopf habend. Er selbst war dort als Zeuge erschienen und er wusste, was ihm im schlimmsten Fall drohte, die Todesstrafe. Ob er, im Wissen darum, verzweifelt versuchte, geschickt zu täuschen oder tatsächlich annahm, dass seine Verzerrungen der Realität und das Eingehen auf Nebensächlichkeiten eine positive Wirkung haben könnten, ob z.B. die Schilderung seines Innenlebens strafmildernd wirken könnte, ob er am Ende annahm, seine Handlungen seien tatsächlich milde zu beurteilen (wie es viele Täter annahmen, vgl. Kap. 6.1), lässt sich nicht abschließend klären, eine Mischung aller Aspekte ist wahrscheinlich. Dabei ging Höß oft sehr ungeschickt vor. Wenn er log, log er schamlos. Mitleid mit Russen, eine wertschätzende Meinung der Häftlinge über ihr Lager, ein Erschrecken über die Todesangst der Häftlinge, Mitgefühl mit Sinti und Roma, schmerzloser Tod in den Gaskammern: das alles konnte ihm niemand glauben. Auch seine Erinnerung an Momente, wo Häftlinge ihn vor ihrem Gang in die Gaskammern verzweifelt angingen, dürfte sich nicht strafmildernd, sondern strafverschärfend ausgewirkt haben. Höß schien nicht zu realisieren oder wahrhaben zu wollen, dass die NS-Sprache mit ihrer Willkür in der Einschätzung von Moral nicht mehr galt, dass das gesamte NS-Herrschaftsgefüge nichts mehr galt. Seine Attitüde blieb arrogant. Er nahm wohl an, dass seine Meinung Fakten gleichberechtigt entgegenstehen konnte. Seine Aufzeichnungen sind durchzogen von der Unberührbarkeit des Machthabers, der er nicht mehr war.

## 5. Sprachbeobachtungen der Zeitgenossen

Im Unterschied zum vorigen Kapitel werden hier Zeitzeugen zu Wort kommen, die selbst Gegner des NS waren und zu Lebzeiten, zum Großteil während der NS-Herrschaft, die Sprache des NS analysierten. Hierzu wurde zunächst eine Analyse der nationalsozialistischen Propaganda des Philosophen Siegfried Kracauer herangezogen. Sein Text zeigt eindrücklich, wie die Sprache im NS ihres Sinns beraubt wurde. Victor Klemperer, ein jüdischer Philologe, der während der NS-

---

<sup>1127</sup> Ebd.

Herrschaft nicht mehr arbeiten durfte, widmete sich, als Betroffener und Beobachter, der Veränderungen der Sprache im NS und der daraus folgenden Veränderungen im Leben der Menschen, vor allem der Jüdinnen und Juden. Dies tat er anhand von Analysen der Sprache der Propaganda z.B. im Radio aber auch anhand dessen, was von der Propaganda-Sprache in seinem Alltag zu hören war und was daraus resultierte. Dolf Sternberger schließlich versuchte die Menschen sowohl durch den Blick auf die Sprache aufzurütteln (z.B. wenn er in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte) und zu zeigen, welches Wesen der NS tatsächlich hatte als auch im Rückblick auf die Sprache des NS zu zeigen, welchen großen Einfluss eine schlechte Sprache auf das Leben eines jeden Einzelnen haben kann. Die schlechte Sprache ist für Sternberger eine respektlose, denn mit Humboldt glaubte auch er, dass durch die Sprache die Welt geformt wird. Durch ihre individuellen Blickwinkel, die in der Analyse der NS-Sprache deutliche Parallelen aufweisen (Sprache als Former der Welt, die Sprache des NS als Werkzeug der Macht, anhand derer man das Wesen des NS erkennen konnte), soll die taylorische Sprachphilosophie sowohl formell bestätigt als auch inhaltlich ergänzt werden.

### 5.1 Die Gewalt der Auflösung der Begriffe (Siegfried Kracauer)

Der Name Siegfried Kracauers wird im Zusammenhang mit vielen verschiedenen Schriften unterschiedlicher Genres und Filmkritiken genannt.<sup>1128</sup> Die philosophische Rezeption wird dadurch nicht erleichtert, da als ernstzunehmende Philosophen meist nur die gelten, die sich auf das geschriebene Wort innerhalb dieser Disziplin beschränken. Dabei hat Kracauer bereits in den 1930er Jahren ein aufschlussreiches Buch über die Merkmale faschistischer Sprache geschrieben und damit als erster Philosoph systematisch die Propaganda der Nationalsozialisten untersucht. Aufgrund von hier nicht weiter zu beleuchtenden Ursachen<sup>1129</sup> wurde das Buch *Totalitäre Propaganda* jedoch erst 2013 veröffentlicht.<sup>1130</sup> Ob die Geschichte einen etwas anderen Verlauf genommen hätte, wäre das Buch direkt nach Beendigung erschienen, kann nicht beantwortet werden und ist für die vorliegende Arbeit auch nicht von vorrangigem Interesse.

---

<sup>1128</sup> Geboren 1889 wurde Kracauer zu einem „der bedeutendsten Filmkritiker der Weimarer Republik“ (Koch 2012, 102). Außerdem verfasste er soziologische Schriften zur Masse und typischen Angestellten dieser Zeit (Kracauer 1977 und 1974).

<sup>1129</sup> Wen die Geschichte der Verhinderung der Veröffentlichung von Kracauers Buch interessiert, wende sich dem Anhang von Kracauer 2013 zu ab S. 157 und vgl. vor allem auch die „Editorische Vorbemerkung“ auf S. 7. An dieser Stelle geht es jedoch nur um den Inhalt des fraglichen Buchs und seinen Erkenntnisgewinn, daher wird darauf nicht weiter eingegangen.

<sup>1130</sup> In der Werkausgabe erschien der Text schon ein Jahr früher, jedoch ohne einige in diesem Band enthaltenen Zusatz-Texte, vgl. Kracauer 2013, 7, „Editorische Vorbemerkung“.

Gleich zu Beginn seines Werks stellte Kracauer fest: „solche Interessen wie die Ausbeutung Unterdrückter und die Machtgier wären nicht attraktiv, wenn sie nackt aufträten“<sup>1131</sup>. Damit wies er gleich zu Beginn darauf hin, dass die Sprache der Unterdrückter (noch blieb er so wenig konkret) im Allgemeinen nicht offenlegt, worum es geht. Da das Gesagte attraktiv sein soll, muss es verschleiern. Damit wies er auf etwas hin, das auch der Politikwissenschaftler und Sprachliebhaber Dolf Sternberger etwa zur gleichen Zeit betont hat (vgl. Kapitel 5.3). Allerdings wäre es naiv anzunehmen, dass die diktatorische Sprache allein aus der Lüge bestand, nur durch sie verschleierte. Vielmehr wurde eine Maske verwendet, bei der auch der kritische Geist nach Kracauer nicht wusste, was sie verbirgt. Nach Kracauer bestand die Herausforderung der Demaskierung der Sprache des NS darin, anhand der Maske auf das wahre Gesicht des Redners zu schließen.<sup>1132</sup> In einer Rede von 1928, die Kracauer zitierte, feierte Gregor Strasser, der erste Propaganda-Zuständige der Hitler-Bewegung, den Krieg als „[...] Umwerter aller Werte, als den unerbittlichen Kampf des Lebens gegen die Formel, der Wahrheit gegen die Lüge“<sup>1133</sup>. Diese Rede trug den Titel „Nie wieder Krieg“<sup>1134</sup>. Allein diese Doppeldeutigkeit und Widersprüchlichkeit zeigt, worauf es Kracauer bei der Analyse der Sprache ankam: zunächst musste erkannt werden, dass die nationalsozialistische Sprache nicht einfach zu durchdringen ist. Sie war verwirrend und verworren. Sie mit Etiketten wie der „Lüge“ auszuzeichnen, hätte zu kurz gegriffen und nicht weitergeführt in der Sprachanalyse. Vielmehr ging es z.B. nach Christian Geulen um die „Praxis der Normalisierung des Anomalen durch seine beständige Wiederholung [...]“<sup>1135</sup>.

Eine formale Eigenschaft ließ sich nach Kracauer aber der nationalsozialistischen Sprache im Allgemeinen zuordnen: sie passte sich den Gegebenheiten an. Um ihre Ziele zu erreichen, improvisierte sie. Sowohl die Sprache Mussolinis als auch die der deutschen Nationalsozialisten und seiner Gefolgsleute zeichnete sich nach Kracauer dadurch aus, dass sie sich den Anforderungen des Moments anpasste und, da diese sich ständig änderten, immer anders war. Maximen, Werte, Glaubenssätze konnte es also nicht geben. Wer heute Feind war, war gestern Freund, wer als Lügner enttarnt wurde, sagte danach die Wahrheit, um sodann wieder zu lügen.<sup>1136</sup>

---

<sup>1131</sup> Kracauer 2013, 11.

<sup>1132</sup> Vgl. ebd., 13f.

<sup>1133</sup> Strasser 1932, 221, Rede vom 7.10.1928.

<sup>1134</sup> Vgl. ebd., 217, vgl. Kracauer 2013, 17.

<sup>1135</sup> Geulen 2000, 114. Vgl. ebd.: Hier wird u.a. gezeigt, dass ein NS-Jugendfunktionär noch 55 Jahre nach Kriegsende solche Vertauschungen vornahm. Z.B. wurde die Einführung einer einheitlichen Kleidung für die Mitglieder seiner „Jungenschaft“ (ebd., 107) von ihm als Rebellion von Anti-Uniformierung gesehen, obwohl sie tatsächlich natürlich „[...] ein Symbol der neuen, einheitlichen und oppositionslosen Gesellschaftsordnung“ (ebd., 108) war. Dies sollte letztlich dazu dienen, den „andere[n] Nazi“ zu konstruieren, „mit anderen Worten die Synthese aus einem guten Menschen und einem hohen NS-Funktionär“ (beide Zitate Welzer 2000, 78), einem sprachlichen Absurdum.

<sup>1136</sup> Vgl. Kracauer 2013, 23f.

Kracauer zitierte hier Gaetano Salvemini, der 1930 ein Buch über den faschistischen Terror verfasst hatte.

„Er [Mussolini] paßt sich den Notwendigkeiten des Augenblicks an, frech und geschwätzig, wenn alles gut geht, kleinmütig und schweigsam bei Gefahr, und wechselt in einem Augenblick von Freundlichkeit zu Grausamkeit, von Tollkühnheit zur List. Großmaul und Heuchler, impulsiv und scheinheilig, immer bereit, etwas zu sagen und es zurückzunehmen, es zu wiederholen und sich zu widersprechen, seine Komplizen von gestern heute zu verraten.“<sup>1137</sup>

Das Programm der faschistischen Bewegung in Italien und der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland war nach Kracauer ihre Willkür. Je nach Erfordernis des Machterhalts änderte sich ihre inhaltliche Ausrichtung völlig, eine Festlegung gab es dabei nie. Ein wichtiges Merkmal dieser Sprache war ihre Unvorhersehbarkeit und Wandelbarkeit.

„Dieser ‚Wille zum Ungewissen‘, das heißt der Wille, keine Verfestigungen zuzulassen, keine objektive Instanz anzuerkennen [...] ist, bei seinem wahren Namen angesprochen, Wille zur Macht. [...] Das Modell für den vollkommenen, jederzeit gebrauchsfähigen Machtapparat liefert wiederum der Krieg. Aus dem Krieg ergibt sich die Organisation der faschistischen und nationalsozialistischen Kerntruppen, aus ihm werden sämtliche Vorstellungen übernommen, die sich auf die Absolutheit von Autorität und Gehorsam, auf die vorherrschende Rolle der Gewalt als prima ratio und auf die dauernde Mobilisierung der ganzen Nation beziehen.“<sup>1138</sup>

Nach Kracauer ergab sich also aus der zu nichts verpflichtenden, willkürlichen Sprache über mehrere Stationen eine Politik, bei der die Gewalt als oberstes Prinzip galt. Wer als Ziel die Macht hat, der darf sich inhaltlich nicht festlegen. Das Mittel zum Zweck der Macht war aber der Krieg, der durch seine autoritäre Struktur Fragen unterbindet und die Gewalt legitimiert. Eine Sprache, losgelöst von Werten und Verbindlichkeiten, nur der Macht verpflichtet, führte nach Kracauer zur Gewalt.

Der von allem befreite Machtwille bog sich die Wörter zurecht, wie er sie brauchte: „Diese Vergötzung der Diktaturen schließt notwendigerweise die Annullierung sämtlicher Werte und Normen ein; denn wenn gut nur heißen darf, was dem deutschen Volk bzw. dem italienischen Staat nützt, hat das Gute seine Geltung verloren und sinkt zur Variable der Macht herab.“<sup>1139</sup>

---

<sup>1137</sup> Salvemini zit. nach Kracauer 2013, 23, vgl. FN 22 ebd., Übersetzung aus dem Französischen wohl von Kracauer.

<sup>1138</sup> Kracauer 2013, 24, 25, vgl. auch ebd.

<sup>1139</sup> Kracauer 2013, 27.

Das Gute war also nichts, das „gut“ nach allgemeinen, nachvollziehbaren Merkmalen war, sondern das, was dem Agitator nützte. Da jedoch der Wille desselben je nach Situation variierte, war das Gute demnach nicht nur nicht mehr das altbekannte Gute, das durch ein neues „Gut“ ersetzt wurde, sondern vielmehr konnte es jederzeit immer wieder zu Allem werden. Anhand dieses Beispiels wird klarer, wie beliebige Sprache ganz konkret zu einer Legitimation der Gewalt führen kann.

Diese Legitimation der Willkür durfte jedoch nicht von der Masse erkannt werden. Nach eigener Aussage hatte Hitler im Ersten Weltkrieg anhand der feindlichen alliierten Propaganda gelernt, dass man zuerst das Innere der Menschen erreichen musste, bevor man sie steuern konnte.<sup>1140</sup> Dabei eröffnete die Loslösung von Laut und Inhalt (wie bei dem „Guten“) ungeahnte Möglichkeiten.<sup>1141</sup> Die Wahrheit spielte in der Sprache „[...] nicht die geringste Rolle“<sup>1142</sup>. Da man jedoch weder den bloßen Willen zur Macht noch die dahin führenden Interessen der Partei bewerben konnte, mussten Ideen diesen Nihilismus verschleiern.<sup>1143</sup> Diese Ideen sollten, indem sie vorgaben, die Interessen der Menschen zu vertreten, diese erst formen und gleichzeitig die Ziele der Partei verschleiern und unterstützen. „Der Ausspruch Hitlers: ‚Propaganda, Propaganda, es kommt nur noch auf Propaganda an!‘ besagt eben, daß es ihm nicht auf die Verteidigung der Interessen, sondern auf die Beeinflussung der Massen, unabhängig von ihren Interessen, ankommt. [...] Er bewegt sich in der Sphäre des Scheins [...]“<sup>1144</sup> Die nationalsozialistische Propaganda gab vor, die Interessen des Volks zu kennen und zu wahren, während sie sie tatsächlich nur nach ihren eigenen Wünschen formen und ihre Interessen durchsetzen wollte. Der italienische Antifaschist Ignazio Silone, den Kracauer zitierte, beschrieb das Ziel der Propaganda 1934 als die Strategie, „die nicht zu unterdrückende Sprache der Tatsachen in einem Schwall von Worten zu ersticken“<sup>1145</sup>. Die Worte sollten also eine die Menschen betäubende Wirkung haben und aufgrund ihrer schieren Menge überzeugen. Dies ist deswegen bedeutsam, da die nationalsozialistische Politik ihre Ziele nur dann zu erreichen vermochte, wenn die meisten erreicht und überzeugt wurden.<sup>1146</sup> Dies sollte dadurch gelingen, dass die Propaganda durch ihre inhaltliche Vagheit Projektionsfläche für fast alles sein konnte. Die Propaganda sollte nach Hitler ihre Wirkmacht dadurch erhalten, dass sie die gleichen Begriffe immer wieder als Schlagworte wiederholte, bis jeder sich etwas unter ihnen vorzustellen vermochte. Dadurch sollten auch weniger schlaue Menschen etwas mit der

---

<sup>1140</sup> Vgl. ebd., 29ff., vgl. auch Hitler in *Mein Kampf* in Hartmann et al. 2016, Band II, 1207.

<sup>1141</sup> Vgl. Kracauer 2013, 29ff.

<sup>1142</sup> Kracauer 2013, 30.

<sup>1143</sup> Vgl. ebd., 33.

<sup>1144</sup> Ebd., 34, vgl. ebd., FN 50 hinter Hitlers Ausspruch.

<sup>1145</sup> Silone 1934, 252.

<sup>1146</sup> Vgl. Kracauer 2013, 47.

Propaganda anfangen können, was richtig ist, sollte ihnen wieder und wieder eingebläut werden.<sup>1147</sup> Die Kunst der nationalsozialistischen Propaganda bestand also auch darin, die unterschiedlichsten Wünsche der Menschen einzufangen, ohne sie wirklich abzubilden, die Tatsachen auszublenden und mit einem Schwall von Worten zu überblenden.

Um etwaige Unstimmigkeiten, z.B. entstanden durch Diskrepanzen zwischen Gewünschtem und Umgesetztem, sofort im Keim zu ersticken, sollte nach Kracauer eine Kultur etabliert werden, in der bereits die Nachfrage als Ruchlosigkeit galt.<sup>1148</sup>

„Die Freiheit der Meinung setzt die der Frage voraus. Um die Quelle der Meinungsbildung zu verstopfen, muß also die totalitäre Propaganda die Frage zum Verschwinden bringen; was sie dadurch zu bewerkstelligen trachtet, daß sie bewußt den Kult des Führers und den des Gehorsams inszeniert. [...] Rudolf Heß vereidigt (am 25. Febr. 1934) die Politischen Leiter mit den Worten: ‚Nicht allein Treue in der Tat, auch Treue in der Gesinnung wird von euch gefordert [...]. Treue in der Gesinnung bedeutet unbedingten Gehorsam, der nicht fragt nach dem Nutzen des Befehls, der nicht fragt nach den Gründen des Befehls, sondern *gehört um des Gehorchens willen*.“<sup>1149</sup>

Es wurde also ein gesellschaftliches Klima aufgebaut, bei dem die Menschen zwar zunächst viele ihrer Wünsche in die inhaltlich eher unbestimmte Propaganda hineininterpretieren konnten, danach, auch bei Unzufriedenheit, jedoch nicht einmal auf den Gedanken kommen sollten, dass es auch noch andere Möglichkeiten gab. Es sollte eine Tugend des Kadavergehorsams etabliert werden.

Jedoch sollte man meinen, dass bestimmte Begriffe, ohne die die nationalsozialistische Sprache nicht denkbar wäre, doch einen ganz bestimmten, festgelegten Inhalt hatten. Dem war jedoch nach Kracauer nicht so:

„Und wie verhält es sich mit den paar Begriffen, die wirklich zum festen Inventar der Propaganda gehören und von ihr als eigenmächtige Ideen präsentiert werden? Sie sind Seifenpackungen, hohle Attrappen. Statt mit dem Gewicht seines vollen Inhalts aufzutreten, dient der Begriff der Nation lediglich dazu, die Nation als kriegerische Einheit zu illuminieren, und die Persönlichkeit ist sich so wenig Selbstzweck, daß ausschließlich die ‚Führer‘ Persönlichkeit heißen, sie, deren Beruf es ist, das persönliche Leben der Geführten auszurotten. Man bringt bedeutende Begriffe um den Rest ihrer Substanz, schlüpft in die

---

<sup>1147</sup> Vgl. Kracauer 2013, 49f., vgl. Hitler in *Mein Kampf*, Hartmann et al. 2016, Band II, 1194f., vgl. auch Kap. 6.1 in dieser Arbeit.

<sup>1148</sup> Vgl. Kracauer 2013, 50f.

<sup>1149</sup> Ebd., 51, vgl. ebd., FN 99.

entleerten Gehäuse und macht mit dem Schimmer Reklame, der ihnen dank ihrer einstigen Substanz anhaftet.“<sup>1150</sup>

Auch die in der Propaganda häufig verwendeten Begriffe hatten also inhaltlich wenig mit dem traditionellen Gebrauch dieser Wörter zu tun, sie wurden jedoch verwendet, um mit dem Klang die Suggestion zu erzeugen, dass es sich um den ursprünglichen Wortsinn handelte und dadurch eine Reaktion herbeizuführen, die zum ursprünglichen Wortsinn gepasst hätte. So ist es auch mit dem Wort „Volk“. Goebbels und Hitler betonten in ihren Reden immer wieder, wie wichtig ihnen das Volk sei und dass der „Führer“ und sein Wille abhängig seien vom Volk. Das Volk wurde jedoch tatsächlich eher wie warmes Glas in den Händen des Glasbläfers gesehen: als leicht formbar. Ganz anders als öffentlich verlautbart sollte der „Führer“ und die Partei bestimmen, was das Volk wollte, und nicht umgekehrt. Dies wurde auch zugegeben, wenn die Propagandisten sagten, dass nicht die einzelnen Volksgenossen ihren Willen kennen können, sondern lediglich Hitler. Das Volk und sein Wille sollte also die Voraussetzung dessen sein, was Hitler sagte und tat, zugleich konnte jedoch nur der „Führer“ wissen, was es war, das das Volk wollte, ohne, dass dieses Volk es ihm sagte. Nach Goebbels war es für den Propagandisten wichtig, so stellt Kracauer es heraus, die Seele des Einzelnen bis in das Geheimste hinein zu verstehen.<sup>1151</sup> „Mit anderen Worten: Die Unabhängigkeit der Volksseele wird lediglich zum Zweck ihrer besseren Unterdrückung durch die totalitäre Propaganda anerkannt. [...] Der nationalsozialistische Begriff des Volkes ist eine Kapsel ohne Inhalt.“<sup>1152</sup> Hieran kann man eine Beliebigkeit in der Sprache erkennen. Einerseits führte der „Führer“ nur den Volkswillen aus, andererseits konnte nur er wissen, was der Volkswille war und ihn dadurch bestimmen. Dass diese Willkür so dargestellt werden konnte, dass das „Volk“ tatsächlich an die Abbildung der eigenen Wünsche glaubte, hing wohl mit der Verwendung von Wörtern als „Kapsel ohne Inhalt“ zusammen: Wenn ein Begriff seines Inhalts beraubt wird, aber der Klang des Wortes gleich bleibt, fällt es leicht, wie Kracauer sich ausdrückte, mit dem Schimmer Werbung zu mache, der ihm dank seiner „einstigen Substanz anhaftet“<sup>1153</sup>.

Wörter, auch die häufig verwendeten und scheinbar inhaltlich für die Politik der Nationalsozialisten bedeutenden, waren also nach Kracauer lediglich Mittel zum Zweck der Macht.

„Bedürfte es noch eines Beweises für den nihilistischen Zug der totalitären Propaganda, so ist er durch die Tatsache erbracht, daß der Erfolg als solcher ihr einziges Kriterium bildet. [...] Goebbels prägt im Anschluß an die bereits erwähnte Erklärung, daß die Propaganda

---

<sup>1150</sup> Kracauer 2013, 54f.

<sup>1151</sup> Vgl. ebd., 54ff.

<sup>1152</sup> Ebd., 56f.

<sup>1153</sup> Ebd., 55.

nur das Ziel der Masseneroberung habe, die drastischen Sätze: „Jedes Mittel, das zum Ziel bringt, ist gut. Und jedes Mittel, das an diesem Ziel vorbeigeht, ist schlecht.“<sup>1154</sup>

Der Erfolg war das Ziel, die Macht. Die Mittel änderten sich hingegen, wie oben bereits erwähnt, mit der sich ändernden Situation. Dadurch entstehende Widersprüche wurden nicht verheimlicht, vielmehr ging es gerade darum, die Vernunft der Zuhörer auszuschalten zum Zweck des stärkeren Glaubens. Die Nationalsozialisten bezichtigten z.B. ihre Gegner genau der Verbrechen, die sie selbst begingen.

„Da die faschistische und nationalsozialistische Propaganda im Dienste des nihilistischen Machtwillens die totale Lenkung der Meinungen erstrebt, galt ihr Interesse nicht wie das der demokratischen Politik einer Scheidung zwischen Lüge und Wahrheit, sondern einer Mentalität, der Lüge und Wahrheit gleich unerheblich sind. Zur Herbeiführung dieses Ziels wird die Lüge in einer spezifischen Form verwandt. Man legt die Wahrheit nicht aus, verdreht sie vielmehr dadurch total, daß man den Gegner genau der Handlungen und Machinationen (bezichtigt), die auf der eigenen Linie liegen – ein vielbeobachtetes Manöver, das ‚Spiegelreflex‘ getauft worden ist.“<sup>1155</sup>

Kracauer stellte heraus, dass wenn Wahrheit und Lüge gleich viel wert sind und alle eigenen Vergehen systematisch dem politischen Gegner angelastet werden, ein Klima der Verwirrung und Verunsicherung entsteht. Als Beispiel für den „Spiegelreflex“ nennt Kracauer zum einen eine Aussage Strassers, die die Sozialdemokraten als Populisten, die die Massen gegen die Grundprinzipien des Staates aufwiegeln, bezeichnet, und zum anderen eine taktische Beschreibung Hitlers, nach der große Lügen viel eher geglaubt würden als kleine, da man mit kleinen Lügen, aus eigener Erfahrung, rechnet, mit großen, infamen Lügen von Politikern aber nicht. Das vom Gegner zu behaupten, was man selbst falsch gemacht hat, sei nach Hitler so ungeheuerlich, dass man es selbst nach einem Beweis nicht völlig glauben könne. Ein wenig Wahrheit würde doch darin stecken, müsse man annehmen und also stehe der Feind schlecht da und nicht man selbst.<sup>1156</sup> Die Verdrehung der Wahrheit, die Projektion eigener großer Fehler auf den Gegner, war als Methode durchdacht.

---

<sup>1154</sup> Kracauer 2013, 58, Zitat im Zitat Goebbels 1939 (Kracauer verwendet die Ausgabe von 1935), 18, dort heißt es ganz genau: „Jedes Mittel, das diesem Ziel dient, ist gut. Und jedes Mittel, das an diesem Ziel vorbeigeht, ist schlecht.“ Theodor W. Adorno beschrieb dies 1967 so: „Die Propaganda ist vor allem darin genial, daß sie bei diesen Parteien und diesen Bewegungen die Differenz, die fraglose Differenz zwischen den realen Interessen und den vorgespiegelten falschen Zielen ausgleicht. Sie ist wie einst bei den Nazis geradezu die Substanz der Sache selbst. Wenn Mittel in wachsendem Maß für Zwecke substituiert werden, so kann man beinahe sagen, daß in diesen rechtsradikalen Bewegungen die Propaganda ihrerseits die Substanz der Politik ausmacht.“ (Adorno 2019, 23f.)

<sup>1155</sup> Kracauer 2013, 59f.

<sup>1156</sup> Vgl. ebd., 60f.



„Wenn die totalitäre Propaganda Lügen aussprengt, in denen man zwar die Wahrheit, nur eben die gespiegelte Wahrheit hat, geschieht es nicht so sehr in der Erwartung, daß die Lügen geglaubt oder gar nicht geglaubt werden, als in der Absicht, jenes von Hitler erwähnte Zweifeln und Schwanken zu erreichen. Die ständig vorgenommene totale Verdrehung soll dank ihrer ‚ungeheuren Frechheit‘ als Wahrheit gelten, aber gleichzeitig sich auch als Lüge denunzieren. Ihre Mission ist es, eine Oszillation von Lüge und Wahrheit zu erzeugen, die deren Unterscheidung verwehrt, um so die Empfänger der Propaganda in dieselbe Verwirrung zu bringen, der die Besucher eines Spiegelkabinetts ausgesetzt sind. [...] Während die Demokratie infolge der in ihr herrschenden Meinungsfreiheit auf der Unantastbarkeit gewisser lebenswichtiger Ideologien beruht, ist für die totalitären Bewegungen außer ihrem Machtapparat nichts unantastbar.“<sup>1157</sup>

Die Zuhörer der nationalsozialistischen Propaganda sollten in einen Taumel geraten, in dem sie die Richtigkeit der Aussagen nicht mehr überprüfen konnten und dafür gleichzeitig kein Interesse mehr empfanden.<sup>1158</sup> Gleich Marionetten mit verwirrten Fäden sollten sie demjenigen vertrauen, der das Chaos zuerst erzeugt hat, dem Puppenspieler. Die gelegentliche Verwendung der Wahrheit sollte den Glauben an Hitler stärken und wiederum zeigen, dass die Vernunft die falsche Kategorie für die „Bewegung“ war. Für den Nationalsozialismus war die Propaganda eine Kunst der Sprachanwendung zur Erreichung ihrer Ziele.

Zwingend dazu gehörte nach Kracauer für Hitler die Gewalt. Schrieb er über seine Agitation in der Propaganda, schrieb er auch über Gewalt. Dies geschah ebenfalls oft in Form einer Spiegelung: da der Gegner stets zur Gewalt greift, muss man sich mit Gewalt zur Wehr setzen, um sich zu schützen. Brutale Gewalt konnte dementsprechend damit gerechtfertigt werden, dass der Gegner immer gewalttätiger wird.<sup>1159</sup> Dies zielte nach Kracauer in letzter Instanz „auf die leibliche Tilgung des Gegners ab“<sup>1160</sup>. Das konnte offensichtlich bereits in den 1930er Jahren erkannt werden. Was jedoch in der Form nicht erkannt werden konnte, war die nationalsozialistisch geplante Rolle Hitlers als charismatische Führerfigur, die zwar als Symbol für uneingeschränkte Macht und Führung diente, dem das Gewaltsystem der Nationalsozialisten jedoch nicht tatsächlich entsprach.<sup>1161</sup> Wenn Kracauer von Hitler spricht, ist dies zu berücksichtigen.

Nach Kracauer war die Voraussetzung der Wirksamkeit der Propaganda die Angst. Die Angst ließ einem weder Zeit noch Muße zum Nachdenken und ermöglichte somit, dass die Propaganda gar

---

<sup>1157</sup> Ebd., 62; Zitat im Zitat von Hitler, vgl. ebd., 61f.

<sup>1158</sup> Vgl. ebd., 62f.

<sup>1159</sup> Vgl. ebd., 65.

<sup>1160</sup> Ebd., 67.

<sup>1161</sup> Vgl. Kershaw 2001, 128-147.

nicht mehr damit verglichen und abgeglichen werden konnte, was man sich ursprünglich von ihr erhofft hatte.<sup>1162</sup>

„Aber die Angst hat im Rahmen der totalitären Propaganda eine ganz spezifische Bedeutung. Der hydraulische Druck, unter den sie die Menschen setzt, soll Zusammenhänge verflüssigen, die als die festesten gelten; sein Zweck ist, die Ideen vom Interessenfundament abzulösen und derart eine Dynamisierung und effektvolle Manipulation zu ermöglichen. Durch ihre ‚ewig gleichmäßige Anwendung‘ verleiht die Gewalt der Angst die Dauer, deren sie zur Durchführung dieser Leistung bedarf. Chronische Angst [...] gründet einen in Hysterie übergehenden Zustand, in dem sich Sein und Schein, Lüge und Wahrheit, hoffnungslos vereinen.“<sup>1163</sup>

Die „Zusammenhänge [...], die als die festesten gelten“, damit könnten Worte und ihre Bedeutung gemeint gewesen sein. Die Gewalt bediente sich zur Durchsetzung ihrer Zwecke der Angst, da sie die Zusammenhänge auflöst: ob noch das getan wird, was versprochen wurde und ob man das Versprochene noch möchte: alles verschwimmt. Die Verwirrung kann dadurch aber gar nicht zweifelsfrei erkannt werden. Kracauer erkannte dieses Prinzip und war aufgrund dieser systematischen Vernebelungsversuche Gegner des Nationalsozialismus. Einen völligen Durchblick der Funktionsweisen der Propaganda schien aber auch er nicht erlangen zu können, eben weil die Propaganda auf effektive Weise der Vernebelung diene. Anders ausgedrückt: Eine begriffsentleerte, auf Verwirrung angelegte Propaganda lässt sich nicht verstehen. Verstehen konnte man aber das dahinterstehende Ziel der Vernebelung, der Entmündigung und Gewaltverherrlichung und das genügte zur Bewertung dieses Vorgehens. Entscheidend war außerdem die Erkenntnis, dass im Nationalsozialismus Gewalt dadurch begünstigt wurde, dass Verwirrung und Angst chronisch wurden. Dies wurde aber erst dadurch ermöglicht, dass die Begriffe ihre Bedeutung verloren. Dass ein Begriff eine oder mehrere bestimmte Bedeutungen hat, die zwar nicht alle in einem Wörterbuch festgelegt sein müssen, aber doch intersubjektiv festgelegt und verständlich sind, ist vermutlich eine Grundvoraussetzung demokratischer Orientierungsfähigkeit. Nach Kracauer wurde den Menschen im NS versucht beizubringen, dass „[...] der Irrsinn die Norm sei“<sup>1164</sup> im Gegensatz dazu, dass in einem wohlgeordneten Rechtsstaat das Irre niemals das Normale sein kann. Der Glaube an das Gesagte wurde mächtiger als die Überprüfbarkeit des Gesagten, die gezielte Einstreuung wahrer Details nicht der Anstoß zum

---

<sup>1162</sup> Vgl. Kracauer 2013, 69f.

<sup>1163</sup> Ebd., 69.

<sup>1164</sup> Ebd., 73.

Nachdenken über die vorangegangenen Lügen, sondern zum Gipfel der Macht der Manipulatoren, da sie genutzt werden konnte, um zu sehen, wie weit ihre manipulatorische Kraft reichte.

„Die Zauberkünstler sind erst dann total, wenn sich ihnen wieder und wieder zeigt, daß selbst die zwanghafte Desillusionierung gegen die Gewalt der von ihnen erzeugten Illusion nichts auszurichten vermag. Man speist der Masse Wahrheiten ein: Nicht um sie gegen Verblendung zu feien, sondern um sich des Stärkegrads ihrer Verblendung zu versichern.“<sup>1165</sup>

Damit wurden die Menschen von ihrem Zwang der Entscheidungsfindung befreit. Sie mussten nicht mehr verstehen, um sodann Gründe abzuwägen und zu wählen. Sie wurden also einerseits vom Zweifel befreit, andererseits wurde der Zweifel auch gezielt als Druckmittel eingesetzt.<sup>1166</sup> Da die Machthaber jedoch keine inhaltliche Berechtigung ihrer Macht aufzeigen konnten, da Begriffsleere herrschte, mussten sie ihren Untertanen etwas anderes anbieten: „Macht aber, die nichts als Macht ist, fasziniert und ist um ihrer Selbstbehauptung willen angewiesen zu faszinieren, denn kann sie sich nicht begründen, so muß sie blenden.“<sup>1167</sup> Dies geschah z.B. durch die Großveranstaltungen, in der die Macht und die Imposanz so gewaltig waren, dass es schwerer fiel zu erkennen, dass es nur Schein, kein Sein gab, aber vor allem durch die Sprache.

Hitler selbst war der Ansicht, dass einzig das gesprochene Wort die Massen bewegen kann.<sup>1168</sup> Das gesprochene Wort war für die nationalsozialistische Politik das Element, das die Welt formt. Dies belegt auch das folgende Zitat von Goebbels: „Wir besaßen in der Massenpropaganda unsere einzige Hauptwaffe [...]“<sup>1169</sup> Kracauer meinte:

„Kurz, die totalitäre Propaganda bemüht sich mit einem auffälligen Eifer darum, das gedruckte Wort dem gesprochenen Wort unterzuordnen. Zweifellos stammt der Eifer daher, daß sie jenes als ein Werkzeug der Aufklärung betrachtet, dessen richtiger Gebrauch ihr die Massen entfremden könnte, und in diesem das Hauptmittel der Massenbeeinflussung erblickt. Goebbels wägt beide Arten gegeneinander ab: ‚Wenn auch der Redner meistensfalls [...] nur einige Tausend mit seinem Wort erreichen kann – wogegen der Schriftsteller manchmal Zehn- und Hunderttausende Leser findet –, das

---

<sup>1165</sup> Ebd., 63.

<sup>1166</sup> Vgl. ebd., 76.

<sup>1167</sup> Ebd., 77.

<sup>1168</sup> Vgl. ebd., 88, vgl. auch Hitler in Hartmann et al. 2016, Band II, 1189, 1191, 1203.

<sup>1169</sup> Goebbels 1939, 19.

gesprochene Wort beeinflusst in der Tat nicht nur den, der es unmittelbar hört, es wird von ihm hundert- und tausendfach weitergegeben und fortgetragen.“<sup>1170</sup>

Das gesprochene Wort hatte für die Nationalsozialisten zwei entscheidende Vorteile: erstens wurde es tausendfach weitergetragen, sodass sich seine Botschaft in der Wirkung möglichst potenzierte, zweitens war es, nicht wie das geschriebene Wort, sehr viel schlechter nachweis- und überprüfbar. Die Sprache, die jedoch nicht oder bedeutend schlechter auf Richtigkeit geprüft werden konnte, spielte einem System in die Hände, das die Worte lediglich als Hülsen zur Machterlangung und -festigung verwendete, jedoch keine kontinuierlichen Inhalte zu bieten hatte.

Diese Hülsen galt es jedoch stetig zu wiederholen. Dabei war es wichtig, den „Ton absoluter Gewißheit“<sup>1171</sup> anzuschlagen beim gleichzeitigen „Verzicht auf Argumente“ zur „Vertiefung der hypnotischen Wirkung“<sup>1172</sup>. Dazu musste der Redner nach Goebbels zuerst einmal so sprechen, wie das Publikum es verstand. Das zu Verstehende musste aber vehement und intensiv vorgetragen werden, sodass die Zuhörer es nicht nur verstanden, sondern gleichzeitig unbedingt wollten. Dabei musste der Redner auch die Gefühle der Hörer gewinnen und so aktivieren, dass sie mit seinen Suggestionen vor allem ein starkes Gefühl der Zustimmung spürten, so Kracauer in Bezug auf Goebbels.<sup>1173</sup> Dies konnte auch deshalb funktionieren, weil der NS Gefühle der Menschen vereinnahmen konnte: Hoffnung auf eine bessere Zukunft, Wut auf die Feinde, die dieser Verbesserung im Wege stehen, Neugier auf den Weg dorthin, Euphorie über den „Führer“ etc.<sup>1174</sup>

Die Nationalsozialisten vermochten es nach Kracauer außerdem, den Wert des Einzelnen zu bagatellisieren. Kracauer nannte es sogar „den Maßstab des Menschlichen außer Kraft [...] setzen“<sup>1175</sup> lernen. Angst durch Terror (der wiederum durch die Worthülsen hervorgebracht werden konnte) und die Bildung und Lenkung von Massen waren nach Kracauer „ein Instrument von unvergleichlicher Stoßkraft“<sup>1176</sup>. Allerdings konnte die Propaganda nur unter bestimmten Voraussetzungen fruchtbar wirken. „Wäre nicht die Gesellschaft, auf die sie stößt, für ihre Aufnahme empfänglich gewesen, so hätte sie niemals Werbekraft zu erlangen vermocht.“<sup>1177</sup> Goebbels formulierte das wie folgt: „Ich kann keinen Menschen von der Notwendigkeit einer

---

<sup>1170</sup> Kracauer 2013, 88f., Zitat im Zitat Goebbels 1939 (Kracauer verwendet die Ausgabe von 1935), 19, dort heißt es ganz genau: „Wenn auch der Redner meistens, und wenn es hoch geht, nur einige Tausend mit seinem Wort erreichen kann – wogegen der politische Schriftsteller manchmal und oft zehn- und hunderttausende Leser findet –, das gesprochene Wort beeinflusst in der Tat nicht nur den, der es unmittelbar hört, es wird von ihm hundert- und tausendfach weitergegeben und fortgetragen.“

<sup>1171</sup> Kracauer 2013, 90.

<sup>1172</sup> Beide Zitate ebd., 91.

<sup>1173</sup> Vgl. ebd.

<sup>1174</sup> Vgl. ebd., 92.

<sup>1175</sup> Ebd., 102.

<sup>1176</sup> Ebd., 105.

<sup>1177</sup> Ebd., 106.

Sache überzeugen, wenn ich es nicht verstehe, auf der Harfe seiner Seele *die* Saite anzuschlagen, die zum Klingen gebracht werden muß.“<sup>1178</sup> Gelingen sollte dies durch die Sprache:

„Wir schrieben bewußt so, wie das Volk empfindet, nicht um dem Volk zu schmeicheln oder ihm nach dem Munde zu reden, sondern um es unter Gebrauch seines eigenen Jargons allmählich auf unsere Seite zu ziehen und dann systematisch von der Richtigkeit unserer Politik und der Schädlichkeit der unserer Gegner zu überzeugen.“<sup>1179</sup>

Dieser Jargon war je nach angesprochener Gruppe ein anderer, samt unterschiedlicher dazugehöriger Versprechungen,<sup>1180</sup> dies war dank der je nach Bedarf verwendeten und gedeuteten Begriffe kein Problem. Recht war dann beispielsweise nur noch, so Hitlers Anwalt und späterer Generalgouverneur von Polen Hans Frank, „Alles, was dem Volk nützt“<sup>1181</sup> oder, so Ernst Rudolf Huber, ein weiterer wichtiger Jurist des Dritten Reichs, was die „Schlagkraft der politischen Gewalt“<sup>1182</sup> vergrößert.

„Das Recht“, so Kracauer, „das in der Demokratie ungeachtet seines Klassencharakters immer noch die Macht begrenzt, verwandelt sich in ein reines Machtinstrument. Die von der Gestapo und den faschistischen Milizen ausgeübte illegale Gewalt [...] muß doppelt als Willkür erscheinen, wenn sie in ständiger Begleitung der legalen auftritt; der Teroeffekt, den dieses Miteinander produziert, wird noch dadurch gesteigert, daß die legale Gewalt selber nur den Schein der Legalität wahrt.“<sup>1183</sup>

Nicht nur das Wort „Recht“, sondern auch die Wörter „legal“ und „illegal“ büßten hier ihren Wortsinn ein. Wo das Legale nicht (immer) legal ist, da ist alles illegal, beziehungsweise nichts. Allein schon anhand dieser drei Wörter ist gut nachvollziehbar, wie massiv sich ein Staat verändern kann, der seinen Worten den Sinn raubt. Mit dem Wortsinn wird auch die Orientierungsfähigkeit stark eingeschränkt oder sogar ganz genommen (wie in diesem Beispiel). Erst die Sicherheit, die mit der teils breit gefächerten oder auch nur intersubjektiv verständlichen, aber immerhin nachvollziehbaren und in gewissem Rahmen auch festgelegten Deutung der Worte einhergeht, ermöglicht das kritische Sich-Zurechtfinden in der Demokratie. Um diesen Prozess der Orientierung unmöglich zu machen, wurde nach Kracauer auch noch „die Muße beschlagnahmt“<sup>1184</sup>. Damit auch in der freien Zeit der Deutschen möglichst keine Kritik am System

---

<sup>1178</sup> Goebbels 1933, 138.

<sup>1179</sup> Goebbels 1939, 200.

<sup>1180</sup> Vgl. Kracauer 2013, 131.

<sup>1181</sup> Frank 1935, 4.

<sup>1182</sup> Huber 1939, 363.

<sup>1183</sup> Kracauer 2013, 135.

<sup>1184</sup> Ebd., 137.

aufkommen konnte, da z.B. in den Ferien reichlich Raum dafür gewesen wäre, wurde auch diese Lücke der Überwachung noch „betäubt“ durch eine „systematische Verstopfung“<sup>1185</sup> mit *Kraft durch Freude*. Damit sollte keineswegs dem Volk etwas Gutes getan werden, sondern lediglich möglichst viel Zeit kontrolliert ablaufen. Nichtsdestotrotz ließ sich dieser Kontrollwahn propagandistisch als Wohlwollen des Staates darstellen.<sup>1186</sup> Goebbels umschrieb diesen Vorgang mit „Bei uns ist der Schein zum Sein geworden“<sup>1187</sup>. Kracauer formulierte es noch treffender:

„Die Realität im totalitären Staat ist eine Pseudo-Realität. Denn wenn Faschismus und Nationalsozialismus die Einheit des Volkes nicht realisieren können, sind sie freilich dazu gezwungen, eine künstliche Realität zu erstellen, in der die Einheit als Wirklichkeit anmutet. Der Satz von Goebbels lautet also richtiger: ‚Bei uns ist der Schein zum Schein des Seins geworden.‘“<sup>1188</sup>

Wer sollte sich hier noch orientieren können, könnte man sich an dieser Stelle vielleicht fragen. Aber allein das bereits zwischen 1936 und 1938 entstandene Buch Kracauers zeigt, dass dies durchaus möglich war, ebenso die Zeugnisse von Victor Klemperer, die im Rahmen seines Tagebuchs sowohl die (sprachlichen) Veränderungen von 1933 bis 1939, als auch die aus der Kriegszeit beschreiben (vgl. Kap. 5.2), und die etwa zur gleichen Zeit entstandenen Zeitungsartikel und späteren Bücher von Dolf Sternberger (vgl. Kap. 5.3). Sie zeigen, dass eine Einsicht in die sprachlichen Strategien der Nationalsozialisten nicht nur nötig, sondern auch möglich war.

Konrad Heiden, einer der ersten kritischen Hitler-Biographen, formuliert die Schein-Sein-Verdrehung des NS-Regimes und die Macht, die ihr innewohnte, wie folgt: „Von einer gewissen Höhe an hat die Macht gewissermaßen immer recht, weil sie ihre Behauptungen nicht mehr den Umständen anzupassen braucht, sondern die Umstände gemäß ihren Behauptungen verändern kann.“<sup>1189</sup> Auch hierin zeigte sich ein Angriff auf die Integrität der Sprache: Wer jederzeit die Lüge zur Realität werden lassen kann, lügt der noch? Die Wahrheit könnte hier vielleicht als das beschrieben werden, was durch die Lüge zur Realität wird. Auch das Begriffspaar „privat-öffentlich“ verlor seine Gegensätzlichkeit. „Ein anderes deutsches Gerichtsurteil jüngeren Datums stellt fest, ‚daß abfällige Bemerkungen über Parteiführer, die im Familienkreis geäußert werden, als öffentliche Beleidigungen zu betrachten sind.‘ [...] Die Ehe hört auf, ein Arcanum zu sein, und wer in seinen vier Wänden weilt, sitzt auf der Straße.“<sup>1190</sup> Die Begriffe wurden vertauscht oder

---

<sup>1185</sup> Beide Zitate ebd., 137.

<sup>1186</sup> Vgl. ebd., 136.

<sup>1187</sup> Goebbels 1933, 119.

<sup>1188</sup> Kracauer 2013, 139.

<sup>1189</sup> Heiden 1937, 212.

<sup>1190</sup> Kracauer 2013, 145f., vgl. ebd., 146, FN 349 für das Zitat im Zitat.

synonym, ein einmaliger bestimmter Gebrauch sagte nichts über den nächsten aus, ein Wort konnte sowohl positiv als auch negativ konnotiert sein, je nach Zusammenhang und Verwendung.<sup>1191</sup> Die Propaganda produzierte ständig Widersprüche, wie den der vom Staat gelenkten und kontrollierten Kunst, die nach Kracauer ein „hölzernes Eisen“<sup>1192</sup> war. Dies lag für ihn daran, dass der NS das Nichts repräsentierte, da er keine Inhalte und Ziele hatte außer der Macht, gleichzeitig aber totale Macht beanspruchte. Das Nichts ist jedoch das Gegenteil von „Allem“ und die Propaganda verstrickte sich unwillkürlich in Widersprüche, wenn sie sowohl für das eine als auch für das andere stehen wollte. Die Widersprüchlichkeit war ihr also inhärent.<sup>1193</sup>

Wenn zu Beginn der „Machtergreifung“ noch der Schein der Ziele und Argumente gewahrt werden sollte, so wurde mit zunehmender Macht die Macht selbst zum Argument, die Präsenz der Armee auf den großen Paraden konnte noch „dem lahmsten Argument auf die Beine helfen und noch das Nichts mit einem verführerischen Schimmer umweben“<sup>1194</sup>. Der Zwang der Diktatur wurde immer deutlicher, ihre Gewalt immer größer. „Hinter dem Tumult der totalitären Propaganda taucht ein Totenkopf auf.“<sup>1195</sup>

Auch wenn Kracauers Reflexionen über die Sprache des Nationalsozialismus keine systematische Abhandlung bilden, kann man doch einige wichtige Einsichten daraus gewinnen, vor allem die, dass die Bedeutung der Begriffe im NS eine willkürliche wurde, Sprache inhaltlich beliebig wurde und damit die Orientierung in der Sprache erheblich erschwert bzw. verunmöglicht wurde. Dies trug erheblich zur Macht des NS bei, da es Angst schürte und Terror begünstigte. Mit der Sprache wurde eine Scheinwelt geschaffen, die nur schwer zu durchschauen war. Die Sprache wurde zum Mittel der Durchsetzung der politischen Ziele. Es wurde der Schein der Verbundenheit mit dem „Volk“ geformt, nur um umso radikaler die eigenen Ansichten durchsetzen zu können. Die Sprache projizierte gezielt, in einer Art „Spiegelreflex“ eigene Fehler auf Gegner, um diese dadurch zu diskreditieren. Vergleicht man diese Beobachtungen mit den sprachphilosophischen Einsichten Taylors wird deutlich, dass Taylor die Wirkmacht der Sprache ähnlich groß einschätzt. Kracauers Buch bestätigt, obwohl es ca. 80 Jahre vor *Das sprachbegabte Tier*<sup>1196</sup> geschrieben wurde und nur die negativen Seiten der konstitutiven Kraft der Sprache beleuchtete (obwohl Kracauer dieses Wort nicht benutzt, deutet er Sprachwirkung doch konstitutiv), dass Sprache tatsächlich dazu imstande ist, über die Politik unsere Welt zu transformieren. Damit ist sein Werk eine wichtige Bestätigung und Erweiterung der taylorschen Sprachphilosophie. Es wird zwar deutlich, wie massiv Sprache

---

<sup>1191</sup> Vgl. ebd., 147.

<sup>1192</sup> Ebd., 148.

<sup>1193</sup> Vgl. ebd., 147.

<sup>1194</sup> Ebd., 153.

<sup>1195</sup> Ebd., 156.

<sup>1196</sup> Taylor 2017.

die Welt formt und wie sie dies im konkreten Fall vollbringt, es wird jedoch ebenfalls deutlich, dass Taylor auch solche Arten von destruktiver Konstitution in seine Theorie hätte mit aufnehmen müssen.

Abschließend soll in diesem Kapitel noch beleuchtet werden, wie Bedeutungsverschiebungen in der Sprache funktionieren können, da dies einen wichtigen Aspekt der kracauerschen Theorie verständlicher macht.

Der Historiker Jörn Leonhard beschreibt in seinem Text „Politisches Sprechen im Zeitalter der Extreme: Überlegungen zu einer Erfahrungsgeschichte der Moderne“<sup>1197</sup>:

„Bei Erfahrungsdeutungen werden vorhandene Bestandteile des Deutungswissens mit neuen Wahrnehmungen abgeglichen, so dass die Erfahrungsaneignung zunächst auf tradierte Interpretamente, Topoi und Stereotypen zurückgreift. Die Veränderung des Deutungswissens wird durch Erfahrungsbrüche angeregt und katalysiert, ist aber nur als langfristiger Prozess zu verstehen.“<sup>1198</sup>

Die Abfolge der einzelnen Schritte innerhalb dieses Prozesses scheint als Beschreibung der schrittweisen Veränderung der Begriffsinhalte in der Sprache des NS passend, allerdings bleibt offen, was genau Leonhard hier mit „langfristig“ meint, denn im NS zum Beispiel gelang die „Veränderung des Deutungswissens“ innerhalb weniger Jahre. Leonhard betont, dass gerade Argumenten in der Veränderung von Weltdeutung eine wichtige Funktion zukommt, da sie in besonderer Weise zur „sprachlichen Sedimentierung von Erfahrungen“<sup>1199</sup> beitragen. Nach Leonhard sind für das beginnende 20. Jahrhundert bestimmte Weisen der Sprachveränderung kennzeichnend, wovon die folgenden drei in Bezug auf den NS besonders wichtig erscheinen. Zunächst: „Im Unterschied zu früheren Phasen fällt die Radikalität des semantischen Wandels von Vokabularen und kommunikativer Spielräume auf, die durch immer neu sich wandelnde Regeln des Sagbaren bestimmt wurde.“<sup>1200</sup> Er erklärt dieses Phänomen mit der Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels zu Beginn des 20. Jahrhunderts:

„Abweichungen von ideologischen Kanonbildungen und sprachliche Verdachtsmomente konnten weitgehender als früher eine existenziell-bedrohende Bedeutung haben. Dazu trat eine zugespitzte Temporalisierung von semantischem Wandel. Damit ist die immer weitgehendere Verkürzung der Halbwertzeiten von Bedeutungsstrukturen aufgrund der

---

<sup>1197</sup> Leonhard 2010.

<sup>1198</sup> Leonhard 2010, 111.

<sup>1199</sup> Ebd., 112.

<sup>1200</sup> Ebd., 116f.



kataraktartigen Krisen- und Umbruchsphasen vor allem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gemeint.“<sup>1201</sup>

Leonhard meint, dass hierdurch ein allgemeines Misstrauen der Sprache gegenüber und der Verlässlichkeit ihrer Bedeutungen entstand.<sup>1202</sup> Wenn dies zutrifft, ist es eine wichtige Ergänzung zur Theorie der Begriffsentleerung nach Kracauer. Außerdem betont Leonhard die Rolle der Massenmedien, die zur Verbreitung und Häufung sprachlicher Äußerungen beitragen konnten. Die „Verkürzung semantischer Halbwertzeiten“<sup>1203</sup> wurde dadurch beschleunigt. Zusätzlich dazu wurde die Trennlinie zwischen privat und öffentlich, öffentlich und geheim und privat und politisch unscharf.<sup>1204</sup> Auch diese Durchlässigkeit der Kategorien spricht für eine Gewöhnung an begriffliche Veränderung. Nach Leonhard konnte die potentielle Grenzenlosigkeit des Politischen, das Verschwimmen einzelner Bereiche, dazu führen, dass es eine „Unschärfe der Gegenstände“<sup>1205</sup> gab. Die Kombination aus Radikalisierung der Sprache, Entgrenzung der Bedeutungen eines Wortes und fortschreitendes Verschwimmen des öffentlichen und privaten Bereichs scheint, auch im Hinblick auf die Theorie Kracauers, stimmig zu beschreiben, wie Sprache moralische Verwirrung und völlig neue Möglichkeiten des Sagbaren und Machbaren bieten konnte.

Kracauers Theorie zeigt eindrücklich, was Taylor bei seiner Theorie stillschweigend vorauszusetzen scheint: will man mit der Sprache Welt konstituieren, braucht man Verlässlichkeit und Verbindlichkeit in der Sprache. Erst, wenn ein bestimmtes Wort eine bestimmte oder mehrere bestimmte Bedeutungen hat, kann man es sinnvoll verwenden und darauf aufbauend agieren. In der Sprache des NS gab es diese Verbindlichkeit nicht, der Klang und der Inhalt eines Wortes wurden beliebig zusammengesetzt bzw. konnten beliebig zusammengesetzt werden. Erfahrungen versprachen daher keinen Lerneffekt, außer dem allgemeinen der Ohnmacht und Verwirrung. Diese Verwirrung, gepaart mit Gewaltanwendung, führte zu Angst. Indem Kracauer aufzeigte, dass diese Verwirrung Taktik war, zeigte er, dass die Nationalsozialisten an die Macht der Sprache in der Politik glaubten und diese gezielt so manipulierten, entkernten, dass sie sie ihres Minimal-Fundaments der bestimmten Bedeutung bestimmter Wörter in der beschreibenden Sprache beraubten. Damit kann aber nicht nur die Sprache, sondern, indirekt ganz auf der Linie Taylors, die gesamte Welt des Menschen ins Wanken geraten. Damit zeigte Kracauer auch, wie wichtig die beschreibende Sprache in ihrer Verlässlichkeit und das Vertrauen der Menschen hierauf für die konstitutive Sprache des Menschen und ihre weltformende Kraft ist. Damit belegte er nicht nur,

---

<sup>1201</sup> Ebd., 117.

<sup>1202</sup> Vgl. ebd.

<sup>1203</sup> Ebd., 117.

<sup>1204</sup> Vgl. ebd.

<sup>1205</sup> Ebd., 122.

dass und wie die Nazis manipulierten, sondern außerdem, dass man diese Manipulation erkennen konnte und dass es in Bezug zu Taylors Theorie wichtig ist festzuhalten, dass die konstitutive Sprache von der beschreibenden abhängig ist bzw. beide ineinander übergehen. In der Trennung von deskriptivem Wort und Inhalt, das hat Kracauer gezeigt, liegt eine enorme politische Sprengkraft, wem es nicht um Argumente, sondern Verwirrung geht, wer nicht will, dass seine Aussagen überzeugen, sondern geglaubt werden, obwohl sie nicht überzeugen oder gerade deswegen, der ist gefährlich, weil er damit konstitutiv die Sprache und die Welt deformiert.

## 5.2 Die *Lingua Tertii Imperii* (Victor Klemperer)

Seit 1918 schrieb Victor Klemperer Tagebuch.<sup>1206</sup> Seine Niederschriften sind akribische persönliche Zeugnisse von beispielhaftem öffentlichem Wert. Als Philologe mit der Erforschung der Sprache vertraut, der als Jude den Schikanen des Systems ausgesetzt war, waren seine persönlichen Erfahrungen, gepaart mit seiner wissenschaftlichen Laufbahn, wichtige Voraussetzungen für seine Analysetätigkeit. In seinen Tagebüchern von 1933-1945 analysierte er die gehörte und gelesene Sprache des NS, von Politikern genauso wie von Passanten, Nachbarn und Freunden. Damit legte er den Grundstein für sein nach dem Krieg veröffentlichtes Werk über die *LTI*<sup>1207</sup>, also die *Lingua Tertii Imperii*.

Da Klemperer seit 1920 eine Professur für Romanistik innehatte, konnte er sowohl von der Universität als auch aus dem privaten Umfeld, sowie später von der Zwangsarbeit, berichten, wie mit Anhängern des jüdischen Glaubens (auch wenn sie, wie Klemperer, konvertiert waren), umgegangen wurde. Das Besondere ist der Umfang seines Werks, gekoppelt mit seiner Profession als Wissenschaftler, der sich mit Sprache beschäftigte und dadurch besonderes Augenmerk auf die Veränderungen der Sprache innerhalb des Nationalsozialismus legte. In diesem Kapitel soll exemplarisch gezeigt werden, wie Klemperer in den zwölf Jahren des „tausendjährigen Reichs“ die Sprachverwandlung kennzeichnete und interpretierte, geknüpft an eine Veränderung im wahrnehmbaren Verhalten der Menschen durch die und mit der Sprache.

Obwohl Klemperer bereits viele Jahre die Sprachverwendung der Nationalsozialisten verfolgt und ihm und anderen geschehenes Unrecht aufgezeichnet hatte, führte ihm erst eine geflüchtete Frau in Bayern 1945 in aller Drastik vor Augen, wie groß der Einfluss der Sprache im NS war: wegen „Ausdrücken“<sup>1208</sup> hatte sie im Gefängnis gesessen.<sup>1209</sup> Jörn Leonhard betont: „Bei diesem Wort sah

---

<sup>1206</sup> Vgl. z.B. Klemperer 1999.

<sup>1207</sup> Klemperer 2015.

<sup>1208</sup> Ebd., 318.

<sup>1209</sup> Vgl. ebd., 318ff.

Klemperer klar, welche grundlegende Bedeutung Sprechen und Sprache in der Diktatur zugekommen und welche unmittelbaren Folgen davon ausgegangen waren.<sup>1210</sup> Der Zusammenhang von sprachlich-ideologischer Ausrichtung und der Auswirkung auf das individuelle Leben konnte existenziell sein.<sup>1211</sup>

Klemperer berichtete 1933 zuerst von der Wahl Hitlers zum Reichskanzler und den darauffolgenden Ereignissen. Seine erste Einschätzung war: „Was ich bis zum Wahlsonntag, 5. 3., Terror nannte, war mildes Prélude.“<sup>1212</sup> Das zeigte sich auch sprachlich. Nicht nur verstärktes Singen des Horst-Wessel-Lieds und das Hissen oder Tragen der Hakenkreuz-Fahnen, kombiniert mit geschrienen Parolen, die Klemperer an den Ton eines Geistlichen erinnerten,<sup>1213</sup> konnten beobachtet werden, sondern auch die Verwendung neuer Wörter. „Gleich darauf Verbot des Zentralvereins jüdischer Bürger in Thüringen, weil er die Regierung ‚talmudistisch‘ kritisiert und herabgesetzt habe.“<sup>1214</sup> Durch die Verwandlung der Sprache wurde vieles gerechtfertigt: „Es ist erschütternd, wie Tag für Tag nackte Gewalttat, Rechtsbruch, schrecklichste Heuchelei, barbarische Gesinnung ganz unverhüllt als Dekret hervortritt.“<sup>1215</sup> Klemperer wunderte sich über die unverhüllte Gewalttätigkeit in der Sprache, er übersah jedoch, dass die Verhüllung durch das Dekret erfolgte. Die Legitimation wurde hier durch die Partei hergestellt. Klemperer berichtete, dass zum Tode Verurteilte freigelassen wurden, da sie einen kommunistischen Polen umgebracht hatten, was nicht mehr als kriminell galt und, wie ein Bekannter ihm „mit freudiger Anerkennung“ erzählte, dass Kommunisten von der SA mit „Rizinus und Spießrutenlaufen durch Gummiknüttel“<sup>1216</sup> wegen ihrer politischen Gesinnung schikaniert wurden.<sup>1217</sup> Offenbar hatte bei Herrn Thieme (so der Name des Bekannten) die Propaganda schon Wirkung gezeigt, indem er diese Art der Behandlung als völlig legitim ansah und sogar guthieß. Klemperer stellte resigniert fest: „Und ich habe mir immer eingebildet: 20. Jahrhundert und Mitteleuropa sei etwas anderes als 14. Jahrhundert und Rumänien. Irrtum.“<sup>1218</sup> Der Mord wurde bereits im ersten Jahr der Macht sprachlich umgedeutet: „Es wird ‚kein Haar gekrümmt‘ – man läßt nur verhungern. Wenn ich meine Katzen nicht quäle, bloß ihnen nicht zu fressen gebe, bin ich dann Tierquäler?“<sup>1219</sup> Es ist aufschlussreich zu bemerken, wie früh die Nationalsozialisten anfangen, die gezielte Tötung von Menschen moralisch zu verharmlosen und wie Klemperer anhand von einfachen Analogien und

---

<sup>1210</sup> Leonhard 2010, 107.

<sup>1211</sup> Vgl. ebd., 107f.

<sup>1212</sup> Klemperer 1999, Band I, 8, 10.3.33.

<sup>1213</sup> Vgl. ebd.

<sup>1214</sup> Ebd., 9.

<sup>1215</sup> Ebd., 11, 17.3.33.

<sup>1216</sup> Beide Zitate ebd., 12.

<sup>1217</sup> Vgl. ebd.

<sup>1218</sup> Ebd., 15, 30.3.33.

<sup>1219</sup> Ebd., 16, 31.3.33.

genauem Zuhören ihre Hintergedanken verstand. Sie logen nicht und sagten trotzdem nicht die Wahrheit. Hier zeigt sich, dass die Trennung in deskriptive und konstitutive Sprache nicht immer sinnvoll ist, denn hier wurde eine Metapher, die Taylor in seinem Buch als Beispiel für Weltkonstitution anführt,<sup>1220</sup> wörtlich genommen, als Beschreibung, und damit ein Bild für unmenschliche Gewalt konstituiert.

Klemperer ist verwundert, wie falsch er die Deutschen eingeschätzt hat: „Alles, was ich für undeutsch gehalten habe, Brutalität, Ungerechtigkeit, Heuchelei, Massensuggestion bis zur Besoffenheit, alles das floriert hier.“<sup>1221</sup> Allein diese Stelle in den Aufzeichnungen hätte wohl genügt, Klemperer für lange Zeit die Freiheit zu nehmen, vielleicht sogar das Leben, denn die Demaskierung der Sprachmaskerade der Nationalsozialisten, die versuchten, durch die Umbenennung von Terror und Willkür diese auch in ihrem Wert zu verändern, war nicht ungefährlich.<sup>1222</sup> Ebenso wie das Kind in Andersens *Des Kaisers neue Kleider* den Erwachsenen die Augen öffnet, hätte die klare Sprache Klemperers auch die Weltsicht der Nazis entlarven können. Klemperer schrieb: „Ein Vetter Dembers, Arzt in Berlin, aus der Sprechstunde geholt, im Hemd und schwer mißhandelt ins Humboldt-Krankenhaus gebracht, dort, 45 Jahre alt, gestorben. Frau Dember erzählt es uns flüsternd bei geschlossener Tür. Sie verbreitet damit ja ‚Greuelnachrichten‘, unwahre natürlich.“<sup>1223</sup> Wer etwas Schlechtes über den NS sagte, verbreitete also automatisch Lügen. Dieses Prinzip könnte Klemperer absichtlich ad absurdum geführt haben, indem er die Gräuelnachrichten (also ein anderes Wort für Lügen im NS) als unwahr bezeichnete und damit zeigte, dass er es durchschaute und sozusagen sich selbst ermächtigend zurückspiegelte.

Laut Propaganda logen die Juden bereits, wenn sie Deutsch sprachen: „Anschlag am Studentenhaus (ähnlich an allen Universitäten): ‚Wenn der Jude deutsch schreibt, lügt er‘, er darf nur noch hebräisch schreiben. Jüdische Bücher in deutscher Sprache müssen als ‚Übersetzungen‘ gekennzeichnet werden.“<sup>1224</sup> In scheinbar deskriptiver Form sollte die Welt so konstituiert werden, wie die Nationalsozialisten sie haben wollten: Wer Gräuel über den NS verbreitete, log, genauso wie Deutsch schreibende Juden. Die Sprache wurde okkupiert, sogar eigentlich neutrale Wörter wie „Übersetzung“ wurden völlig umdefiniert. Die konstitutive Macht der Definition, die Einteilung der Menschen in moralisch relevante Mitglieder der Wertegemeinschaft und moralisch nicht bloß Irrelevante, sondern relevante Feinde dieser Gemeinschaft, sah Klemperer bereits 1933

---

<sup>1220</sup> Vgl. Taylor 2017, 245-335.

<sup>1221</sup> Klemperer 1999, Band I, 18, 3.4.33.

<sup>1222</sup> Trotzdem war Klemperer stets der Ansicht, dass man sich entziehen konnte: „Diese Verstricktheit in faschistisch geprägtes Denken und Sprechen ist aber für Victor Klemperer kein unabwendbares Schicksal.“ (Jäger 1999, 15). Andernfalls wäre seine Kritik ins Leere gelaufen.

<sup>1223</sup> Klemperer 1999, Band I, 20, 10.4.33.

<sup>1224</sup> Ebd., 24, 25.4.33.

ganz klar: „Ich bin schon nicht Deutscher und Arier, sondern Jude und muß dankbar sein, wenn man mich am Leben läßt.“<sup>1225</sup> Auch Klemperer sah einen Zusammenhang von Moral, Sprache und Politik.

Klemperer berichtete von einem Mann, einem Kommunisten, den man beschuldigte, ein Gewehr versteckt zu haben. Als man nichts fand, prügelte man ihn so lange, bis er starb. Als er mit malträtiertem Körper ins Krankenhaus kam, „Stiefelspuren im Bauch, faustgroße Löcher im Rücken, Wattebäusche dreingestopft. Offizieller Sektionsbefund: Todesursache Ruhr, was vorzeitige ‚Leichenflecke‘ häufig zur Folge habe“<sup>1226</sup>. Die nationalsozialistische Sprache gab vor, wie die Welt zu deuten war und machte daher aus einem Verbrechen eine Krankheit. Klemperer ahnte wohl, dass dieses Vorgehen exemplarisch war und alle Gegner des Regimes zu potentiell Vogelfreien machte. Hitlers Worte nannte er daher auch, den nationalsozialistischen Begriff der „Kriegspropaganda“ verändernd, „Friedenspropaganda“<sup>1227</sup>. Denn das Reden über Frieden und das andauernde Anwenden von Gewalt passten offensichtlich nicht zusammen, er verstand, dass die Nationalsozialisten oft das Gegenteil dessen sagten, was der Fall war.<sup>1228</sup> Denn „Wahrheit spricht für sich allein – aber Lüge spricht durch Presse und Rundfunk“<sup>1229</sup>. In seinen Veranstaltungen an der Universität versuchte er, seinen verbliebenen jüdischen Studenten hierüber die Augen zu öffnen. Dabei verwendete er, ob gewollt oder ungewollt bleibt unbeantwortet, ein ähnliches Vokabular wie die Nazis, nur im umgekehrten Sinn. Er wollte seine Zuhörer zu „Bazillenträgern“ machen, sie mit „Schutzimpfungen“<sup>1230</sup> versehen. Dass das eine dem anderen streng genommen widerspricht, war Klemperer entweder klar oder er spielte auf Impfungen an, die z.B. den abgetöteten Virus enthalten und dadurch immunisieren. Aber zu einer begrifflich verworrenen, unklaren Zeit passte womöglich auch ein ebensolcher Vergleich. Jedenfalls konnte das Erkennen der Wahrheit (Impfung) in diesen Zeiten zugleich Fluch und Segen sein und für beides hätte das „Bazillen tragen“ stehen können.

Klemperer verglich die Formulierungen der Propaganda auch mit biblischen Formulierungen. „*Philologie der Nationalsozialisten*: Göring sagte in einer Rede vor dem Berliner Rathaus: ‚Wir alle, vom einfachen SA-Mann bis zum Ministerpräsidenten, sind von Adolf Hitler und durch Adolf Hitler. Er ist Deutschland.‘ Sprache des Evangeliums.“<sup>1231</sup> Wenn die Botschaft der Nationalsozialisten als Offenbarung verkündet wurde, war der Antrieb womöglich, Setzungen unhintergebar zu machen.

---

<sup>1225</sup> Ebd., 23, 20.4.33.

<sup>1226</sup> Ebd., 27, 15.5.33.

<sup>1227</sup> Ebd., 68, 14.11.33.

<sup>1228</sup> Vgl. ebd.

<sup>1229</sup> Ebd., 87, 15.2.34.

<sup>1230</sup> Beide Zitate ebd., 93, 2.3.34.

<sup>1231</sup> Ebd., 127, 23.7.34.

Klemperer entdeckte ebenfalls Spielarten des „Spiegelreflexes“, wie Kracauer diese Art von Sprachverkehrung nannte (vgl. Kap. 5.1): „*Sprache des 3. Reiches: Parteitag ‚der Treue‘ in Nürnberg. Proprio der Treue nach dem Aufstand [Klemperer spielte hier wohl auf den Röhm-Putsch im Juni/Juli 1934 an]. Immer mit Stirn das Gegenteil behaupten. [...] In einer andern Rede [hier ist Hitler gemeint]: ‚Deutsch sein heißt klar sein‘ [...]*“<sup>1232</sup>. Es wurde also zunächst die Treue betont, obwohl ein paar Monate zuvor zumindest angeblich treuloses Verhalten geahndet wurde und obwohl genau das eine Verdrehung der Sprache zum eigenen Vorteil war, wurde die Klarheit der Sprache als Tugend herausgestellt. Dieser „Übertäubung des Individuums“<sup>1233</sup> entflohen man gelegentlich einzig durch Witze, die die Gesinnung und Sprache der neuen Herrscher ad absurdum führten: „In Basel singen die Kinder: ‚Heil, Heil, Heil – Hitler hängt am Seil!‘“<sup>1234</sup> Oder: „Ein besonders guter Witz: Hitler, der Katholik, habe zwei neue Feiertage kreiert: Maria Denunziata und Mariae Haussuchung.“<sup>1235</sup> Beide Witze zeigten eindeutig Unzufriedenheit mit dem Regime, beim zweiten erkennt man auch Angst.. Am 31. Dezember 1935 notierte Klemperer resigniert: „Immer noch Drittes Reich und sehr gesunkene Hoffnung, das vierte zu erleben.“<sup>1236</sup>

Auch beim bereits begonnenen Hausbau erlebten Klemperer und seine Frau, wie willkürlich Sprache war: Ein flaches Dach auf der Garage sollte angeblich die Gegend verschandeln. „Aber ringsum haben die Garagen flache Dächer! Aber dies ist eine Gelegenheit den ‚Juden‘ zu ärgern.“<sup>1237</sup> Die Sprache konnte im Nationalsozialismus also zum entscheidenden Werkzeug der Willkür der Mächtigen werden. Dazu bedienten sie sich sogar Idealen der Aufklärung, die sie völlig umwerteten und für ihre Zwecke einsetzten: Bereits Fünfzehnjährige wurden in Arbeitslagern politisch „geschult“, dies unter dem Mantel der Ablösung von den Eltern als selbständig denkende und entscheidende Menschen. Vor den Eltern wurde ideologisch gewarnt und dies zeigte bei den Pubertierenden durchaus Wirkung.<sup>1238</sup> Aber auch direkt in der Schule wurden die Kinder in Prüfungen politisch und sprachlich auf die Probe gestellt. Es wurde z.B. die Frage gestellt: „Was kommt nach dem dritten Reich?“<sup>1239</sup> Antwortete der Schüler darauf mit Unsicherheit oder einer anderen Antwort als „Nichts“, hatte er bereits versagt.<sup>1240</sup> Die Sprache der Nationalsozialisten konnte den Menschen in allen öffentlichen Bereichen begegnen und sie formen.

---

<sup>1232</sup> Ebd., 142f., 11.9.34.

<sup>1233</sup> Ebd., 144, 14.9.34.

<sup>1234</sup> Ebd., 154, 8.10.34.

<sup>1235</sup> Ebd., 157, 14.10.34.

<sup>1236</sup> Klemperer 1999, Band II, 64, 31.12.35.

<sup>1237</sup> Ebd., 74, 31.1.36.

<sup>1238</sup> Vgl. ebd., 157, 31.12.36, im geschilderten Fall empörte sich eine Tochter gegenüber ihrer kommunistischen Mutter, sie solle nicht ihre „Führerin“ kompromittieren.

<sup>1239</sup> Klemperer 1999, Band III, 71, 31.1.38.

<sup>1240</sup> Vgl. ebd.

Das nationalsozialistische Regime verwandelte die Bewertung von Handlungen, dabei spielte der Spiegelreflex, die Projektion des eigenen schlechten Handelns auf den Gegner (vgl. Kap. 5.1), eine wichtige Rolle. Klemperer dokumentierte, dass die Kriegsoffensiven Hitlers, zum Beispiel die in Westeuropa, als „Gegenstoß“ bezeichnet wurde, der dem „Auffangen des feindlichen Einbruchs in letzter Stunde“<sup>1241</sup> dienen sollte. In der Bewertung dieser Maßnahmen hatte die Propaganda wohl gewirkt, denn Klemperer hörte in der Markthalle das Folgende: „Auch die sittlichen Begriffe sind verwirrt: ‚Hitler will ja nur, was Deutschland gehört, und im übrigen hat er immer versprochen, Frieden zu halten.“<sup>1242</sup> Die Fakten, dass die von Hitler eroberten Länder keineswegs Deutschland gehörten und dass Eroberung im Krieg das Gegenteil von Frieden und demnach auch das Gegenteil von Wort halten war, wurde nicht reflektiert. Mit der Sprache wurde auch die Moral geformt und verändert. Begrüßungsschilder, von denen Klemperer berichtete, die Hitler als „Schöpfer eines neuen Europas“<sup>1243</sup> feierten, sagten also die Wahrheit, wenngleich eine andere, als intendiert wurde, denn „neu“ bedeutet nicht automatisch „besser“, sondern kann auch „schlechter“ bedeuten. „Die Sprache bringt es an den Tag“<sup>1244</sup>, so wird Klemperer, ein Sprichwort abwandelnd, in dem es eigentlich um die Sonne geht, diese stete Angemessenheit der Sprache bezeichnen.

Klemperer berichtete im Jahr 1940, dass er bei Fontane den *Untermenschen* als Begriff gefunden habe. Daraufhin macht er eine begriffsgeschichtlich interessante Bemerkung:

„Ich finde im ‚Stechlin‘, Kapitel 33 (Seite 342): ‚Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Übermenschen etabliert; eigentlich aber gibt es bloß noch Untermenschen...‘ Man wird die meisten neuen Worte vereinzelt schon lange vor ihrer Neuheit finden. (Ich nehme an, daß auch Fontane den ‚Untermenschen‘ nicht erfunden hat, das Gegenstück zu Übermensch lag in der Luft.) Aber das tut ihrer Neuheit keinen Abbruch. Sie sind neu in dem Augenblick, wo sie als Ausdruck einer neuen Gesinnung oder neuen Sache auftauchen und in Mode kommen. Insofern ist der *Untermensch* doch ein spezifisches und neues Wort in der Sprache des dritten Reichs.“<sup>1245</sup>

Der NS hatte das Wort als Klang nicht erfunden, aber er hatte dem Wort einen Bedeutungsraum gegeben, den es vorher nicht hatte. In diesem Sinne hat der NS das Wort „Untermensch“ also erfunden. Die Reichweite und Semantik des Begriffs wurden von ihm geprägt. Fontanes Ausspruch in seinem Roman lässt sich jedoch bei Klemperer auch so lesen, dass die Nationalsozialisten

---

<sup>1241</sup> Beide Zitate Klemperer 1999, Band IV, 20, 11.5.40.

<sup>1242</sup> Ebd., 21, 16.5.40.

<sup>1243</sup> Ebd., 42, 11.8.40.

<sup>1244</sup> Klemperer 1999, Band V, 58, 31.3.42.

<sup>1245</sup> Klemperer 1999, Band IV, 63, 26.12.40.

Untermenschen verkörperten. A) Es gibt keine wirklichen (menschlichen) Menschen mehr. B) Alle reden vom Übermenschen, sind jedoch eigentlich selbst Untermenschen. Die obige Formulierung „Die Sprache bringt es an den Tag“ deutet auf diese Möglichkeit hin.

Klemperer hörte von den Bedingungen der Judentransporte und dem anschließenden Arbeiten in Lagern in Polen.<sup>1246</sup> Trotz seines immerwährenden Bewusstseins von der Gefahr beim Weiterschreiben,<sup>1247</sup> erlebte er hin und wieder auch etwas Gutes, das Juden widerfuhr, und konnte dies vielleicht als Hoffnungsschimmer zum Weiterschreiben verwenden, denn er schrieb weiter.

*„24. November, Montag abend*

Frau Reichenbach erzählte – Reichenbachs waren gestern unsere und Kätchens Gäste –, ein Herr habe sie in der Ladentür begrüßt. Ob er sich nicht in der Person geirrt habe? – „Nein, ich kenne Sie nicht, aber Sie werden jetzt öfter begrüßt werden. Wir sind eine Gruppe, die den Judenstern grüßt.“<sup>1248</sup>

Klemperer ließ dieses Ereignis in seinem Tagebuch unkommentiert. Gleichzeitig gingen namenlose Verbrechen vorstatten, die womöglich jede Freundlichkeit als Tand erscheinen ließen. „Es liegt jetzt so, daß KZ offenbar identisch mit Todesurteil ist. Der Tod der Überführten wird nach wenigen Tagen gemeldet.“<sup>1249</sup> Außerdem wusste er auch, wo diese Gräueltaten geschahen:

„Als furchtbarstes KZ hörte ich in diesen Tagen Auschwitz (oder so ähnlich) bei Königshütte in Oberschlesien nennen. Bergwerksarbeit, Tod nach wenigen Tagen. [...] Nicht unbedingt und sofort tödlich, aber ‚schlimmer als Zuchthaus‘ soll Buchenwald bei Weimar sein. Hierhin kam Estreicher. ‚Zwölf Stunden Arbeit unter SS‘, sagt Seliksohn.“<sup>1250</sup>

Dass Klemperer KZ sagte und nicht KL (wie das offizielle deutsche Kürzel für die Lager war), ist bereits bezeichnend. Dass er erfahren konnte, dass diese Abkürzung einem Todesurteil glich und wie die Orte hießen, an denen diese Todesurteile vollstreckt wurden, zeigt, dass es möglich war zu wissen, wenn man wissen wollte.

Wie sehr Klemperer, ebenso wie etwa zur gleichen Zeit Dolf Sternberger (vgl. Kapitel 5.3), die Wahrhaftigkeit der Sprache betonte, ganz unabhängig davon, wie sehr sich der Sprecher verstellen will, zeigt sich an einem ausschließlich der Sprache gewidmeten Eintrag seines Tagebuchs aus dem März 1942:

---

<sup>1246</sup> Vgl. ebd., 176, 25.10.41.

<sup>1247</sup> Vgl. ebd., 91, 27.5.41.

<sup>1248</sup> Ebd., 184.

<sup>1249</sup> Klemperer 1999, Band V, 35, 1.3.42.

<sup>1250</sup> Ebd., 47, 16.3.42, im Original „SS“ in Runen.



„31. März, Dienstag

*LTI*. Die Sprache bringt es an den Tag. Bisweilen will jemand durch Sprechen die Wahrheit verbergen. Aber die Sprache lügt nicht. Bisweilen will jemand die Wahrheit aussprechen. Aber die Sprache ist wahrer als er. Gegen die Wahrheit der Sprache gibt es kein Mittel. Ärztliche Forscher können eine Krankheit bekämpfen, sobald sie ihr Wesen erkannt haben. Philologen und Dichter erkennen das Wesen der Sprache; aber sie können die Sprache nicht daran hindern, die Wahrheit auszusagen.<sup>1251</sup>

Damit knüpfte Klemperer, wenn er ihn auch nicht erwähnte, aber als Philologe mit Sicherheit kannte, an Wilhelm von Humboldt an, der sich ebenso sicher war, dass es nichts in unserer Seele gebe, dass so fein ist, dass es nicht in der Sprache sichtbar würde.<sup>1252</sup> Die Sprache ist zwar manipulierbar, aber hört man nur richtig hin, hört richtig zu, erkennt man nach Klemperer auch die Wahrheit. Als er von einem Bekannten hörte, der in Buchenwald angeblich „bei einem Fluchtversuch erschossen“ wurde, „am hellen Tage“, geschwächt und krank, sprach Klemperer daher auch von „[u]nverhüllte[m] Mord“ und kommentierte: „Schamloser kann man nicht lügen.“<sup>1253</sup> Klemperer schien hier beispielhaft zu kritisieren, was er allgemein als kritikwürdig empfand: Die Sprache vermag es zwar, einen neuen Wertekosmos zu etablieren, auch eine neue Gesinnung, aber nur, wenn die Zuhörer ihre kritische Vernunft ausschalten.

Die Sprache der Verbote, die Klemperer ebenfalls erwähnte, war eine Zurschaustellung der willkürlichen Macht. „18) Verbot, die Bannmeile Dresdens zu verlassen, 19) den Bahnhof zu betreten, 20) das Ministerium, die Parks zu betreten, 21) die Bürgerwiese und die Randstraßen des Großen Gartens (Park- und Lennéstraße, Karcherallee) zu benutzen. Die letzte Verschärfung seit gestern erst. Auch das Betreten der Markthallen seit vorgestern verboten.“<sup>1254</sup> Es war alles verboten, was Freude oder Erleichterung bringen konnte: Museen, Zigarren, Theater, Kino, Milch, Zeitschriften, Autos, Schreibmaschinen.<sup>1255</sup> Dabei waren die Regeln wohl absichtlich so abgestuft und je nach Tag unterschiedlich, dass sie Verwirrung und damit Übertretung hervorrufen

---

<sup>1251</sup> Ebd., 58.

<sup>1252</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 86: „Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre.“ (ebd.)

<sup>1253</sup> Alle vier Zitate Klemperer 1999, Band V, 97, 24.5.42.

<sup>1254</sup> Ebd., 108, 2.6.42.

<sup>1255</sup> Vgl. ebd., 107f.

mussten.<sup>1256</sup> Auch dies waren Schritte auf dem Weg der Entmenschlichung. „Die Sprache bringt es an den Tag.“<sup>1257</sup>

Klemperer griff gelegentlich die Sprache des NS auf, unkommentiert, um zu zeigen, wie brenzlich die Lage der Juden war und welche ganz konkreten Folgen eine bestimmte Ausdrucksweise haben konnte. Beispielsweise bei einem der zahlreichen Umzüge des Ehepaars von einem „Judenhaus“ in ein anderes, notierte er: „Das Problem: Jedes Judenschwein darf nur einen kleinen Handkoffer und eine kleine Handtasche mitnehmen – alles andere, Möbel, Wäsche, alles verfällt im versiegelten Zimmer. Natürlich ist auch alles Vermögen verfallen.“<sup>1258</sup> Die Sprache war angemessen für die Welt, die die Nationalsozialisten formten, dazu passend Klemperers Eintrag vom 17. Oktober 1942: „Heute zum erstenmal die Todesnachricht zweier Frauen aus dem KZ. [...] Beide wurden von dem Frauenlager in Mecklenburg nach Auschwitz transportiert, das ein schnell arbeitendes Schlachthaus zu sein scheint. Todesursache: ‚Alter und Herzschwäche‘. Beide waren um die Sechzig, die eine besonders robust.“<sup>1259</sup> Das Wort „verstorben“<sup>1260</sup> setzt Klemperer demnach schon in Anführungszeichen, da die Menschen nicht starben, sondern umgebracht wurden, getötet wie Tiere. Hier verwendete Klemperer das Wort „Mord“<sup>1261</sup>, da Menschen eben keine Tiere sind und sie so zu behandeln dies auch nicht ändert.

Die Lage der Juden in Dresden verschärfte sich inzwischen bei den (noch) Nicht-Deportierten<sup>1262</sup> so, dass bei Bedarf von Zahnersatz ein Zahntechniker, der bei einem Friedhofsgärtner arbeitete, aufgesucht werden musste, der den vielen getöteten Juden Zähne zog, um sie sodann anbieten zu können. „Heimliche Zähne vom Judenfriedhof, es klingt märchenhaft schauerlich“, kommentierte Klemperer dieses Vorgehen und fügte hinzu, „– es ist aber auch real gesehen toll genug, und wie leicht kann es zu einer Katastrophe führen. Causa sufficiens für Gefängnis und ‚Fluchtversuch‘.“<sup>1263</sup> Mit „Fluchtversuch“ meinte er natürlich Mord, dass er diese Synonymität durchschaut hatte, wurde ja bereits erwähnt. Auch als Klemperer „freiwillig“<sup>1264</sup> sein Haus verkaufen sollte, wozu ihm der zuständige Beamte riet, wurde deutlich, wie willkürlich das nationalsozialistische System mit der

---

<sup>1256</sup> Vgl. ebd.: Klemperer berichtet von unterschiedlichen erlaubten Einkaufszeiten für Juden je nach Wochentag, unterschiedlichen Verboten für öffentliche Verkehrsmittel und das Verbot von Vorräten, die die Gestapo mitnehmen konnte, selbst wenn sie regelkonform mit „Marken“ gekauft wurden.

<sup>1257</sup> Ebd., 58, 31.3.42.

<sup>1258</sup> Ebd., 220, 23.8.42.

<sup>1259</sup> Ebd., 259, 17.10.42.

<sup>1260</sup> Ebd., 264, 27.10.42.

<sup>1261</sup> Ebd.

<sup>1262</sup> Im Vergleich zu den Konzentrationslagern und Vernichtungslagern war das Leben in Deutschland vergleichsweise normal, dies bedeutet jedoch nicht, dass diese Form des Lebens lebenswert oder sicher war.

<sup>1263</sup> Beide Zitate Klemperer 1999, Band V, 283f., 28.11.42.

<sup>1264</sup> Vgl. Klemperer 1999, Band VI, 12, 14.1.43: „Man würde nun [...] gewiß meine schriftliche Verkaufsgenehmigung fordern. Er, Kahlenberg, rate mir nach seinen Erfahrungen, mich nicht zu weigern. Weigerung sei mit KZ- und Lebensgefahr verbunden.“

Sprache und dementsprechend auch allen Regeln umging. Als Klemperer davon ausging, dass nun seine arische Frau erben würde, klärte ihn der dafür Zuständige darüber auf, dass dies keineswegs so sein müsse. Es gebe auch die Fälle, in denen das „gesunde[.] Volksempfinden“ oder das „Staatsinteresse“<sup>1265</sup>, die dagegen sprächen, dies verhindern würden.

Klemperer war sich jedoch bewusst, dass die Mordmaschinerie auch in Dresden rasch arbeitete und es dementsprechend größere Sorgen gab, beispielsweise wegen seines Tagebuchs zum Tode verurteilt zu werden.<sup>1266</sup> Er hörte von einer Guillotine am „Münchner Platz“, die „alle zwei Minuten“ „zum Tode verurteilte[.] Protektoratsjuden“ tötete. Auch wenn er die Anzahl der ermordeten Juden für übertrieben hielt, war er dennoch geschockt, „wenn nur die Hälfte davon wahr ist...“<sup>1267</sup>. Als er in einem Lebensmittelgeschäft einmal von der Inhaberin darauf aufmerksam gemacht wurde, dass sie ihm gerne mehr Lebensmittel geben würde, dies aber nur abends ginge, da sie SA beliefere, antwortete Klemperer ehrlich, dass dies nicht möglich sei, da dieses Verhalten ihn das Leben kosten könne. Im Nachhinein machte er sich große Sorgen und Vorwürfe, dies so gesagt zu haben, denn in der Logik der Nationalsozialisten entsprach diese Handlung der Verbreitung von Gräuelpopaganda, ganz unabhängig davon, ob das Beschriebene stimmte oder nicht.<sup>1268</sup> Kurz darauf erwähnte Klemperer zuerst die Möglichkeit von Vergasungen. Er hörte von „evakuiert[en]“ Juden und nahm an, sie hätten ihren Transport in Viehwaggons vermutlich nicht überlebt, da sie „vergast worden seien“<sup>1269</sup>. Obwohl es während den Transporten in Zügen keine Vergasungen gab, ist es doch bemerkenswert, dass Klemperer sowohl mit seiner Einschätzung, dass einmal „Evakuierte“ nicht mehr lange lebten als auch mit der Möglichkeit des Todes durch Giftgas und dem Vorhandensein von Gaswagen, also LKW, die im Fahren Menschen durch ihre Abgase töteten, vollkommen richtig lag. An anderer Stelle zeigte sich wiederum eine gewisse Unbedarftheit der nationalsozialistischen Sprache gegenüber. Als er von einer Bekannten hörte, dass eine andere Frau es gut habe, da sie ins Sanatorium dürfe, kritisierte Klemperer daran lediglich, dass man dieser Frau den Mann getötet habe und sie es dementsprechend nicht „gut“ haben könne.<sup>1270</sup> Dass „Sanatorium“ in der Sprache des NS gleichbedeutend mit Tötungsanstalten wie dem hessischen Hadamar sein konnte, scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein.

Anhand eines Vorfalls wird deutlich, dass Klemperers Wissen über die Tötungen keine Besonderheit war, die „Vox populi“ wusste wohl ebenfalls von den Tötungen: „Eine Gruppe radelnder Jungen, vierzehn bis fünfzehn Jahre, um zehn abends in der Wormser Straße. Sie

---

<sup>1265</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>1266</sup> Vgl. ebd., 32, 14.2.43.

<sup>1267</sup> Alle vier Zitate ebd., 25f., 30.1.43.

<sup>1268</sup> Vgl. ebd., 33f., 18.2.43.

<sup>1269</sup> Beide Zitate ebd., 41, 4.3.43.

<sup>1270</sup> Vgl. ebd., 49, 29.3.43.

überholen mich, rufen zurück, warten, lassen mich passieren. ‚Der kriegt einen Genickschuß...ich drück‘ ab...Er wird an den Galgen gehängt [...]‘.<sup>1271</sup> Dass diese beiden Tötungsarten tatsächlich verbreitet waren, war wahrscheinlich kein Zufall. Der Genickschuss war eine übliche Tötungsart der Einsatzgruppentäter<sup>1272</sup> und im KZ Buchenwald gab es eine spezielle Genickschussanlage. Vielleicht hatte ein Vater, Onkel oder Nachbar doch einmal etwas von seiner Arbeit erzählt. Gleiches galt für eine Erfahrung Klemperers aus dem Jahre 1944, bei der ein Arbeiter über Klemperer und andere Juden sagte: „Eine Spritze sollte man ihnen geben. Dann wären sie weg!“<sup>1273</sup> Die Praxis, KZ-Häftlinge mit Phenol-Spritzen zu töten, war also möglicherweise ebenfalls bekannt.

Wie zur gleichen Zeit mit ihm Dolf Sternberger (vgl. Kap. 5.3), bemerkte Klemperer die Sprache des NS im Alltag gerade dort, wo sie eigentlich verschleiern sollte. Dass das Wort „Aktion“<sup>1274</sup> *willkürliche Verhaftung* z.B. *aufgrund der Religionszugehörigkeit* bedeuten konnte und ein typisches Wort der Diktatur war,<sup>1275</sup> war Klemperer bewusst. Da Klemperer davon ausging, dass die Sprache den Sprecher verrät, war das Wort „Aktion“ nach dieser Logik treffend: Verhaftungen mit Begründung wurden „Verhaftungen“ genannt, Verhaftungen ohne Grund „Aktionen“. Klemperer notierte sich jedoch auch Sprachspiele, die die angestrebte Sprach-Kontrolle unterwanderten: „Notierte ich zur LTI schon: a) den Wortwitz: zu den Himmlerschen Heerscharen einberufen (von Hingerichteten), b) den schnoddrigen Berliner Wunsch (mir von mehreren Seiten berichtet): ‚Bleiben Sie übrig!‘?“<sup>1276</sup> Diese Witze zeigen geistigen Widerstand an, etwas, woran man sich in Klemperers Situation kognitiv festhalten konnte, aber auch Wissen davon, was Himmler und die SS taten und dass man Glück und Vorsicht brauchte, um „übrig zu bleiben“.

Das Wort „total“ zeigte nach Klemperer deutliche Expansion über das militärische hinaus. Es ging nicht mehr nur um den „totalen Krieg“, den Goebbels ausgerufen hatte,<sup>1277</sup> sondern auch um die „[t]otale Erziehung“<sup>1278</sup> und sogar ein Brettspiel für Kinder wurde als „[d]as totale Spiel“<sup>1279</sup> beworben. Der Krieg Hitlerdeutschlands war eben nur in zweiter Hinsicht ein militärischer, in erster Hinsicht war er ein Krieg der Ideologie und der Vernichtung und die dafür benötigte Ideologie sollte möglichst früh ansetzen, auch sprachlich. Dies gelang auch, wie Klemperer selbst

---

<sup>1271</sup> Beide Zitate ebd., 100, 24.6.43.

<sup>1272</sup> Vgl. zum Beispiel *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen* von Christopher R. Browning (Browning 2009) oder *Täter. Wie ganz normale Menschen Massenmörder werden* von Harald Welzer (Welzer 2016).

<sup>1273</sup> Klemperer 1999, Band VII, 21f., 7.2.44.

<sup>1274</sup> Ebd., 15, 23.1.44, im Original kursiv.

<sup>1275</sup> Vgl. ebd., er ordnet das Wort eindeutig der „LTI“ zu.

<sup>1276</sup> Ebd., 22, 7.2.44.

<sup>1277</sup> Sportpalastrede Joseph Goebbels' am 18.2.43 in Berlin, vgl. Kap. 4.2.

<sup>1278</sup> Klemperer 1999, Band VII, 49, 3.5.44.

<sup>1279</sup> Ebd., 49, 4.5.44.

von ihm Wohlgesinnten berichtete: „Die Wirkung der Propaganda: Frau Belka fragt mich schon wiederholt: ‚Haben Sie eine *deutsche* Frau?‘ – ‚Hat Jacobi eine *deutsche* Frau?‘ usw. Mich erschüttert das mehr als das Fremdwort ‚arisch‘. Es zeigt, wie sehr die ‚totale Abschnürung‘ der Juden im Volksbewußtsein geglückt ist.“<sup>1280</sup> Dass Totalität sprachlich eigentlich unsinnig ist, da Begriffe von der Verneinung des Gegenteils leben und also z.B. der Krieg nur denkbar ist, wo es auch Frieden gibt, zeigt vielleicht, mit welcher Radikalität die Sprache und damit auch die Realität angegriffen wurde.

Als Klemperer von einem Briefwechsel zwischen einer jüdischen Bekannten und einem russischen Kriegsgefangenen erfuhr, der entdeckt wurde, beschrieb Klemperer das Folgende voller Klarheit und Empathie:

„Der Russe ist gleich in die Baracken nebenan gebracht worden; die beiden Frauen [Mutter und Tochter], mindestens die Tochter, rettungslos verloren. Auf dem Barackenhof ist es still, kein Blasen und Klimpern mehr, kein Ballspiel, kein Turnen. Das Mißtrauen der Juden untereinander: Wir beide erfuhren die Affäre erst lange post festum, alles war geheim im Flüsterklatsch fortgepflanzt worden, nicht nur unser Haus, sondern auch der Friedhof wußte es schon seit sechsunddreißig Stunden.“<sup>1281</sup>

Klemperer bewahrte sich seine Sprache als Hort der Freiheit, in dem sowohl die Wahrheit als auch die Schönheit bei aller Grausamkeit der Welt erhalten blieb.

Zwei neue, sich widersprechende Regeln brachten Klemperer in Bredouille. Mit seinen 62 Jahren war er einerseits verpflichtet, noch drei Jahre zu arbeiten. Andererseits waren Juden alle schreibenden Berufe untersagt. Natürlich wusste er, dass wenn die Diktatur einen Fehler machte, dies nicht auf sie, sondern auf die Ausgegrenzten zurückfallen würde, und genau so kam es auch. Er bekam seine Rente nicht.<sup>1282</sup> Das Unberechenbare war nicht beschränkt auf die Willkürlichkeit der Regeln, sondern ihre zusätzliche willkürliche Anwendung, Auslegung oder Weglassung.<sup>1283</sup> Mit fortschreitendem Kriegsverlauf und sich abzeichnender Niederlage Hitlerdeutschlands erfuhren Sprachteile eine teilweise Bedeutungs-(An-)Verwandlung. „LTI. An allen Häusern steht neben einem Kreidekreis und -pfeil: LSR – Luftschutzraum. Wir hörten als neue Deutung: ‚Lernt schnell Russisch‘.“<sup>1284</sup> Dies zeigt, dass die veränderte Kriegslage auch sprachlich abgebildet wurde.

---

<sup>1280</sup> Ebd., 49, 3.5.44.

<sup>1281</sup> Ebd., 64, 4.6.44.

<sup>1282</sup> Vgl. ebd., 65f., 8.6.44.

<sup>1283</sup> Vgl. an dieser Stelle Wolfgang Sofskys *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*. Hier beschreibt er, wie z.B. sich widersprechende Regeln und dadurch hervorgerufene völlige Ohnmacht den Terror der Konzentrationslager ausmachten (Sofsky 1993).

<sup>1284</sup> Klemperer 1999, Band VII, 113, 4.9.44.

Am 24. Oktober 1944 hörte Klemperer von einem über mehrere Personen weitergereichten Soldaten-Wissen, wonach „sechs bis sieben Millionen Juden (von den fünfzehn existiert habenden) geschlachtet (genauer: erschossen und vergast) worden sind“<sup>1285</sup>. Wie genau diese Zahl zutrifft, ist erstaunlich. Von weiteren Details erfuhr er Anfang des Jahres 1945. „Ein Soldat hatte erzählt, wie man kleine Kinder am Bein gepackt und ihnen die Köpfe an der Hausmauer zerschlagen habe.“<sup>1286</sup> Auch dies war zutreffend. Der Mann, der Klemperer davon berichtete, betonte jedoch sogleich danach, und zwar „mit äußerstem Schauspielerpathos und tiefster Entrüstung“, aus der Zeitung zitierend, „welche kulturschändlichen Verwüstungen der letzte englische Terrorangriff auf Nürnberg angerichtet habe“<sup>1287</sup>. Anscheinend genügte dem Erzähler dieser Hinweis als Rechtfertigung. Klemperer bemerkte also, dass selbst das Wissen um die Verbrechen nicht zu einem Gesinnungswechsel führen konnte, wenn die Sprache und das Denken bereits zu einem bestimmten Maße infiltriert worden waren. Dies untermauerte die Rolle des Glaubens an die hitlersche Politik, unabhängig von dem widersprechenden Argumenten.

Seine Stimmung in dieser letzten Phase des Krieges fasste Klemperer folgendermaßen zusammen: „Im Grunde fürchten wir gar nichts mehr, weil wir ja immerfort, in jeder Stunde, alles zu befürchten haben. Man stumpft ab.“<sup>1288</sup> Hitlers Diktatur hatte einen Apparat der Angst geschaffen, der das Verb „sich fürchten“ als abgrenzbares Ereignis, neben hauptsächlich anderen, aus den Bedeutungs- Angeln gehoben hatte. Sich fürchten war nicht mehr die Ausnahme, sondern der Regelfall für Juden in Deutschland und Europa geworden. Auch die Folgen der nationalsozialistischen Sprache waren verwirrend, ein Zustand konnte auch ohne sein Gegenteil existieren und, so wie Klemperer es beschrieb, selbst zu seinem Gegenteil werden.

Dass Klemperer während der starken Bombardierung Dresdens (vom 13. bis zum 15.2.45) nicht starb, war wohl auch dem „Judenkeller“<sup>1289</sup> zu verdanken, in den er sich flüchten konnte. Was hinter diesem Keller genau steckte, ist nicht klar, aber um einen offiziellen Luftschutzbunker wird es sich wohl nicht gehandelt haben, denn dazu war den Juden der Zugang streng verboten. In den Tagen nach dem Chaos fing Klemperer an darüber nachzudenken, welche seiner Schriften wohl alle zerstört worden seien. Dabei dachte er an vieles, aber nur eins focht ihn wirklich an: „Nur um die Sammlungen zur LTI wäre es ewig schade.“<sup>1290</sup> Dieses Werk schien so einzigartig mit seinem eigenen Schicksal verwoben gewesen zu sein, dass seine Zerstörung einer Aufhebung der eigenen Biographie gleichgekommen wäre. Trotzdem schien er die Chancen für ein Überdauern seiner

---

<sup>1285</sup> Ebd., 144, 24.10.44.

<sup>1286</sup> Klemperer 1999, Band VIII, 10, 15.1.45.

<sup>1287</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>1288</sup> Ebd., 24, 8.2.45.

<sup>1289</sup> Ebd., 33, 22.-24.2.45.

<sup>1290</sup> Ebd., 45, 15.-17.2.45.

Aufzeichnungen in den Wirren des Krieges sehr gering einzuschätzen: „Seit wir hier [Falkenstein im Vogtland] angekommen, dürften meine Chancen des Überlebens einigermaßen auf 50 Prozent gestiegen sein. Meinen Manuskripten in Pirna aber, die keinerlei Kopie mehr haben und alle Arbeit und alle Tagebücher umfassen, gebe ich höchstens 10 Prozent Chance.“<sup>1291</sup> Klemperer floh mit seiner Frau nach Bayern. Dort traf er in den letzten Kriegstagen noch einen Mann, der ihm vorwarf: „„Ohne *ihn* [Hitler] wären Sie nicht ausgebombt, sondern längst Hackfleisch!‘ Mit dem ‚Rechenstab‘ und mit dem ‚gesunden Menschenverstand‘ sei es nicht zu erfassen, damit sei überhaupt nichts anzufangen – man müsse nur ‚an den Führer und an den Sieg glauben!‘“<sup>1292</sup> Dieses Paradebeispiel von blindem Glauben an den „Führer“ machte Klemperer in dieser Phase des Krieges „bedrückt“<sup>1293</sup>, weil er fürchtete, dass diese Ansicht verbreitet sein und vielleicht doch eine Wirkung haben könnte,<sup>1294</sup> trotzdem zeichnete er weiter auf, damit jede Sprach-Abstrusität als Lehre erhalten bleiben konnte, vielleicht gerade weil er fürchtete, seine Tagebücher verloren zu haben. Interessant ist Klemperers Lektüre in dieser Zeit: Werner Bergengruen.

„[I]täglich und nächtlich das ferne Krachen von Bombeneinschlägen, das ganz ferne Rollen der Front, das seltsame Klirren und Schüttern der Fenster, das Knattern eines MG’s oder eines Flakgeschützes, die einzelne undefinierbare Explosion. Und dabei sitzen wir im Walde, in Sicherheitsgefühl, und ich lese den ‚Großtyrannen‘ vor.“<sup>1295</sup>

Dieser Roman, *Der Großtyrann und das Gericht*<sup>1296</sup> von Bergengruen, zuerst 1935 erschienen, von einem zu dieser Zeit wohl als der nationalsozialistischen Politik nicht völlig abgeneigten Autor, wurde zwar nach der Veröffentlichung zunächst als „großer Führerroman“<sup>1297</sup> bezeichnet, trotzdem war die Deutung des Buchs nicht so eindeutig, dies zeigt bereits Klemperers Lektüre. Dass es in diesem Buch darum geht, wie ein Willkür-Herrscher sein Volk als Marionetten seiner Zwecke missbraucht und dies auch noch offenherzig zugibt, ist bezeichnend. Auch die Scholls lasen Bergengruen und in einer Biographie von Sophie Scholl wird berichtet, dass Bergengruen im Kreise der Scholls gesagt habe, in München seien Flugblätter der Weißen Rose in seinem Briefkasten gewesen, die er und seine Frau vervielfältigt und verbreitet hätten, er war also, wenn dies stimmt, in ihrem weiteren Widerstandskreis.<sup>1298</sup> Nicht nur das eigene Schreiben, sondern auch die Lektüre half Klemperer, die Zeit auch sprachlich zu überstehen. Die nationalsozialistische

---

<sup>1291</sup> Ebd., 61, 7.3.45.

<sup>1292</sup> Ebd., 119, 21.4.45.

<sup>1293</sup> Ebd.

<sup>1294</sup> Vgl. ebd.

<sup>1295</sup> Ebd., 120.

<sup>1296</sup> Z.B. Bergengruen 1987.

<sup>1297</sup> Klee 2007, 44. Dieser Ausspruch stammt vom Völkischen Beobachter, also einem ausgesuchten Parteimedium, vgl. ebd.

<sup>1298</sup> Vgl. Beuys 2010, 351, vor allem aber 360.

Sprache hatte seine schlechte Lage ein- und angeleitet, die nicht-nationalsozialistische Sprache half ihm, diese zu überstehen.

Am 10. Juni kam Klemperer mit seiner Frau schließlich zurück nach Dresden, in die Stadt, deren Zerstörung seine Rettung bedeutet hatte, denn er erfuhr „[...] daß die am Freitag zu Deportierenden in den Tod geschickt (auf ein Nebengleis geschoben) würden, und daß wir Zurückbleibenden acht Tage später ebenso beseitigt werden würden – da kam Völlalarm“<sup>1299</sup>. Ein paar Tage vor seiner Deportation wurden die Karten für Klemperer noch einmal neu gemischt. Obwohl die Bombardierung Dresdens viele Tausend Leben kostete, rettete sie ihm das Leben, denn, so Martin Doerry, „[w]ährend er am Vortag noch von der Deportation in ein Konzentrationslager bedroht war, hatten die städtischen Amtsträger des Regimes jetzt dringendere Aufgaben: Dresden lag in Schutt und Asche, Verschüttete sollten gerettet, Leichen mussten geborgen und verbrannt werden“<sup>1300</sup>. Das Chaos war seine große Chance. Und so entschied auch seine Frau Eva, dass sich nun (nach der Bombardierung Dresdens) etwas ändern müsse: „Darauf riß Eva mit einem Taschenmesserchen die Stella von meinem Mantel.“<sup>1301</sup> Damit war das umgekehrte Kainsmal entfernt und die Flucht nach Bayern wurde weniger gefährlich.

Seine Tagebücher aus dieser Zeit, die erst 50 Jahre später erschienen,<sup>1302</sup> wurden ein großer Erfolg, nicht zuletzt aufgrund „ihrer Beobachtungsschärfe, ihrer sprachlichen Präzision“<sup>1303</sup>. Und das, obwohl Klemperer gezielt seine Existenz- und Forschungsgrundlage entzogen wurde:

„Systematisch registrierte er die alltäglichen Indizien der Ausgrenzung. Klemperer verlor seine Professur, er durfte nicht mehr publizieren, man verbot ihm das Autofahren und vertrieb ihn aus seinem Haus [also auch aus seiner Bibliothek], er durfte nicht mehr ins Kino oder ins Theater, schließlich war ihm auch der Besuch von Bibliotheken nicht mehr erlaubt. Als Wissenschaftler war er damit entwurzelt – schreiben konnte er jetzt nur noch über sich selbst und seine persönliche Sicht der Nazi-Herrschaft. So entstanden in den Kriegsjahren nicht nur Tagebücher, sondern auch eine Autobiografie (Curriculum vitae) sowie Skizzen für die bis heute bemerkenswerte Studie ‚LTI‘ über die Sprache des ‚Dritten Reiches‘ (Lingua Tertii Imperii).“<sup>1304</sup>

Von der Isolation, den Anfeindungen und der allmählichen völligen Entrechtung ließ Klemperer sich nicht ausbremsen. Vielmehr verwandelte er seine Erfahrungen in ein unvergleichliches

---

<sup>1299</sup> Klemperer 1999, Band VIII, 31, 22.-24.2.45.

<sup>1300</sup> Klemperer 2007, 354, Nachwort von Martin Doerry.

<sup>1301</sup> Klemperer 1999, Band VIII, 37, 22.-24.2.45.

<sup>1302</sup> Vgl. Klemperer 2007, 354f., Nachwort von Martin Doerry.

<sup>1303</sup> Klemperer 2007, 355, Nachwort von Martin Doerry.

<sup>1304</sup> Ebd., 356, Nachwort von Martin Doerry.



Zeugnis der Zeit. Dass er die Ungerechtigkeit festhalten konnte, gab Klemperer wiederum Halt. „Am Ende war das Schreiben sein einziger Trost, sein letztes Reservat in einer Welt des Terrors.“<sup>1305</sup> So beschreibt es Martin Doerry im Nachwort einer gekürzten Ausgabe von Klemperers Tagebuch-Aufzeichnungen.<sup>1306</sup> Klemperer selbst hatte es zu Beginn seiner Aufzeichnungen zur Sprache, der *LTI*, so beschrieben:

„Ich habe so oft an eine Alt-Berliner Anekdote gedacht, wahrscheinlich stand sie in meinem schönillustrierten Glaßbrenner, dem Humoristen der Märzrevolution – aber wo ist meine Bibliothek geblieben, in der ich nachsehen könnte? [...] ‚Vater‘, fragt also ein Junge im Zirkus, ‚was macht denn der Mann auf dem Seil mit der Stange?‘ – ‚Dummer Junge, das ist eine Balancierstange, an der hält er sich fest.‘ – ‚Au, Vater, wenn er sie aber fallen läßt?‘ – ‚Dummer Junge, er hält ihr ja fest!‘ Mein Tagebuch war in diesen Jahren immer wieder meine Balancierstange, ohne die ich hundertmal abgestürzt wäre.“<sup>1307</sup>

Besser lässt sich das Verhältnis von Schreiben und Halt in dieser Zeit wohl nicht beschreiben. Das Festhalten seiner Erlebnisse gab ihm die Gewissheit, etwas Sinnvolles und Wichtiges zu tun. Trotzdem war sein Leben immer noch ein Drahtseilakt und auch mit einer Balancierstange kann man abstürzen, wenn man nur eine falsche Bewegung macht. Klemperer hatte seine Schriften zwar selbst verfasst, also hat er die Stange gehalten, aber gleichzeitig verfasste dieser Zustand auch ihn, seine Gedanken und sein Durchhaltevermögen, sodass letztlich die Balancierstange auch ihn festhielt, nicht nur er sie. Klemperer ist damit ein Paradebeispiel für die konstitutive Kraft der Sprache in einer destruktiven Welt.

Klemperers Tagebuch entlarvt mit seinen Aufzeichnungen anhand einiger Beispiele des eigenen Wissens und dem, was ihm von anderen freundlich oder feindlich zugetragen wurde, den deutschen Mythos des Nicht-Wissens als Logos des Nicht-Wissen-Wollens. Er erfuhr von Deportationen, die gleichbedeutend mit dem Tod waren, von Auschwitz, von Gaskammern und Erschießungen, von Morden an Kindern.<sup>1308</sup>

„Klemperer hatte all das und noch viel mehr erfahren – er, der er kein Radio mehr besitzen durfte und deswegen mehr als alle anderen Deutschen von jeder Information aus dem Ausland abgeschnitten war. Nach der Lektüre seiner Tagebücher bleibt von der Legende, dass die Deutschen vom Holocaust nichts gewusst hätten, wenig übrig. Wer wissen wollte,

---

<sup>1305</sup> Ebd.

<sup>1306</sup> Vgl. Klemperer 2007.

<sup>1307</sup> Klemperer 2015, 19.

<sup>1308</sup> Vgl. Klemperer 2007, 357, Nachwort von Martin Doerry.

konnte eine Menge über den Genozid in Erfahrung bringen, nur wem das Schicksal der Juden absolut gleichgültig war, dem blieb der Schrecken in der Regel verborgen.“<sup>1309</sup>

Auch im Regime der DDR, wo er nach dem Krieg lebte und wieder als Professor arbeiten konnte (was in der BRD sicher ungleich schwieriger gewesen wäre), war der Antisemitismus noch nicht überholt. Daher brachte er seine Herkunft gar nicht erst zur Sprache. „Damit wählte er ein letztes Mal jene Strategie der Anpassung, die er stets praktiziert hatte: Er schwieg, aber er schrieb.“<sup>1310</sup> Klemperer war in beiden Staatsformen ein Zeuge der aufbauenden, bewahrenden Kraft der Sprache, wie auch der zerstörenden, zu Gewalt führenden Form von Sprache.

Nun soll es um das aus den Tagebüchern entstandene Buch gehen. „Sprache ist mehr als Blut“<sup>1311</sup>, mit diesem Zitat Franz Rosenzweigs beginnt die *LTI*<sup>1312</sup>, die *Lingua Tertii Imperii*, die „Sprache des Dritten Reichs“, zuerst veröffentlicht 1947. Nach der Analyse der Tagebucheinträge Klemperers, die beispielhaft zeigen sollte, was Klemperer als Individuum stellvertretend für eine ganze Gruppe im Nationalsozialismus erleiden musste und wie die Sprache daran mitwirkte, muss das ausschließlich der Sprache gewidmete Werk Klemperers Erwähnung finden. Exemplarisch soll auch hier herausgestellt werden, was sie ausmachte, die *LTI*, und wie sie zur Formung einer neuen Welt beitrug. Klemperer war der Ansicht, dass sein Buch seine konkrete Relevanz wahrscheinlich nach wenigen Jahren verlieren würde, so wie die dazugehörige Gesinnung hoffentlich verschwinden würde, dass sein Werk die Zeiten aber aufgrund seiner Beispielhaftigkeit überdauern würde, das ahnte er nicht.

„Aber eine ganze Weile wird es bis dahin [wenn die Entnazifizierung und das dazugehörige Wort passé und nicht mehr geläufig sind] noch dauern, denn zu verschwinden hat ja nicht nur das nazistische Tun, sondern auch die nazistische Gesinnung, die nazistische Denkgewöhnung und ihr Nährboden: die Sprache des Nazismus.“<sup>1313</sup>

Diese Sprache zielte zuerst darauf ab, die Dazugehörigen so zu stählen, dass sie in der körperlichen Auseinandersetzung gewannen und erst gar keine geistige mehr brauchten, um zu beweisen, dass sie „Recht“ hatten, das Körperliche sollte das Geistige zurückdrängen.<sup>1314</sup> „In immer neuen Wendungen“, notierte Klemperer daher auch, „gibt sich die Angst vor dem denkenden Menschen, der Haß auf das Denken zu erkennen.“<sup>1315</sup> Dementsprechend wurde „kämpferisch“ nach

---

<sup>1309</sup> Ebd., Nachwort von Martin Doerry.

<sup>1310</sup> Ebd., 360, Nachwort von Martin Doerry.

<sup>1311</sup> Rosenzweig zit. nach Klemperer 2015, 8.

<sup>1312</sup> Z.B. Klemperer 2015.

<sup>1313</sup> Klemperer 2015, 10.

<sup>1314</sup> Vgl. ebd., 11.

<sup>1315</sup> Ebd.

Klemperer auch eines der „Lieblingsworte“<sup>1316</sup> der rechten Bewegung. „Es bezeichnet in einer allgemeineren Weise [als kriegerisch] die angespannte, in jeder Lebenslage auf Selbstbehauptung durch Abwehr und Angriff gerichtete, zu keinem Verzicht geneigte Haltung des Gemütes, des Willens.“<sup>1317</sup> Das Wort wurde passend für die Haltung des Regimes gegenüber Andersdenkenden verwendet.

„[A]ls ein an mich selber gerichteter SOS-Ruf steht das Zeichen LTI in meinem Tagebuch“, schrieb Klemperer. „Ein schön gelehrtes Signum, wie ja das Dritte Reich von Zeit zu Zeit den volltönenden Fremdausdruck liebte: Garant klingt bedeutsamer als Bürge und diffamieren imposanter als schlechtmachen. (Vielleicht versteht es auch nicht jeder, und auf den wirkt es dann erst recht.)“<sup>1318</sup>

Die wissenschaftliche Aufklärung war jedoch nicht der entscheidende Motor für das Verfassen der *LTI*, vielmehr ist Klemperer die Philologie im Naziregime zum Zufluchtsort geworden, denn ohne seine eigene Sprache und die Analyse der Fremden hätte er diese Zeit womöglich nicht überstanden, Zeugnis ablegen zu können war seine Überlebens-Aufgabe.

„In den Stunden des Ekels und der Hoffnungslosigkeit, in der endlosen Öde mechanischster Fabrikarbeit, an Kranken- und Sterbebetten, an Gräbern, in eigener Bedrängnis [...] immer half mir diese Forderung an mich selber: beobachte, studiere, präge dir ein, was geschieht – morgen sieht es schon anders aus, morgen fühlst du es schon anders; halte fest, wie es eben jetzt sich kundgibt und wirkt. Und sehr bald verdichtete sich dann dieser Anruf, mich über die Situation zu stellen und die innere Freiheit zu bewahren, zu der immer wirksamen Geheimformel: LTI, LTI!“<sup>1319</sup>

Er stellte also zugleich zweierlei Aufgaben an sich selbst. Zum einen die der Forschung. Er, als Sprachgelehrter, hatte eine besondere Fähigkeit zum Zeugnis, daher auch eine Verpflichtung. Zum anderen diente diese Forschung seinem eigenen Überdauern dieser Zeit, da die Position des Wissenschaftlers, der von außen ein Phänomen beschreibt, ihm eine Distanzierung von seiner eigenen konkreten miserablen Lage bot und ihm erlaubte, das zu tun, was ihm die „mechanischste Fabrikarbeit“ nicht vergönnte: geistige Arbeit, und das auch noch in seinem Spezialgebiet, der Sprache. In der Philologie verbarg sich für Klemperer, ebenso wie für Dolf Sternberger (vgl. Kap. 5.3), ein moralischer Anspruch, zu erkennen, was der Andere wirklich meint. Philologie war für

---

<sup>1316</sup> Beide Zitate ebd., 13.

<sup>1317</sup> Ebd.

<sup>1318</sup> Beide Zitate ebd., 19.

<sup>1319</sup> Ebd., 19f.

ihn keine reine Sprachwissenschaft, da die Sprache auch nie rein sprachlich ist, sondern zugleich Moral und Politik und alles, was den Menschen formt, beinhaltet:

„Man zitiert immer wieder Talleyrands Satz, die Sprache sei dazu da, die Gedanken des Diplomaten (oder eines schlauen und fragwürdigen Menschen überhaupt) zu verbergen. Aber genau das Gegenteil hiervon ist richtig. Was jemand willentlich verbergen will, sei es nur vor andern, sei es vor sich selber, auch was er unbewußt in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag. Das ist wohl auch der Sinn der Sentenz: *le style c'est l'homme*; die Aussagen eines Menschen mögen verlogen sein – im Stil seiner Sprache liegt sein Wesen hüllenlos offen.“<sup>1320</sup>

Der Stil ist nach Klemperer entscheidend und verrät, wie bereits angesprochen, einen Menschen, ganz gleich, ob er unbewusst sich selbst, oder wie im Fall der nationalsozialistischen Propaganda, die anderen täuschen will. Seine Absichten und sein Charakter finden einen Weg in seinen Ausdruck. Klemperer war davon überzeugt, dass die Sprache des Nationalsozialismus der Dreh- und Angelpunkt einer erfolgreichen Propaganda war.

„Nein, die stärkste Wirkung wurde nicht durch Einzelreden ausgeübt, auch nicht durch Artikel oder Flugblätter, durch Plakate oder Fahnen, sie wurde durch nichts erzielt, was man mit bewußtem Denken oder bewußtem Fühlen in sich aufnehmen mußte. Sondern der Nazismus glitt in Fleisch und Blut der Menge über durch die Einzelworte, die Redewendungen, die Satzformen, die er ihr in millionenfachen Wiederholungen aufzwang, und die mechanisch und unbewußt übernommen wurden.“<sup>1321</sup>

Auch in der Wiederholung lag also der Segen der Indoktrination. Dies war nur möglich, da Sprache nach Klemperer, wie nach Taylor, den ganzen Menschen formt.

„Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewußter ich mich ihr überlasse. Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“<sup>1322</sup>

Und obwohl diese Deutung heute womöglich etwas zu allgemein und hochtrabend wirken mag, scheint sie in Bezug auf Taylors Theorie, übertragen auf eine Diktatur, nicht zu hoch gegriffen.

---

<sup>1320</sup> Ebd., 20.

<sup>1321</sup> Ebd., 25.

<sup>1322</sup> Ebd., 26.

Außerdem hatte Klemperer als Philologe genau dies tatsächlich beobachtet. Obwohl die Sprache des NS auch aus vielen Wörtern bestand, die es schon vor dem „Dritten Reich“ gab, so

„beschlagnahm [sic] für die Partei, was früher Allgemeingut war, und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift, macht sie die Sprache ihrem fürchterlichen System dienstbar, gewinnt sie an der Sprache ihr stärkstes, ihr öffentlichstes und geheimstes Werbemittel“<sup>1323</sup>.

Die gleichzeitige Öffentlichkeit und Verschwiegenheit der Sprache, zumindest in Bezug auf den Inhalt des Gesagten, die Klemperer hier konstatierte, scheint kein Einzelphänomen gewesen zu sein, denn auch die Diffamierung und Bedrohung des jüdischen Volks war öffentlich, auch teilweise die Gewaltanwendung, ihre massenhafte Tötung jedoch geheim. Klemperers Zitat lässt sich aber auch noch anders deuten. Obwohl die Sprache nämlich öffentlich und immer gegenwärtig war, war doch vermutlich nur Wenigen klar, wie intensiv sie das Denken beeinflussen konnte.

Als grundlegende Eigenschaft der *LTI* beschrieb Klemperer auch ihre Armut in der Vielfalt bei gleichzeitigem Reichtum in der Verbreitung über alle Schichten, Bildungsgrade und Gelegenheiten, denn, so Klemperer

„[...] ich habe Romane und Gedichte gelesen, die in diesen Jahren erscheinen durften, ich habe beim Straßenkehren und im Maschinensaal die Arbeiter sprechen hören: es war immer, gedruckt und gesprochen, bei Gebildeten und Ungebildeten, dasselbe Klischee und dieselbe Tonart. Und sogar bei denen, die die schlimmst verfolgten Opfer und mit Notwendigkeit die Todfeinde des Nationalsozialismus waren, sogar bei den Juden herrschte überall, in ihren Gesprächen und Briefen, auch in ihren Büchern, solange sie noch publizieren durften, ebenso allmächtig wie armselig, und gerade durch ihre Armut allmächtig, die *LTI*“<sup>1324</sup>.

Klemperer kommentierte diese Passage nicht. Sie verdeutlichte aber zweierlei: erstens war die Propaganda so mächtig und präsent, dass sogar die ausgewiesenen Gegner dieses Regimes sich gedanklich nicht so abschotten konnten, dass ihre Sprache ganz frei von Allgemeinplätzen blieb. Eine Erklärung hierfür könnte jedoch der Wunsch nach dem Verschwinden in der Masse oder der gelebten Assimilierung gewesen sein, den man eventuell als hilfreich beim täglichen Überleben ansah. Zweitens erlangte die Propaganda dadurch, dass sie eine arme, wenig abwechslungsreiche Sprache wählte, deren Form und Inhalt sie ständig wiederholte, ihr Ziel. Diese Armut war für einen Philologen armselig, aber sie erfüllte ihren Zweck der Indoktrination und der Suggestion der

---

<sup>1323</sup> Ebd.

<sup>1324</sup> Ebd., 29f.; vgl. ebd., 29ff. für die „Grundeigenschaft: Armut“ (ebd.).

Abwesenheit von anderen Möglichkeiten, sprachlich wie pragmatisch, zumindest wenn man sich darauf einließ. Wer sich ihr unbewusst überließ, wurde schon nazistisch geformt. Nach Klemperer war die LTI auch deshalb arm, weil sie nur eine Facette der menschlichen Sprachmöglichkeiten ausschöpfte, um damit alle nach demselben Vorbild zu formen.<sup>1325</sup>

„Jede Sprache, die sich frei betätigen darf, dient allen menschlichen Bedürfnissen [...]. Die LTI dient einzig der Beschwörung. In welches private oder öffentliche Gebiet auch immer das Thema gehört – nein, das ist falsch, die LTI kennt so wenig ein privates Gebiet im Unterschied vom öffentlichen, wie sie geschriebene und gesprochene Sprache unterscheidet –, alles ist Rede, und alles ist Öffentlichkeit. ‚Du bist nichts, dein Volk ist alles‘, heißt eines ihrer Spruchbänder. Das bedeutet: du bist nie mit dir selbst, nie mit den Deinen allein, du stehst immer im Angesicht deines Volkes. Es wäre deshalb auch irreführend, wollte ich sagen, die LTI wende sich auf allen Gebieten ausschließlich an den Willen. Denn wer den Willen anruft, ruft immer den Einzelnen, auch wenn er sich an die aus Einzelnen zusammengesetzte Allgemeinheit wendet. Die LTI ist ganz darauf gerichtet, den Einzelnen um sein individuelles Wesen zu bringen, ihn als Persönlichkeit zu betäuben, ihn zum gedanken- und willenslosen Stück einer in bestimmter Richtung getriebenen und gehetzten Herde, ihn zum Atom eines rollenden Steinblocks zu machen. Die LTI ist die Sprache des Massenfanatismus.“<sup>1326</sup>

Wenn die Sprache des Nationalsozialismus keinen Unterschied zwischen Privatheit und Öffentlichkeit machte, den Einzelnen betäubte und die Masse beschwörte, dabei jegliche vorigen Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Individuellem und Allgemeinem usw. auflöste, ist besser nachvollziehbar, wie massiv die Sprache in das Leben eingriff, wie die Sprache ihres Wesens beraubt wurde, wenn Gegenteile sich aufhoben und damit das Fundament der Sprache, Verlässlichkeit, Definierbarkeit einzelner Begriffe, bröckelte.

Klemperer erwähnte an dieser Stelle, dass in der Französischen Revolution „Priestertrug und Fanatismus“<sup>1327</sup> zwei der schlimmsten Beschuldigungen waren. Die Priester wurden nach Klemperer beschuldigt, die Gläubigen lediglich fanatisieren und ausnutzen zu wollen.<sup>1328</sup> Dementsprechend stellte Klemperer fest: „Und nie, im ganzen achtzehnten Jahrhundert Frankreichs nie, ist das Wort Fanatismus (mit dem ihm zugehörigen Adjektiv) so zentral gestellt und bei völliger Wertumkehrung so häufig angewandt worden wie in den zwölf Jahren des Dritten

---

<sup>1325</sup> Vgl. ebd., 33.

<sup>1326</sup> Ebd., 33f.

<sup>1327</sup> Ebd., 34.

<sup>1328</sup> Vgl. ebd., 34.

Reichs.<sup>1329</sup> Die Nationalsozialisten wollten nach Klemperer, ganz so wie es den Geistlichen im 18. Jahrhundert vorgeworfen wurde, ihr Volk zu einer willenlosen, fanatischen Masse machen, die sie sodann nach eigenem Gutdünken steuern konnten. Der entscheidende Unterschied zum achtzehnten Jahrhundert bestand nach Klemperer aber darin, dass im NS diese Fanatisierung eher als Ideal angesehen wurde denn als Schimpfwort, auch von den Beschworenen. Der Bedeutungswandel, der durch den deutlich anderen Gebrauch hervorgerufen wurde, hatte auch einen Gesinnungswandel der Betroffenen bewirkt. Damit wurden die Ideale der Aufklärung ad absurdum geführt, Mündigkeit war kein Ziel mehr. Schon im ersten Jahr der nationalsozialistischen Macht stellte Klemperer fest: „Die Unterscheidung zwischen ‚arisch‘ und ‚nichtarisch‘ beherrscht alles.“<sup>1330</sup>

Sogar das Wort „freiwillig“, das ja eine recht eindeutige Definition bietet, wurde von der *LTI*, wie bereits erwähnt, ganz anders verwendet. Klemperer notierte in seinem Tagebuch bereits 1933:

„Mir ist vom Gehalt eine ‚Freiwillige Winterhilfe‘ abgezogen worden; niemand hat mich deswegen vorher gefragt. Es soll sich um eine neue Steuer handeln, von der man sich ebensowenig ausschließen darf wie von irgendeiner anderen Steuer; die Freiwilligkeit bestehe nur darin, daß man über den festgesetzten Betrag hinaus zahlen dürfe, und auch hinter dieses Dürfen stelle sich für viele schon ein kaum verhüllter Zwang. [...] Der Jargon des Dritten Reichs sentimentalisiert; das ist immer verdächtig.“<sup>1331</sup>

Die *LTI* bediente sich also eines positiv besetzten Begriffs („freiwillig“), um genau das Gegenteil zu beschreiben (unfreiwillig, unter Zwang). Freiwilligkeit wurde zum Synonym für Zwang. Man fühlt sich bei diesem Beispiel an den kracauerschen Spiegelreflex erinnert, wobei hier nicht ein Fehlverhalten auf den Gegner gespiegelt wurde, sondern die Bedeutung eines Wortes ins Gegenteil „gespiegelt“ (vgl. Kap. 5.1).

In einer solchen Sprach-Welt, in der die Begriffe ihre Definitionen verloren, war es schwer, sich noch auf etwas zu verlassen. Alles geriet ins Wanken. Dies konnte sich die Partei zunutze machen. Klemperer konstatierte: „Irgendeine Umnebelung ist vorhanden, die geradezu auf alle einwirkt.“<sup>1332</sup> Dies bemerkte Klemperer immer wieder am eigenen Leibe. Der Bekannte von Klemperer, der erheitert über die „Strafexpedition“<sup>1333</sup> war, bei der Kommunisten durch Gummiknüppel und mit Rizinus intus Spießbruten laufen mussten, wurde bereits erwähnt.<sup>1334</sup> „Strafexpedition ist das erste

---

<sup>1329</sup> Ebd., 34.

<sup>1330</sup> Ebd., 41, vgl. hierzu auch Kapitel 6.1 in dieser Arbeit.

<sup>1331</sup> Ebd., 46.

<sup>1332</sup> Ebd., 50.

<sup>1333</sup> Ebd., 55.

<sup>1334</sup> Vgl. ebd.

Wort, das ich als spezifisch nazistisch empfand, ist das allererste meiner LTI, und ist das allerletzte, das ich von T. gehört habe; ich hing den Hörer hin, ohne die Einladung nur erst abzulehnen.<sup>1335</sup> Dass gar nicht mehr hinterfragt wurde, wofür diese Strafe verhängt wurde, was die Kommunisten eigentlich verbrochen hatten, spricht für die Wirksamkeit der *LTI*: dass jemand Kommunist war, war Grund genug und synonym zu Verbrecher.

Klemperer betonte jedoch auch, dass die *LTI* mit Kriegsverlauf und dem zunehmenden Auftauchen von Todesanzeigen und Särgen auf Paraden, punktuell deutlich an Glaubwürdigkeit einbüßte.

„So oft ein gefallener oder tödlich verunglückter General sein Staatsbegräbnis erhielt, ging das Gerücht, er sei beim Führer in Ungnade geraten und auf dessen Befehl beseitigt worden. Daß solche Gerüchte entstehen konnten, legt – einerlei ob sie der Wahrheit entsprachen oder nicht – gültiges Zeugnis ab für den Wahrheitsgehalt, den man der *LTI* beimaß, für den Lügengehalt, den man ihr zutraute.“<sup>1336</sup>

Obwohl ein Mord an einem unliebsamen Vertreter des Militärs für möglich gehalten wurde, schien keine besondere Bestürzung daraus zu folgen, diese Art der Politik schien bereits Teil der angenommenen Normalität geworden zu sein.

Obwohl das Wort „fanatisch“, wie Klemperer schrieb, seit der Aufklärung etwas durch und durch Negatives kennzeichnete, wo fanatische Religiosität als Feindbild und Gegenerscheinung der rationalen Aufklärung erschien, wurde dieser Begriff zum Sinnbild des „Glaubens“ an Adolf Hitler, der ja auch „gefühlte“ und nicht hinterfragt werden sollte. „Typus des *fanatique* ist ihnen [den Aufklären] Ravailac, der eben aus religiösem Fanatismus den guten König Heinrich IV. ermordet.“<sup>1337</sup> Die Umdeutung des Begriffs „fanatisch“ war also in gewisser Hinsicht folgerichtig, denn das war es ja, was die Nationalsozialisten wollten: eine moderne Bartholomäusnacht.<sup>1338</sup>

„Niemals vor dem Dritten Reich wäre es jemandem eingefallen, fanatisch als ein positives Wertwort zu gebrauchen. Und so ganz unauslöschlich haftet der negative Wert an diesem Wort, daß sogar die *LTI* selber es bisweilen negierend gebraucht. Hitler spricht im Kampfbuch wegwerfend von ‚Objektivitätsfanatikern‘.“<sup>1339</sup>

---

<sup>1335</sup> Ebd.

<sup>1336</sup> Ebd., 56.

<sup>1337</sup> Ebd., 70.

<sup>1338</sup> Obwohl Henri IV. selbstverständlich selbst nicht in der Bartholomäusnacht ermordet wurde, sondern viele Jahre später, so ging dieser Mord doch auf dasselbe Phänomen des religiösen Wahns zurück.

<sup>1339</sup> Ebd., 72f.



Die einzige Spielart des Fanatischen also, die von Hitler diskreditierend verwendet wurde, war die auf der Suche nach der Rationalität. Es wurde also nicht nur das Feindbild der Aufklärung idealisiert, sondern der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit, der Gebrauch der eigenen Vernunft, das Ziel der Aufklärung und der Französischen Revolution, wurde kurzerhand als Schreckensbild gewählt.

Klemperer erwähnte, dass auf Schreibmaschinen, die in Ämtern standen, die SS-Runen als Ergänzung zu den anderen Schriftzeichen eine Taste erhielten. Dieses Zeichen, so Klemperer, war jedoch nicht eine Buchstabenfolge wie die anderen, sondern ein Sinnbild seines Inhalts. Dieser bezog sich nicht etwa auf die Schutzstaffel als Vorlage für das Kürzel, sondern die Gesinnung, die damit verbunden wurde. Auf Umspannhäuschen war als eine Warnung vor der Hochspannung ein roter Blitz eingezeichnet, der genau dieselbe Form hatte. Das Wort „zackig“<sup>1340</sup> mit seinem militärischen Drill und Disziplinierungsanspruch, war nach Klemperer der Inhalt dieser Zeichen. Die SS hatte sich begrifflich von der Bedeutung der Schutzstaffel abgelöst, sie hatte ihren eigenen Status erlangt und der bestand in einer Haltung, einer inneren und einer äußeren. Die innere wie die äußere war stramm und bedingungslos, brutal und ohne jedes Mitleid, wie ein Blitz, der einschlägt und alles versengt, was er trifft. Die SS war also nicht nur Buchstabe, sondern auch Bild, Sinnbild der neuen Zeit.<sup>1341</sup> „Innerhalb der *LTI* bedeutet mir die zackige Sonderform des SS das Bindeglied zwischen der Bildsprache des Plakats und der Sprache im engeren Sinn.“<sup>1342</sup>

Interessant ist ebenfalls, dass Klemperer in seiner *LTI* das „Verstummen der ‚Frankfurter Zeitung‘“<sup>1343</sup> erwähnte. Der Zeitung, in der Dolf Sternberger bis 1943 veröffentlichte, dem Zeitpunkt, an dem sie verboten wurde. Es liegt also im Bereich des Möglichen, dass Klemperer bis zum fraglichen Datum, obwohl er zwar nicht mehr Leser der *FZ* sein durfte, doch wusste, was darin geschrieben wurde. Das ist beachtenswert, da Sternberger eine ähnliche Sprachauffassung wie Klemperer vertrat (vgl. Kap. 5.3).

Abschließend lässt sich sagen, dass der Philologe Klemperer einen sehr engen Zusammenhang zwischen Sprache, Gesinnung und Handlung sah und ebenso wie Kracauer bemerkte, wie die Begriffe inhaltlich entleert wurden und Propaganda regelrecht eingepflegt wurde. Klemperers Beobachtungen stützen die Sprachphilosophie Taylors in Bezug auf den immensen Einfluss der Sprache auf das menschliche Leben, nicht jedoch in Bezug auf den Fokus. Klemperer beschäftigte

---

<sup>1340</sup> Ebd., 82.

<sup>1341</sup> Vgl. ebd., 82f.

<sup>1342</sup> Ebd., 83.

<sup>1343</sup> Ebd., 84.

sich, als Betroffener im beruflichen wie privaten Sinne, mit den in Gewalt mündenden Auswirkungen von Sprache. Daher ist er eine wichtige Ergänzung zu seiner Philosophie.

Interessant an Klemperers Analyse ist seine detaillierte Beobachtung in Kombination mit einer passgenauen Einordnung der Beispiele in eine Gesamtvorstellung davon, was die nationalsozialistische Sprache war und was sie erreichen wollte. Obwohl er lediglich Beispiele aufgreift, zeichnet er damit ein überzeugendes Bild von der Funktion der Sprache im NS. Ebenso wie Kracauer versuchte er die Wahrhaftigkeit der Sprache, das Erkennen-Können der Wahrheit in der größten Lüge, Verkehrung und Manipulation aufzuzeigen. Er war aber nicht nur ein wissenschaftlicher Beobachter der NS-Sprache und ein von ihr betroffenes Opfer. Er war außerdem ein Beispiel dafür, wieviel konstruktive Kraft in der Auseinandersetzung mit konstitutiver Sprache in einer destruktiven Welt liegen kann. Nicht nur Literatur oder Menschlichkeit halfen ihm, auch das Durchschauen der destruktiven Sprache als solcher war für ihn konstitutiv. Klemperer zeigte, wie Kracauer, dass die fehlende Abgrenzbarkeit der Begriffe durch ihre willkürliche inhaltliche Füllung (z.B. privat ist nicht mehr das Gegenteil von öffentlich, freiwillig heißt nicht mehr ohne Zwang) eine Vernebelung der Wahrnehmung hervorrufen konnte, die die Menschen an den Nationalsozialismus, der Klarheit versprach, obwohl er selbst die Verwirrung verursacht hatte, binden konnte.

### 5.3 Die Sprache des *Unmenschen* (Dolf Sternberger)

Einer der größten Kritiker der Sprache des Nationalsozialismus ist heute ein Unbekannter.<sup>1344</sup> Obwohl seine Wandlung vom Denker der Philosophie zum engagierten Schriftsteller gegen die Diktatur eine typische für die Zeit während und nach dem Nationalsozialismus war,<sup>1345</sup> ist er heute eine tabula rasa. Dolf Sternberger<sup>1346</sup> (1907-1989), der erste Politologe Deutschlands, war von Haus aus kein Politikinteressierter. Ganz im Gegenteil galt sein Interesse hauptsächlich den schönen Künsten. Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie waren seine Studienfächer. Ähnlich wie Thomas Mann brachte ihn erst die Konfrontation mit der diktatorischen Politik Hitlers dazu, der Politik eine Relevanz für das eigene Leben zuzusprechen. Noch im Jahre 1918, den Weltkrieg als mahnenden Gegenbeweis eigentlich noch in den Knochen haben müßend, schrieb Mann „die

---

<sup>1344</sup> Vgl. Goldstein 2012, 59.

<sup>1345</sup> Wenn man den Krieg überlebe, so meinte Sternberger, müsse man aufhören, moralisch „herum[zu]plätschern“ (Sternberger zit. nach Vogel 2007, 13). Auch Thomas Mann wurde nach eigener Aussage erst durch Hitler politisiert, vgl. Goldstein 2012, 62ff., vgl. auch Görtemaker 2005, 51.

<sup>1346</sup> Mit vollem Namen Adolf Georg Sternberger, vgl. Goldstein 2012, 61, seine hier behandelten Publikationen wurden aber unter dem Namen „Dolf“ veröffentlicht und daher wird dieser Name, auch als politisches Statement Sternbergers, hier verwendet.

deutsche Humanität widerstrebt der Politisierung von Grund aus<sup>1347</sup>. Was zu jener Zeit noch als Freiheit von äußerer Einmischung gewertet werden konnte, wurde unter Hitler für jeden Schreibenden unmögliche Gleichgültigkeit. Sternberger meinte: „Die Diktatur hat uns alle verwandelt“<sup>1348</sup>. In der Monarchie und der Republik konnte man auch unpolitisch sein, aber die Konfrontation mit Hitler verwandelte den Begriff der Humanität: „Erst die Erfahrung der Diktatur hat die Notwendigkeit eines politischen Denkens und Handelns als Gegenwehr und dauernde Aufgabe greifbar werden lassen“<sup>1349</sup>, so Goldstein.

Sternberger hatte, so William J. Dodd, der 2007 eine der wenigen aktuellen Bücher über Sternberger verfasste,<sup>1350</sup> freundlichen Kontakt zu Siegfried Kracauer, bevor dieser emigrieren musste.<sup>1351</sup> Ihre Sprachsensibilität und Einschätzung der politischen Lage im Zusammenhang hiermit mag daher kein Zufall sein. Schon in seinem Buch *Panorama*<sup>1352</sup> warnte Sternberger vor einer Sinnentleertheit, vor der heute auch Charles Taylor warnt. Karl Schaezler verfasste in der 1937/38 erschienenen Zeitschrift *Hochland*, veröffentlicht von Carl Muth, einem katholischen Lehrer und Vorbild Hans Scholls, eine Rezension der Neuerscheinung. Er war in seinem Lob wohl der Ansicht, dass Sternberger eine Parallele von 19. Jahrhundert zu 20. Jahrhundert und der 1938 aktuellen Lage in Deutschland zog:

„Ohne daß er [Sternberger] es ausspricht – es sei denn in Nebensätzen –, sieht er das Charakteristische des Jahrhunderts im Fehlen einer verbindlichen und verbindenden Metaphysik; dadurch, daß der Welt eine ganze Dimension fehlt, wird sie zum Panorama, dessen Täuschung man sich hingibt, wiewohl man sie durchschaut.“<sup>1353</sup>

Dodd sieht bereits die Rezension des *Panorama*-Buchs als Beispiel für innere Emigration und zwar nicht wortwörtlichen, aber doch gut erkennbaren impliziten Widerstand an.<sup>1354</sup> Dodd zitiert Schaezler mit dem Satz „Und stellt er nicht die Frage, so erlaubt er uns doch, sie zu stellen: Ist dieses neunzehnte Jahrhundert wirklich überwunden?“<sup>1355</sup> und deutet diese Art des Fragens als „a camouflaged subversive purpose“<sup>1356</sup>. Tatsächlich waren Sternbergers Texte, die während der Hitler-Herrschaft veröffentlicht wurden, typischerweise „elaborately camouflaged texts“<sup>1357</sup>. Sie

---

<sup>1347</sup> Mann 1983, 111.

<sup>1348</sup> Sternberger 1980, 162.

<sup>1349</sup> Goldstein 2012, 65.

<sup>1350</sup> Vgl. Dodd 2007, vgl. auch Pannier 1996.

<sup>1351</sup> Vgl. Dodd 2013, 181.

<sup>1352</sup> *Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert*, zuerst publiziert 1938, Frankfurt a. M., vgl. für eine aktuellere Ausgabe Sternberger 1981.

<sup>1353</sup> Schaezler zit. nach Dodd 2013, 185, vgl. ebd., FN 15.

<sup>1354</sup> Vgl. Dodd 2013, 185.

<sup>1355</sup> Schaezler zitiert nach Dodd 2013, 186.

<sup>1356</sup> Dodd 2013, 187.

<sup>1357</sup> Ebd., 192: Dodd spricht hier vom Buch *Panorama* und Texten des inneren Exils im Allgemeinen.

konnten das Verbot, die Zensur noch umgehen und doch den ansprechen, der sie verstehen wollte, der sich ansprechen lassen wollte.

Obwohl er bereits 1927 seine Artikel in der *Frankfurter Zeitung*, dem Vorläufer der heutigen *FAZ*, nicht mehr mit seinem richtigen Namen zeichnete (nur Dolf Sternberger statt Adolf), schrieb er seine Dissertation noch über Heideggers Todesbegriff,<sup>1358</sup> möglicherweise ein Indiz dafür, dass seine Politisierung erst später begann. „Sternbergers Begründung von Politik geschieht im Angesicht des Unfassbaren“<sup>1359</sup>, meint Goldstein. Nicht zuletzt trägt dazu seine Ehe mit Ilse Bella Blankenstein bei, einer Frau mit jüdischen Wurzeln, ein biographisches Detail, das unter den Nazis zum entscheidenden Kriterium der Aussonderung wurde.<sup>1360</sup> Trotz äußeren Drucks stand er zu ihr und fand in der Sprache ein Medium des Widerstands. Schon während des Krieges entdeckte er die moralische Kraft der Sprache. „Gute“ Sprache war für ihn fortan eine nicht hochgestochene, sondern einfache, ehrliche, und vor allem: die Worte ernst nehmende Sprache.<sup>1361</sup> Dass die Nazis genau diese Art von Sprache oft mieden, hatte gute Gründe. Wenn Heinrich Himmler im Zusammenhang mit massenhaftem Mord zu seinen SS-Männern von „Anständigkeit“ und einem „[...] niemals geschriebene[n] und niemals zu schreibende[n] Ruhmesblatt unserer Geschichte [...]“<sup>1362</sup> sprach, wurde die Sprache pervertiert. Nimmt man das Wort „Anständigkeit“ ernst, kann es niemals im Zusammenhang mit Mördern genannt werden. Dazu muss man jedoch Mord auch Mord nennen. Dies verändert sogleich die Situation. Daher schreibt Sternberger in der *FZ* unter dem Druck der Schergen sowohl über Grammatik als auch über Fabeln von Äsop, um den Zusammenhang von Sprache und moralischer Einstellung und daraus hervorgehender Handlungen zu beschreiben, im Versuch, zwar so verständlich wie möglich, aber nicht zu offensichtlich zu opponieren. „Derartige Okkupationen der Sprache haben Sternberger zu einem Sprachkritiker werden lassen, aber nicht in einem vorrangig analytischen Sinn, sondern in einem moralischen, galt es doch die Rede von Anständigkeit und Unanständigkeit, von Gut und Böse zu verteidigen“<sup>1363</sup>, so Goldstein. Um „reine“ Wissenschaft ging es Sternberger nie. Auch nie ausschließlich um die Politik. Vielmehr war für ihn die Politik ein Spiegelbild der Moral des Einzelnen. Deswegen ist er an dieser Stelle interessant. Der Mensch muss für Sternberger anständig

---

<sup>1358</sup> Vgl. Goldstein 2012, 61.

<sup>1359</sup> Ebd., 65.

<sup>1360</sup> Ulrich Dierse zeigt, dass für Sternberger ein Patriot jemand war, der die Freiheit und die Person anerkennt, wie sie in der Verfassung vorgeschrieben ist (oder war), nicht jemand, der biographische Wurzeln in diesem Land hat (vgl. Dierse 2015, 278, vgl. Sternberger 1990b, 17-31). Obwohl seine Frau diese hatte, zeigt der Vergleich eindeutig, wie sich Sternberger von der biologistischen Rhetorik der Nazis abgrenzen wollte und aus dem Patriotismus eine ganz andere, Pseudo-Biologie unabhängige Einstellungs- und Gewissensfrage machte.

<sup>1361</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, 311-327: Sternberger: „Gute und böse Sprache. Zehn Thesen“.

<sup>1362</sup> Himmler zit. nach Hilberg 1991, 1079, vgl. ebd., FN 46. Himmler sagte wortwörtlich „[...] anständig geblieben zu sein [...]“ und wählt somit das Adjektiv, nicht das Nomen (ebd.).

<sup>1363</sup> Goldstein 2012, 67.

sein, ein Begriff, der vielleicht keine wissenschaftliche Exaktheit besitzt, aber doch lebensweltlich von höchster Wichtigkeit und gewisser Präzision ist und im weiteren Sinne zur Ethik gehört. Wie Klemperer hielt er daran fest, dass wer eine bestimmte Sprache spricht, auch bestimmte Gedanken hat, die er, wenn möglich, auch handelnd umsetzen möchte.

„Jedes Wort legt uns fest, jedes Wort, das wir selber sagen, ist zugleich ein kleines Element unseres Schicksals. [...] Gefangenschaft in der Sprache entrinnen wir einzig durch die Freiheit der Sprache. Denn redend sind wir zugleich immer daran, uns zu befreien, ja wir sprechen nur, um uns zu befreien, und die Sprache ist das Signum dieser unsrer Freiheit.“<sup>1364</sup>

Wer dies, bereits während des Krieges, als wichtig ansah, zeigte, dass er davon ausging, dass die Sprache die Welt verändern kann. Dass die Sprache die Welt tatsächlich massiv verändert hatte, sollte seine<sup>1365</sup> Veröffentlichung *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*<sup>1366</sup> von 1945 zeigen.

Die Freiheit suchte Sternberger zu verteidigen, indem er aufzeigte, was ihr entgegenstand. Der Titel verrät es bereits. *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. Wer ein Unmensch ist, der hat auch ein eigenes Wörterbuch. Zunächst zwischen November 1945 und April 1948 in Glossen erschienen, ist das Wörterbuch eine alphabetische Sammlung solcher Wörter, die nach Ansicht der Autoren (Sternberger schrieb zusammen mit dem CDU-Politiker und Pädagogen Gerhard Storz und dem Schriftsteller Wilhelm E. Süskind)<sup>1367</sup> zwar das Gedankengut der Nationalsozialisten widerspiegelten und transportierten, jedoch nicht mit dem Vokabular, das man explizit hiermit verband.

„Diese Orientierung erlaubte es den Verfassern, eher verborgene sprachliche Kontinuitätslinien vom NS-Deutschland bis weit in die junge Bundesrepublik hinein aufzuzeigen, in der die Verwendung von Zentralbegriffen der NS-Herrschaft und NS-Ideologie wie ‚Rassejude‘ und ‚Volksgemeinschaft‘ bald deutlich zurücktrat, andere nationalsozialistische Interpretamente aber nachwirkten,“<sup>1368</sup> kommentiert der Historiker Thomas Pegelow Kaplan.

Wörter eindeutig antisemitischer oder rassenideologischer Art wurden nicht behandelt. Vielmehr wurden in 28 Glossen des zuerst 1957 in Buchform veröffentlichten Werks Wörter wie

---

<sup>1364</sup> Sternberger zitiert nach Dodd 2007, 323, die Aussage entstammt einem Zeitungsartikel (*Weiter nichts? Über die Verständigung in der Sprache*) vom 26.11.1939 in der *Frankfurter Zeitung*, der dort (Dodd 2007, 319-323) wiederabgedruckt wurde.

<sup>1365</sup> Zusammen mit W. E. Süskind und Gerhard Storz, vgl. Sternberger et al. 1986.

<sup>1366</sup> Sternberger et al. 1986; auf diesen Buchtitel bezieht sich die Benennung des vorliegenden Teilkapitels.

<sup>1367</sup> Vgl. Pegelow Kaplan 2011b, 157.

<sup>1368</sup> Ebd.

„Betreuung“, „Lager“ oder „durchführen“<sup>1369</sup> etymologisch eingeordnet, in den Möglichkeiten ihrer Verwendung vorgestellt und sodann dargelegt, wie sie im NS (meist mit „dem Unmenschen“ umschrieben) verwendet wurden.<sup>1370</sup> Anders als Klemperer, der nach dem Zweiten Weltkrieg im Osten Deutschlands, beziehungsweise in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR lebte, hielt Sternberger dem westdeutschen Publikum den Spiegel vor. Von sprachlichen Kontinuitäten von der Diktatur bis in die Demokratie zu berichten und damit zu harsche Vorstellungen von der Trennung der Gedanken mit dem Wechsel der Staatsform vermeiden zu wollen, ist eine wichtige und vermutlich in dieser Form einzigartige Leistung dieses Projekts.<sup>1371</sup> Das ist ein Grund, warum es hier vorgestellt wird. Außerdem zeigt das Buch, ebenso wie die anderen Veröffentlichungen Sternbergers hierzu, die im Folgenden je nach Relevanz für das Thema eingehender oder nur anhand prägnanter Beispiele Erwähnung finden, im besten Falle, welche Merkmale die Sprache des NS hatte, vor allem in Bezug auf ihre Klarheit oder deren Fehlen. Allerdings ist das Wörterbuch keine wissenschaftliche Veröffentlichung. Allein die Zuordnung zu einer bestimmten Wissenschaft fiel schwer. Ist es Sprachwissenschaft, Sozialwissenschaft, Politologie oder Philosophie, das hier betrieben wird? Pegelow Kaplan, der sich selbst in einer Monographie mit der Rolle der Sprache im NS beschäftigt hat,<sup>1372</sup> sieht als Problem, dass keine systematische Analyse betrieben wurde. Dass Sternberger noch in den 1980er Jahren beklagte, dass manche Wörter aus dem Wörterbuch weite Verbreitung erfuhren, hätte Pegelow Kaplans Ansicht nach der Anstoß zu einem Überdenken werden müssen.<sup>1373</sup> „Angesichts solch weitgefaster Kontinuitätskriterien muss fast jede Verwendung des Wortes ‚Vertreter‘ als eine Fortführung von NS-Sprache gelten.“<sup>1374</sup> Diese Eindeutigkeit, dieses Fehlen von Differenzierung wirkt zunächst überraschend für jemanden, der nur aufgrund seiner Reflexivität und Sprach-Sensibilität sein Buch schreiben konnte. „Die Wortanalysen folgen wiederholt dualistischen und vereinfachenden Schemata von ‚gut‘ und ‚böse‘, die sich auch in der zentralen, fast mythischen Kategorie des ‚Unmenschen‘ widerspiegeln.“<sup>1375</sup> Das wirkt einleuchtend. Und es ist sicher richtig, wenn Pegelow Kaplan sagt, „methodisch muss das Buch heute als überholt gelten“<sup>1376</sup>. Es stellt sich aber zugleich die Frage, ob das der Anspruch der Autoren war: eine methodische, systematisch einwandfreie Analyse der Sprache des NS und seiner Fortwirkung, ein Beitrag zur Wissenschaft. Pegelow Kaplan

---

<sup>1369</sup> Alle drei Zitate Sternberger et al. 1986, 31, 109, 45.

<sup>1370</sup> Vgl. Pegelow Kaplan 2011b, 157.

<sup>1371</sup> Vgl. ebd., 158; Pegelow Kaplan betont, dass „gegen allzu rigide, politikgeschichtlich orientierte Epochenabgrenzungen“ hier Kontinuitäten aufgezeigt werden konnten (ebd.).

<sup>1372</sup> Vgl. Pegelow Kaplan 2011a.

<sup>1373</sup> Vgl. Pegelow Kaplan 2011b, 158.

<sup>1374</sup> Ebd., 158.

<sup>1375</sup> Ebd., 158f.

<sup>1376</sup> Ebd., 159.

beschreibt das Buch als „feuilletonistisch“<sup>1377</sup>. Damit hat er nicht Unrecht. Während die Wissenschaft versucht, Antworten zu finden, versucht das Feuilleton vielleicht eher, Fragen zu stellen. Sternberger wollte vielleicht nicht mehr, als zum Nachdenken anregen. Die Fähigkeit schulen, die im NS nicht kultiviert wurde. Die Sprache des NS hatte für Sternberger eine weit größere Bedeutung als eine Wissenschaft sie methodisch hätte auffangen können (vgl. das folgende eingerückte Zitat). Er hatte erlebt, wie sich mit der Sprache die Kultur verwandelte und umgekehrt, bis zu dem Punkt, wo es lebensbedrohlich wurde. Eine solche Erfahrung findet keinen Platz in der Wissenschaft, die Wissenschaft liefert nicht das richtige Publikum für diese Erfahrung. Dies soll nicht die Leistung Sternbergers erhöhen, sondern eher den richtigen Blickwinkel für ihre Honorierung und ihre Kritik weisen. Gerade dass Sternberger nicht nach wissenschaftlichen Kriterien schrieb und erkannte, könnte verdeutlichen, wie einschneidend das Erlebte war. Wissenschaftliche „Wertneutralität“ war für Sternberger gleichbedeutend mit schlichter „Normenverachtung“<sup>1378</sup>. Werte und Sprache lassen sich für ihn aber nicht voneinander trennen. Sternberger schien damit ein Projekt zu verfolgen, das auf Ganzheitlichkeit angelegt ist. Ebenso wie Taylor, Sternberger wie Taylor im Rückgriff auf Humboldt, glaubte er in der Sprache den ganzen Menschen abgebildet zu sehen.<sup>1379</sup> Er wendete sich gegen eine Welt der vollständigen Rationalisierung,<sup>1380</sup> gegen eine Sprachforschung, die nur die Sprache in den Blick nimmt und nicht das, was aus ihr entsteht.

Der Titel des Buchs *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* mag dem Leser trotz des Vorangegangenen befremdlich erscheinen: Können Wörter denn an sich schlecht sein? Nach Sternbergers Erfahrung war es so. Er hatte den Krieg auch als eine Zeit des Kampfes um die Wörter und den Ausdruck verstanden. Und dies, weil er die Erfahrung gemacht hatte, dass Wort und Tat einen unhintergehbaren Pakt eingehen können, wenn die Menschen gedanken- und sorglos genug sind, sich von ihnen treiben zu lassen. Er schrieb sein Buch gegen diese Gedankenlosigkeit.

„Sprache ist die Gabe allein des Menschen [...] Soviel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt. Darum ist nichts gleichgültig an der Sprache, und nichts so wesentlich wie die *façon de parler*. Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. Seien wir auf der Hut! [...]

---

<sup>1377</sup> Ebd., 158.

<sup>1378</sup> Beide Zitate Sternberger et al. 1986, 320.

<sup>1379</sup> Vgl. ebd., 323, vgl. auch Humboldt 1907, VII: 42.

<sup>1380</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, 323.

Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich [...].<sup>1381</sup>

Aufgrund seiner persönlichen und indirekten Erfahrungen ging Sternberger bereits sechs Monate nach Kriegsende schreibend davon aus, dass Sprache unsere Wirklichkeit formt. Sie ist kein bloßes Kommunikationsmittel, das Dinge entweder besser oder schlechter kommuniziert, im Inhalt jedoch stets identisch bleibt. Das Gegenteil ist der Fall. Wie wir etwas ausdrücken, ist entscheidend dafür, was es ist, was wir da sagen. Der Inhalt hängt am Ausdruck. Manche Ausdrücke waren für Sternberger derart mit nationalsozialistischen Inhalten angefüllt, dass sie von diesen nicht mehr trennbar sind und vermieden werden müssen, da sie sonst stets den alten Geist weitertransportierten. Diese Wörter stehen in seinem Wörterbuch. Es dient der guten Sprache nicht in der Lehre derselben, sondern in der Kenntlichmachung ihres Gegenteils.<sup>1382</sup> Alphabetisch geordnet soll der interessierte Leser lernen, welche Wörter er vermeiden sollte, wenn er nicht mittelbar das Gedankengut der Nationalsozialisten weitertragen wollte. Dabei ging es Sternberger wie bereits erwähnt um die Wörter, die nicht offiziell zum Propaganda-Kanon der Parteispitze zählten, sondern um solche, die zwar dieselbe Botschaft transportierten, jedoch weniger offensichtlich wirksam waren, wie in süße Limonade aufgelöste bittere Pillen, die darum nicht weniger intensiv ihre Wirkung entfalten.

In der „Vorbemerkung 1967“<sup>1383</sup> brachte Sternberger die Kritik an seinem nun schon seit über zehn Jahren lesbaren Vorhaben zur Sprache. Es werde behauptet, so Sternberger, es ginge ihm gar nicht um die Kritik an der Sprache, sondern um eine moralische Kritik der derzeitigen deutschen Gesellschaft. Sternberger selbst hatte jedoch nie vorgegeben, dass es ihm um Wissenschaft ginge. Es ging ihm, wie bereits erwähnt, um viel mehr: politischen Anstand.<sup>1384</sup> Denn wenn die Sprache unsere Welt tatsächlich in dem Maße formt, wie er vermutete, ist die Sprache nicht ein Ort, an dem Werte auch einen Platz haben sollten, sondern *der* Ort für Werte schlechthin. Damit steht Sternberger in der Tradition von Herder und Humboldt und könnte, wenn Taylor ihn denn gekannt hätte, ein Vorläufer von Taylor gewesen sein, nur dass Sternberger aus der eigenen biographischen Erfahrung heraus niemals den Zusammenhang von Sprache und Gewalt außer Acht gelassen hätte. Gerade dieser Zusammenhang ist es ja gewesen, der ihn zur Beschäftigung mit Sprache geführt hat.<sup>1385</sup> Denn „Wörter sind nicht unschuldig, können es nicht sein, sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selber zu, fleischt sich ihr gleichsam ein“<sup>1386</sup>. Gleich in der

---

<sup>1381</sup> Sternberger et al. 1986, 7, „Vorbemerkung 1945“.

<sup>1382</sup> Vgl. ebd.

<sup>1383</sup> Ebd., 10.

<sup>1384</sup> Vgl. Goldstein 2012, 60, 67.

<sup>1385</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, 11f.

<sup>1386</sup> Ebd., 11.



Vorbemerkung gab er ein Beispiel für ein Wort, in dem für ihn eine ganze Politik für immer festgeschrieben war: „Lager“<sup>1387</sup>. Dieses Wort, auch wenn es, wie Sternberger selbst hervorhob, früher eine völlig harmlose Bedeutung hatte, ein Lagerplatz, ein Ort, an dem man eine Rast einlegt, etwas isst und trinkt, ein Ort der Erholung, ist nun, nach Auschwitz, für lange Zeit, und heute würde man vielleicht sagen für immer, da der anderweitige Gebrauch heute kaum noch verbreitet ist, ein Konzentrationslager.<sup>1388</sup> Ein Ort, der die Erholung nicht kennt, ein Ort, wie Wolfgang Sofsky später sagen wird, des Terrors,<sup>1389</sup> der absoluten Angst und Brutalität. Für Sternberger ist Sprache ohne Geschichte und Moral nicht denkbar, einfach weil der Mensch ohne Erinnerung und Werte nicht denkbar ist.

Das alphabetisch erste Wort in Sternbergers Wörterbuch, das besonders deutlich zeigt, wie die Sprache eine Gesinnung sowohl ausdrücken als auch formen kann, ist „Betreuung“<sup>1390</sup>. Es kommt, wie nicht anders zu erwarten, vom Begriff „Treue“ oder dem „treu sein“. Etwas, wie Sternberger schreibt, wozu sich jemand einem anderen gegenüber zu etwas verpflichtet, ohne dass er von diesem anderen dafür etwas zu erwarten hätte.<sup>1391</sup> Er kann gegenseitige Treue zwar erhoffen, aber nicht einfordern, da es bei der Treue um ein freiwilliges, eigenverantwortliches Versprechen geht, das keinerlei objektiven Anspruch geltend machen kann. Freilich erwarten beispielsweise Partner in einer Beziehung gegenseitige Treue, aber doch so, dass sie möchten, dass der andere ihnen treu sein *will*, nicht so, dass sie ihn dazu zwingen möchten. Die handelnden Personen bleiben „selbständig, gültig und frei“<sup>1392</sup>. Eine Art von Menschenbild, das nicht zum Nationalsozialismus passte. Darum wurde das Wort mit einer Vorsilbe versehen, die eine Asymmetrie zwischen Betreuer und Betreutem anzeigt.

„Dieses ‚be-‘ gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht. Muster und Vorgänger sind: Beherrschen und Betrügen, Beschimpfen und Bespeien, Bestrafen, Benutzen, Beschießen, Bedrücken, auch Belohnen und Beruhigen. In allen diesen Fällen wird das Objekt, eben der Jemand, mindestens zeitweilig des eigenen Willens beraubt oder soll des eigenen Willens beraubt werden oder hat seine Freiheit schon verloren wie der Aufgeregte, der darum der

---

<sup>1387</sup> Ebd., 109, vgl. ebd., 109ff., vgl. auch die „Vorbemerkung 1967“, 11.

<sup>1388</sup> Vgl. ebd., 11f., 109ff.

<sup>1389</sup> Vgl. den Titel von Sofsky 1993, *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*.

<sup>1390</sup> Sternberger et al. 1986, 31, hierbei handelt es sich nicht um das erste Wort im „Wörterbuch“, sondern um das erste mit hoher Prägnanz.

<sup>1391</sup> Vgl. ebd., 31.

<sup>1392</sup> Ebd.

„Beruhigung“ bedarf, oder seine freie Vernunft wird umgangen und für nichts geachtet wie beim Betrügen oder Benutzen.“<sup>1393</sup>

So wird, Sternberger sagte es selbst, aus einem Jemand ein Objekt. Ein Etwas, das kontrolliert wird und keine Freiheit, keinen Willen und keine Vernunft mehr haben darf. Das wird dadurch erreicht, dass „es“ keine dieser typisch menschlichen Fähigkeiten mehr ausüben darf. Das wird laut Sternberger auch daran deutlich, dass man „jemanden“ betreut, nicht „jemandem“ selbständig Treue verbürgt.<sup>1394</sup> Sternberger verwies an dieser Stelle auch auf H.G. Adlers *Theresienstadt*<sup>1395</sup>. Das Wort „Betreuung“ bedeutete für den Autor letztlich, dass jemand stirbt, es war „ein Euphemismus für Morden und Mord“<sup>1396</sup>. Da es sich dabei jedoch nicht mehr um Menschen, sondern lediglich noch um „Krankenmaterial“<sup>1397</sup> handelte, war es auch kein Verbrechen mehr. „Denn der Unmensch mag es nicht leiden, wenn die Leute ‚ich‘ und ‚du‘ sagen.“<sup>1398</sup> Das ist keine wissenschaftliche Analyse. Sternberger ging stets vom ihm bekannten Ergebnis aus und dachte hiervon ausgehend als Sprachkenner philosophierend darüber nach. Das war und ist nicht üblich. Das machte und macht es nicht falsch. Für Sternberger ging es darum, herauszufinden, wie die Sprache die Moral verwandeln konnte. Daher las er sie moralisch und wollte sie dadurch kurieren. „Integrität der Begrifflichkeit“<sup>1399</sup> und Integrität sind für Sternberger untrennbar.<sup>1400</sup>

Nach der Betreuung kommt im *Wörterbuch des Unmenschen* „Charakterlich“<sup>1401</sup>. Sternberger erklärte, dass das Wort, ursprünglich aus dem Griechischen stammend, ein in bestimmter Weise geformtes Zeichen beschreibt, zum Beispiel Buchstaben, jedenfalls etwas so Charakteristisches, dass es sich nicht mit anderen Zeichen vertauschen oder verwechseln ließe. Diese Definition wurde, da er ebenfalls unverwechselbar ist, auf den Menschen ausgedehnt. Da die Kombination seines Körperbaus, seiner Stimme, seiner Handschrift, seiner Tugenden und Schwächen ebenso eindeutig und einmalig ist wie ein bestimmtes Wort, formt der Mensch ebenso einen ganz individuellen Charakter. Alle Eigenschaften, die ein Mensch hat, gehören dazu. Erst der Zusammenschluss der Eigenschaften ermöglicht es, ein Charakter zu sein. Der „Unmensch“ jedoch findet diese Form der Individualität nach Sternberger unbequem. Es sei darum gebräuchlicher geworden, davon zu reden, dass jemand einen Charakter „hat“<sup>1402</sup>. Dadurch ist es möglich, dass er seinen Charakter,

---

<sup>1393</sup> Ebd., 32.

<sup>1394</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, 31f.

<sup>1395</sup> Vgl. z.B. die Ausgabe von Wallstein, Adler 2012.

<sup>1396</sup> Adler zit. nach Sternberger et al. 1986, 33, Sternberger nennt nur das Buch, nicht die Seitenzahl.

<sup>1397</sup> Sternberger et al. 1986, 33.

<sup>1398</sup> Ebd., 35.

<sup>1399</sup> Goldstein 2012, 66.

<sup>1400</sup> Vgl. ebd., 66f.

<sup>1401</sup> Sternberger et al. 1986, 37.

<sup>1402</sup> Ebd., 38, vgl. ebd.

gleich einer Uniform, an- und ablegt und damit eine Rollen-Identität übernehmen kann, je nach dem unterschiedlich, ob er Privatperson oder Amtsträger ist.<sup>1403</sup> Denn „wenn er sie [die Kleidungsstücke, die nach Sternbergers Schilderung zu einer Uniform passen] auszieht, legt er auch den Charakter ab, den er bloß *hatte* und der er eben nicht *war*“<sup>1404</sup>. Diese Verwandlung der Bedeutung, die dadurch entsteht, dass jemand kein Charakter ist, sondern bloß einen Charakter hat, wie einen Stuhl, den er hat, ein Möbelstück, das zwar in gewisser Hinsicht zu seiner Individualität (nämlich seinem individuellen Besitz) dazugehört, jedoch jederzeit durch ein anderes Möbelstück ersetzt werden kann, zeigt, wie gut diese sprachliche Veränderung zur Veränderung der Verhaltensweisen im Nationalsozialismus passten, z.B. zum sensiblen Familienvater, der in Polen ZivilistInnen tötete. Dieses Wort, „charakterlich“, ist nach Sternberger das eigentliche Charakteristikum des Unmenschen. Denn auch der Mensch, der einen Charakter „hat“, ihn also nur trägt, trägt doch eine Ganzheit von Eigenschaften. Durch das Ablösen des Charakters von allen anderen Eigenschaften des Menschen, und damit das Zerstören der ganzheitlichen Individualität, wird der Mensch charakterlos<sup>1405</sup> (denn ohne semantische Füllung ist die Charakterhülle „charakterlich“ leer), ein Stadium, das dem Unmenschen eine weiße Leinwand für seine Pläne bietet. Diese Einstufung mag übertrieben wirken und mag es im Einzelfall auch gewesen sein. Nichtsdestotrotz bildet sie, in Hinblick auf die historischen Tatsachen, auch eine passende Analyse. Außerdem lag der Ansporn möglicherweise auch darin zu zeigen, welcher Abgrund sich bereits in einem Wort auftun und wie weitreichend also die Veränderung vieler Worte sein kann. Es ging ihm um das negative Potential des Wortes.

„Denn entweder ist der Mann zuverlässig oder er ist es nicht. Beides muß sich überall zeigen oder nirgends – geschäftlich, beruflich und so fort. Zeigt es sich nicht, so ist die Zuverlässigkeit auch kein Zug seines Charakters. Ist er aber bloß auf dem Gebiete des Charakters zuverlässig – woran soll man’s dann merken! Dann wird es ein Schwindel sein oder eine Einbildung. ‚Charakterlich‘ ist ein Bei- und Winkelwort ohne Wesen, eine überflüssige Ortsangabe.“<sup>1406</sup>

Und ohne Wesen, ohne Charakter, ohne Rückgrat ist ein Mensch jemand, den man sehr leicht formen kann. Wenn, wie Eugen Kogon es in seinem Buch *Der SS-Staat*<sup>1407</sup> beschrieb, das Rückgrat durch ein soziales Korsett ersetzt wird,<sup>1408</sup> gibt es nichts mehr, das unverrückbar und nicht-optional ist. Das soziale Korsett, da es keine innerliche Richtschnur ist, kann aber von den Mächtigen nach

---

<sup>1403</sup> Vgl. ebd.

<sup>1404</sup> Ebd.

<sup>1405</sup> Vgl. ebd., 38ff.

<sup>1406</sup> Ebd., 41.

<sup>1407</sup> Kogon 1988.

<sup>1408</sup> Vgl. ebd., 386.

eigenem Gutdünken geformt werden und damit die Gestalt des Menschen, ja sein ganzer Charakter, nach Belieben deformiert werden. Das, was ihn ausmacht, das kommt nicht mehr von innen, sondern wird ihm von außen zugetragen, so scheinen Kogon und Sternberger zu kritisieren. „Derart wird der Charakter schließlich zu einer Waffe in der Hand des Unmenschen – und war doch einmal ein Name für das Wesen des Menschen! –, womit er dieses zerschlagene und schlotternde Wesen in Furcht erhält.“<sup>1409</sup> Dafür spricht eine von Sternberger hinzugefügte Bemerkung, die aufdeckt, dass einer der ältesten zu findenden Belege in einem Buch für „charakterlich“ (obwohl der Duden es offenbar schon 1929 aufführte) aus Hitlers *Mein Kampf* stammt. „Der Satz lautet: ‚So hat der völkische Staat in seiner Erziehungsarbeit neben der körperlichen gerade auf die charakterliche Ausbildung höchsten Wert zu legen.‘“<sup>1410</sup> Auch wenn der Ton Sternbergers durch seine Emotionalität oftmals unprofessionell anmuten mag, so ist seine Analyse doch weitestgehend überzeugend. An einem Wort derart viel abzulesen zu wollen, scheint übertrieben, ist aber aufgrund der historischen Tatsachen, seiner argumentatorischen Verbindung hiermit und der Theorie Taylors nicht abwegig.

Unmittelbar nach C kommt D im Alphabet und damit das „Durchführen“<sup>1411</sup> im *Wörterbuch*. Auch wenn hier nur besonders eindrückliche Beispiele des *Wörterbuchs* herausgegriffen werden können, so muss dieses Wort doch in jedem Fall dabei sein. Wie Sternberger gleich zu Anfang erwähnte, geht es bei der Verwendung dieses Worts nicht um die Lösung eines Problems auf einem bestimmten Wege, sondern um die unbedingte Erreichung des Ziels, unabhängig vom Weg. Nach Sternberger erlebte das Wort um 1933 eine solche Blüte, dass man Verben, die einen ähnlichen Handlungsablauf beschrieben, gänzlich vermissen musste.<sup>1412</sup> Diese Art der Charakterisierung des Handelns war für die totalitäre Politik nach Sternberger nur allzu passend:

„Die so plötzliche Inflation, die unsere Vokabel erfuhr, hatte also durchaus ihre Folgerichtigkeit. Befehle werden ausgeführt. Hat man nicht nur die Vollzugsmeldung im Sinne, sondern auch die mancherlei Hindernisse, die zuvor zu überwinden waren, dann wird rechtens ‚durchführen‘ gesagt. In jener Zeit war auch oft von einem Wörterbuch zu hören, in dem das Wort ‚unmöglich‘ nicht vorkomme oder nicht vorkommen dürfe. Im ‚durchführen‘ der vielen Erlasse oder Befehle steckte deshalb weniger das ‚Ausführen‘ als das ‚Durchgreifen‘ der oft bemühten eisernen Faust.“<sup>1413</sup>

---

<sup>1409</sup> Sternberger et al. 1986, 43.

<sup>1410</sup> Hitler zit. nach Sternberger et al. 1986, 44, vgl. ebd.

<sup>1411</sup> Sternberger et al. 1986, 45.

<sup>1412</sup> Vgl. ebd., 46.

<sup>1413</sup> Ebd., 47.

Eine Welt, in der das Wort „unmöglich“ nicht existieren darf (einmal vorausgesetzt, dass die Annahme Sternbergers stimmt, mindestens liegt sie für die Denkweise des NS im Bereich des Möglichen), in der gibt es auch kein Zögern oder Zaudern, kein Zurückschrecken oder kein „Nein“, zumindest soll es so sein. Das Verb scheint ein militarisiertes Vorgehen zu beschreiben, bei dem auf das Hören des Befehls sofort das Handeln folgt. Peter von Polenz kritisierte in den 1960er Jahren an dieser Einschätzung Sternbergers, dass sie nicht berücksichtige, dass in der beschleunigten Berufswelt „durchführen“ oft aus der Not heraus verwendet werde, da es nur noch „wenige praktische Funktionsverben“<sup>1414</sup> gebe, die ebenso rasch und treffend bezeichneten. Sternberger merkte jedoch an, dass die Ergänzung dieses Verbs die Formulierungen umständlicher und länger und nicht einfacher und kürzer mache. Die „Bestandsaufnahme durchzuführen“ ist nach Sternberger viel unbequemer als „den Bestand aufzunehmen“<sup>1415</sup>. Außerdem ging es ihm auch darum zu zeigen, dass eine schnelle, bis zum gedankenlosen Handeln vereinfachte Welt, eine schlechtere ist. Hier ist gut sichtbar, dass Sternberger über die Sprache ganz andere Dimensionen des Menschlichen kritisieren wollte, die diese nur offenlegte. Am Wort „durchführen“ ist nichts zu bemängeln, solange es einem z.B. auf eine schnelle Formulierung ankommt (obwohl Sternberger diesen Einwand selbst dahingehend widerlegt). Wenn man aber überlegt, wozu diese Beschleunigung, die in diesem Wort ausgedrückte Ausnahmslosigkeit führen konnte, welches Weltbild sich in diesem Wort ausdrückte, und das hatte Sternberger noch vor Augen, wird Sternbergers Sicht verständlich.

So wie der Unmensch sprachliche Vorlieben hat, so hat er nach Sternberger auch sprachliche Abneigungen. Das Wort „Intellekt“ oder gar das Wort für einen Menschen dieser Eigenschaft, „Intellektueller“, mag er überhaupt nicht. Dies kann nach Sternberger schon von der Wortbedeutung her erklärt werden. „Inter-“ bedeutet „dazwischen“ und „lego“<sup>1416</sup> lässt sich mit lesen übersetzen. Einen Text Stück für Stück auseinanderzunehmen ist die Arbeit des guten Lesers. Dies dient der bestmöglichen Zergliederung zum Zwecke des Verständnisses. Dazu muss der Leser jedoch nicht nur die einzelnen Worte, sondern auch das, was zwischen den Zeilen steht, lesen und verstehen lernen. Erst dann, wenn er das Ausgesprochene und das Unausgesprochene einer Rede oder eines Textes richtig zu deuten vermag, ist er ein Intellektueller. Ein Meister der Sprache, der das, was er sagen möchte, zu sagen vermag und auch versteht, was die anderen sagen, auch wenn sie ihre Botschaft verschleiern oder die wirkliche Nachricht nur zwischen den Zeilen oder in Kombination mit anderen Texten oder Reden erkennbar wird.<sup>1417</sup> Damit hat der Intellektuelle viel

---

<sup>1414</sup> Von Polenz zit. nach Sternberger et al. 1986, 50, vgl. auch ebd., 49f.

<sup>1415</sup> Beide Zitate Sternberger et al. 1986, 50.

<sup>1416</sup> Sämtliche Zitate ebd., 88f.

<sup>1417</sup> Vgl. ebd., 89ff.

Macht. Sein Zerlegen ermöglicht ihm eine selbständige, unabhängige Sicht auf die Dinge. Diese Art des freien Denkens muss dem Unmenschen, wie Sternberger ihn charakterisierte, ein Dorn im Auge sein. Daher verwandelte er den Inhalt dieses Worts. Er bezog sich zwar, so Sternberger, auch auf die Tätigkeit des „Zergliedern[s]“<sup>1418</sup> im Lesen und Hören, verwandelte jedoch dessen Bedeutung in Destruktion. Der Unmensch bezeichnete diese Tätigkeit einfach „zersetzend“<sup>1419</sup> und diffamierte sie damit. Sternberger zergliederte nun diese Aussage und fragte: Was zersetzt der Intellektuelle denn? Was möchte er denn auseinandernehmen? Seine Antwort: das Chaos. Wer jedoch das Chaos zersetzen will – der tut ja etwas Gutes. Der schafft Ordnung, Verständnis und Klarsicht. Wer jedoch, wie der Unmensch nach Sternberger, das Chaos wünschte, der musste zwangsläufig gegen dessen Zersetzung Sturm laufen. Daher sagte Sternberger: „Die Verteufelung des Intellekts und die wirkliche Herstellung des Chaos auf Erden – das sind nur zwei Seiten einer und derselben Sache.“<sup>1420</sup> Dies passt sowohl zur Charakterisierung der Nationalsozialisten durch Kracauer als auch zu seiner Beschreibung des Spiegelreflexes (in diesem Fall: das Chaos schaffen die Intellektuellen, nicht die Nationalsozialisten). Bereits in *Mein Kampf* hatte Hitler nach Sternberger beschrieben, dass der Mensch sich nie über die Natur stellen dürfe und sein ganzes Leben ein einziger Kampf sei.<sup>1421</sup> „Die Stelle bezieht sich auf die ‚jüdische Pessetaktik‘, insbesondere auf die ‚Anständigkeit‘ der ‚Frankfurter Zeitung‘, deren Taktik eben darin bestehe, ‚jede körperliche Brutalität‘ abzulehnen und den Kampf ‚mit den ‚geistigen‘ Waffen‘ zu führen.“<sup>1422</sup> Interessant, wie bereits in diesem vierzeiligen Zitat die Umdefinition fast aller verwendeten Wörter zu beobachten ist. Geistige Waffen schien es nach Hitler entweder nicht zu geben oder wenn doch, sind sie etwas Schlechtes, sogar etwas weit Schlechteres als die Austragung eines Kampfes mit echten, körperlichen Waffen. Gewalt und Brutalität stehen hier auf der guten, anständigen Seite, geistige Stärke, Intellekt, auf der bösen. Die Verwendung des Wortes „anständig“ an dieser Stelle gemahnt an eine bereits erwähnte spätere Verwendung des Begriffs, zur Verdeutlichung hier noch einmal ausführlich: 1943 lobte der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, in seiner Posener Rede vom 4. Oktober, seine SS-Männer nach einer von ihnen „durchgeführten“ Massenerschießung:

„Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat

---

<sup>1418</sup> Ebd., 89.

<sup>1419</sup> Ebd., 91.

<sup>1420</sup> Ebd.

<sup>1421</sup> Vgl. ebd., 92.

<sup>1422</sup> Ebd., Zitate im Zitat aus Hitlers *Mein Kampf*, vgl. ebd.

uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...<sup>1423</sup>

Joachim Fest bezeichnete diese Rede als „eines der erschreckendsten Zeugnisse in deutscher Sprache überhaupt“<sup>1424</sup>. Auch hier, wie in Bezug auf die Frankfurter Zeitung, dokumentiert sich ein Angriff auf die Integrität der Worte, indem die „Anständigkeit“ in ihrer Bedeutung so verändert wird, dass Laut und Bedeutung eine völlig andere Einheit bilden als vorher, da der Begriff noch seine ursprüngliche moralische Bedeutung hatte: In dieser neuen Definition des Wortes sind die Mörder anständig. Der Schein der Moralität wird bewusst aufrechterhalten und damit eine tatsächliche Integrität der Mörder behauptet. Auch hier zeigt sich, dass die Verwendung der Worte nichts der Realität Oberflächliches ist.

Sternberger meinte insgesamt eine Tendenz wahrzunehmen, die die Sprache weicher, die tatsächlichen Lebensbedingungen jedoch deutlich härter werden ließ. Die Sprache wurde „vergoldeter[.]“<sup>1425</sup>, die Realität schrecklicher. Als Beispiel wurde von Süskind<sup>1426</sup> die „Sicherstellung“<sup>1427</sup> gebracht. Dieses Wort gab vor, Sicherheit zu geben, obwohl das Gegenteil der Fall war. In Wirklichkeit waren vor allem Menschen nach ihrer „Sicherstellung“ in höchster Gefahr, oft Lebensgefahr. „Sicherstellung“ bedeutete entweder Diebstahl und Raub oder eine Form des Freiheitsentzugs in Gefängnis oder Konzentrationslager. Genannt wurde auch die „Sonderbehandlung“ oder „Endlösung“<sup>1428</sup> als Beispiel für den schonenderen Umgang mit der Sprache bei gleichzeitiger Brutalisierung des Umgangs mit Menschen.<sup>1429</sup>

Ein interessantes Beispiel der Wort-Verkehrung bildete, wie bereits kurz erwähnt, das „Lager“<sup>1430</sup>. Nach der ursprünglichen Wortbedeutung war es entweder eine durchweg positive Eindrücke beschreibende oder eine nützliche Aufgabe erfüllende Begrifflichkeit. Bei der ersten Möglichkeit beschrieb das Lager einen Ruheort für Menschen: Ein Nachtlager, einen Ort in der Natur, wo man sich ungestört ausstrecken und für sich sein konnte, einen Ort der Selbstbestimmung und des Rückzugs. Im zweiten Fall beschrieb das Lager einen Ort, wo Dinge aufbewahrt wurden, wo Rohstoffe gefördert wurden oder die Stelle, wo ein Werkzeug seine Basis hatte. Die dritte mögliche Bedeutung eines „Lagers“ war die eines Ortes, wo zwar auch geschlafen wurde, aber wo vor allem die kämpfenden Truppen lebten und von wo aus sie ihre Gefechte planten. Süskind nannte als

---

<sup>1423</sup> Himmler zit. nach Hilberg 1991, 1079, vgl. ebd., FN 46.

<sup>1424</sup> Fest 1963, 161.

<sup>1425</sup> Sternberger et al. 1986, 105.

<sup>1426</sup> Süskind und Storz waren Mitverfasser des *Wörterbuchs*, vgl. Sternberger et al. 1986 im Literaturverzeichnis.

<sup>1427</sup> Sternberger et al. 1986, 105.

<sup>1428</sup> Beide Zitate ebd., 105.

<sup>1429</sup> Vgl. ebd., 105.

<sup>1430</sup> Ebd., 109ff.

Beispiel „Wallensteins Lager“<sup>1431</sup>. Auch wenn das dritte Beispiel diese Definition etwas schwächen mag, so scheint es doch so zu sein, dass diese Arten von Lager immer eine für den Menschen zumindest positiv eingeschätzte Konsequenz boten: beim Ruhelager die Entspannung und die Befreiung von alltäglichen Zwängen, beim Aufbewahrungsort den der Ordnung bei gleichzeitiger Verfügbarkeit der Dinge und beim militärischen Lager den des immerhin möglichen Sieges über den Feind mit einer zumindest vorgestellten Verbesserung der Lage. Die Lager von Hitler hingegen verkehrten diese Bedeutung völlig. Das Arbeits-, Konzentrations- oder Vernichtungslager diente der Aufbewahrung von Menschen, als ob sie Dinge wären, zur gezielten Ausnutzung ihrer Kraft bis zum eingeplanten Tod oder der direkten Ermordung. Diese Lager hatten nichts freiwilliges mehr, sondern waren ein Ort des Zwangs und der Passivität. Der sogenannte Häftling<sup>1432</sup> schlug sich sein Lager nicht selbst auf, sondern wurde ins Lager transportiert und bereits dieser Transport war etwas, das ihm widerfuhr. Das Lager der Nationalsozialisten war „zu einem Organisationszustand der Menschheit geworden“<sup>1433</sup>. Auch wenn ein solches Lager noch an ähnlichen Orten lag wie das frühere Lager der Entspannung, so diente es doch einem völlig anderen Zweck, der Verschleierung. „Das Lager liegt vielleicht immer noch am Waldrand und in der Nähe von Wasser. Ihm fehlt nur das Entscheidende: der Übergang in die freie Natur. Der Stacheldraht ist sein Zeichen [...].“<sup>1434</sup> Auch hier wurde also ein neutrales oder positives Wort für die Bezeichnung eines sehr schlechten Ortes gewählt und damit in seiner Bedeutung verkehrt.

Selbst das Wort „Mensch“ diente den Nationalsozialisten dazu, einen Graben zwischen sich und anderen zu ziehen:

„Von englischen, luxemburgischen, amerikanischen oder gar chinesischen Menschen hat noch niemand etwas vernommen – allenfalls freilich von ‚jüdischen Menschen‘, das ist eine Ausnahme –, und so drängt sich der Schluß auf, daß bei den ‚deutschen Menschen‘ das Besondere nicht bloß in der ‚Deutschheit‘ dieser Menschen, sondern mindestens ebensosehr in der ‚Menschheit‘ dieser Deutschen zu erblicken sei.“<sup>1435</sup>

Genau dem Gegenteil diente die Erwähnung der „jüdischen Menschen“. So „dient das Wort ‚Menschen‘ in Verkehrung seines einwohnenden Sinnes unabsichtlich der Markierung einer

---

<sup>1431</sup> Ebd., 110, vgl. ebd., 109f.

<sup>1432</sup> Einerseits waren die Eingesperrten in Konzentrationslagern etc. natürlich Häftlinge in dem Sinne, dass sie in Haft und ihrer Freiheit beraubt waren. Andererseits wird mit Häftling normalerweise jemand bezeichnet, der für seine Haft die Verantwortung trägt, da er etwas Verbotenes getan hat. Das ist hier selbstverständlich nicht der Fall. Demnach war aber die Motivation des Einsperrens falsch und nicht die Bezeichnung. Aus Unschuldigen Häftlinge zu machen, das war eine sprachliche Verkehrungs-Leistung, die Tatsache war.

<sup>1433</sup> Sternberger et al. 1986, 112.

<sup>1434</sup> Ebd., 113.

<sup>1435</sup> Ebd., 120.



Ungleichheit<sup>1436</sup>. Dass Sternberger hier von „Unabsichtlichkeit“ spricht, mag den Leser verwundern, denn offensichtlich gehörte diese Unterscheidung doch recht eindeutig zum Ziel der Differenzierung der Menschen zum Zwecke der Rechtfertigung der unterschiedlichen Behandlung derselben. Hier zeigt sich auch, dass die taylorische Differenzierung von konstitutiver versus beschreibender Sprache nicht immer sinnvoll ist, denn auch eine Definition kann wertend sein und damit die Welt interpretieren und formen.

Das nächste Wort im *Wörterbuch*, „Menschenbehandlung“<sup>1437</sup>, zeigt jedoch, dass Sternberger die Absichten in der Definition von Menschen erkannte: „Menschenbehandlung“ meint nicht die Behandlung irgendwelcher Wesen durch Menschen, sondern die Behandlung von Menschen durch irgendwelche Wesen.<sup>1438</sup> Sternberger legte dar, dass die Akkusativform „jemanden oder etwas behandeln“ stets eine Richtung von einer Person auf eine andere oder von einer Person auf ein Ding oder Tier anzeigt. Wenn jedoch ein Mensch von „Menschenbehandlung“ spricht, muss er zwangsläufig auch von sich selbst sprechen. Aber warum sollte er sich selbst in der dritten Person nennen? Wer als Mensch zwischen sich und anderen eine Trennlinie zieht, indem er von „Menschenbehandlung“ spricht, der verrät sich selbst als unmoralisches Wesen, denn er eröffnet ein Klassensystem der Menschen.<sup>1439</sup>

„Seht, sie jagen, fangen und verkaufen *Menschen!* – will das heißen – unseresgleichen nämlich, wenn auch anderer Hautfarbe! ‚Sklavenhandel‘ ein trügerisches Wort – es ist nichts anderes als ‚Menschenhandel‘, was sie treiben, und Menschenhandel darf nicht sein. Die Menschenhändler, -jäger, -fänger, -räuber, -schlächter und -verächter ihrerseits, also die ungenannten Subjekte aller dieser ungehörigen Tätigkeiten sind sämtlich von der gleichen Art und Gattung wie ihre Objekte, nämlich Menschen (oder Unmenschen), und ebendieser Umstand ist es, der ihr Tun verwerflich [...] macht.“<sup>1440</sup>

Sternberger stellte hier noch einmal deutlich heraus, was an der „Menschenbehandlung“ so verwerflich ist und wie man dies auch erkennen kann: Menschen behandeln hier nicht irgendwelche Wesen, die keine Menschen sind, sondern ihresgleichen, Menschen behandeln Menschen. Die „Menschenbehandlung“ soll nicht „der *Behandlung*, sondern vielmehr der *Mißhandlung* von

---

<sup>1436</sup> Ebd., 122.

<sup>1437</sup> Ebd., 126ff.

<sup>1438</sup> Ebd., 126; die Sicht der Nazis hätte wohl so ausgesehen, dass Menschen irgendwelche Wesen behandeln können, wie sie wollen – aus dieser Sicht entstand ja die Willkür, Sternberger formulierte hier nicht ganz überzeugend, seine Argumentation zeigt aber die dahinterstehende Problematik.

<sup>1439</sup> Vgl. ebd., 126f.

<sup>1440</sup> Ebd., 127f.

Menschen durch Menschen<sup>1441</sup> dienen, dies gilt es zu erkennen, „der Mensch darf nicht Objekt sein“<sup>1442</sup>. Die Nationalsozialisten sahen dies nach Sternberger anders:

„Nichts davon hier. Im Gegenteil: man könne, man solle und man müsse Menschen behandeln, nämlich richtig, und zwar richtig zu erwünschtem Zweck – das ist hier die Meinung, die Bedeutung und der Klang. Die Objektstellung des Menschen wird schlicht und roh und ohne allen Witz bejaht und gerechtfertigt.“<sup>1443</sup>

Das wird noch deutlicher, wenn man, so Sternberger, die „Behandlung“ bei Grimm<sup>1444</sup> nachschlägt. Sternberger nannte als erstes dort aufzufindendes Beispiel: „Den Teig behandeln, bearbeiten, verarbeiten“<sup>1445</sup>. Und er fügte zurecht hinzu: „Da sieht man die Hände ihr Werk verrichten, wie sie drücken und kneten, sich hin und wider bewegen.“<sup>1446</sup> Der Teig ist nur ein Klumpen, den die Hände so knuffen, ziehen, werfen, auch wegwerfen, können, wie sie wollen. Obwohl die „Menschenbehandlung“ zunächst vielleicht nach *jemanden menschlich behandeln*, also so, wie er es verdient hat, klingt, möchte sie genau das Gegenteil.

„Wer Menschen behandeln will, Menschen schlechthin, wer sich in der Menschenbehandlung üben will, der setzt sich selber über die Menschen. Keine Gleichheits-Camouflage kann verdecken, daß hier – in dem bloßen Worte – ein Über- oder Obermensch postuliert wird, der sich Untermenschen untertänig macht.“<sup>1447</sup>

Das Beispiel, das Sternberger hierzu anführen konnte, ist passend. Es ist die Überschrift eines Textes von Himmler, der „Die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten“<sup>1448</sup> heißt. Dass diese Behandlung rein gar nichts mit Menschlichkeit zu tun hatte, ist naheliegend. Vor allem, wenn man noch einen, den entscheidenden, Schritt weitergeht, so Sternberger: „Zur äußersten Konsequenz kam die Menschenbehandlung, wenn gewisse Klassen von gefangenen Menschen ‚einer Sonderbehandlung zugeführt‘ wurden: das war ein verhehlender Euphemismus für Massenmord.“<sup>1449</sup> Diese Definition der „Sonderbehandlung“ mag heute überflüssig erscheinen, aber dass sie 1957 noch gegeben werden musste, zeigt die damalige Relevanz und ist für heutige Generationen vielleicht *wieder* neu. Jedenfalls ist die Stoßrichtung und das Ziel von „Menschen-“ und „Sonderbehandlung“ dieselbe: die Entmenschlichung, Unterjochung, Demütigung,

---

<sup>1441</sup> Ebd., 129.

<sup>1442</sup> Ebd.

<sup>1443</sup> Ebd., 130.

<sup>1444</sup> Vgl. ebd., 127ff., Sternberger meinte das Grimm'sche Wörterbuch.

<sup>1445</sup> Grimm zit. nach Sternberger et al. 1986, 131, vgl. ebd.

<sup>1446</sup> Sternberger et al. 1986, 131.

<sup>1447</sup> Ebd., 133f.

<sup>1448</sup> Himmler zit. nach Sternberger et al. 1986, 135, vgl. ebd.

<sup>1449</sup> Sternberger et al. 1986, 135.

Versklavung und schließlich Ermordung von Menschen. Dass die Worte zunächst freundlich anmuten, kann dem genauen Blick, dem aufmerksamen Hörer und Leser die Tatsachen nicht beschönigen. Hier gilt Victor Klemperers Diktum „Die Sprache bringt es an den Tag“<sup>1450</sup>. Sternberger zog folgenden Schluss: „Dem Menschen ziemt es nicht, den Menschen zu behandeln. Ihm ziemt es aber, mit seinesgleichen umzugehen. Menschenbehandlung ist eo ipso so viel wie Menschenmißhandlung. Die rechte Menschenbehandlung ist aber der Umgang mit Menschen.“<sup>1451</sup> Wieder war Sternberger bestrebt zu zeigen, dass Moral und Sprache, Denken und Sprechen voneinander abhängen und dass wie wir sprechen daher nicht gleichgültig sein kann. Denn der Mensch lebt mit den Dingen und Menschen so, wie die Sprache sie ihm zuführt.<sup>1452</sup> Allerdings ist dieses Wort ein prägnantes Beispiel dafür, dass Wörter ihre Bedeutung im Kontext erhalten und heute, trotz der historischen Fallhöhe, als ganz unverfängliches Wort verwendet werden können: wer sich beim Arzt behandeln lässt, hat nichts Unmenschliches zu befürchten.

Das Wort „tragbar“ hat im *Wörterbuch des Unmenschen* die interessante Eigenschaft, als Dopplung aufzutreten, nach „tragbar“ kommt „untragbar“<sup>1453</sup>. Zunächst zur eigentlichen Bedeutung: Sternberger erläuterte, dass „tragbar“ eine Dopplung ähnlich einem unverheirateten Junggesellen oder einem weißen Schimmel darstellt. „-bar“ bedeutet „tragend“, nachvollziehbar am Beispiel der Fruchtbarkeit.<sup>1454</sup> Ist ein Feld fruchtbar, dann trägt es Früchte. Genau genommen kann jedoch auch ein fruchtbares Feld einmal keine oder keine gute Ernte einbringen. Fruchtbarkeit drückt also, ebenso wie Tragbarkeit, eine Möglichkeit, keine Wahrheit aus. Grundsätzlich ist ein Koffer tragbar, da nicht fest arretiert, aber dennoch können manche Leute ihn nicht anheben, da er zu schwer für sie ist. Menschen sind zwar nicht an einem Ort festgemacht, also durchaus beweglich, aber auch nicht sinnvoll tragbar zu nennen, da sie sich selbständig fortbewegen. Der Autor bemerkte jedoch, dass die Bezeichnung eines Menschen als „tragbar“ sich immer häufiger auf das Innere des Menschen bezog. Auf seine Moral, seine Meinung zu etwas, auf seine (Un-)Tadeligkeit wurde hiermit verwiesen.<sup>1455</sup> Das richtigere Wort für diese Einschätzung müsste jedoch „ertragbar“<sup>1456</sup> sein, da ein Mensch im Normalfall den anderen nicht trägt und dies auch gar nicht könnte, sondern lediglich seine Art, seinen ganzen Charakter ertragen kann. Für diese Fähigkeit gibt es jedoch bereits das Wort „erträglich“<sup>1457</sup>, eine Neubildung war und ist also nicht erforderlich. Entweder ist jemand psychisch erträglich, oder unerträglich, oder etwas ist physisch tragbar.

---

<sup>1450</sup> Klemperer 1999, Band V, 31.3.42, 58.

<sup>1451</sup> Sternberger et al. 1986, 136.

<sup>1452</sup> Vgl. Humboldt 1907, VII: 60.

<sup>1453</sup> Sternberger et al. 1986, 187ff. und 190ff.

<sup>1454</sup> Vgl. ebd., 187.

<sup>1455</sup> Vgl. ebd., 188.

<sup>1456</sup> Vgl. ebd.

<sup>1457</sup> Ebd.

„So urteilt der Grammatiker und spricht von falschem Gebrauch, was ‚tragbar‘ als wertsetzende Aussage angeht. Denn er glaubt an den Logos und seine Ordnung, an die Allgemeinverbindlichkeit der Grammatik, die mit der Allgemeinverbindlichkeit der Wahrheit zusammenhängt. Der Grammatiker setzt als Sprecher Menschen voraus, und zwar einzelne, bestimmte, denkende [...]“<sup>1458</sup>

Diese Aussage scheint programmatisch für das gesamte *Wörterbuch* zu sein. Da Sternberger und seine Mitstreiter erlebt haben, wie Sprache das Denken beeinflusst, war ihnen die Bedeutung jeglicher Sprachverwendung, auch die der Grammatik, bewusst. Wenn man von einem Menschen den Satz „XY ist unerträglich“<sup>1459</sup> hört, weiß man, dass die Person, die diesen Satz äußert, XY aus diesen oder jenen Gründen sehr unangenehm findet und nicht gerne Zeit mit ihm verbringt. Diese Abneigung ist eine starke, etwas an dieser Person missfällt der anderen gründlich. Diese Einschätzung kann jedoch a) vorübergehend sein (wenn beispielsweise in einem Streit geäußert), b) sich wandeln, da Personen sich verändern und so entweder die als unerträglich empfundene Person oder die dieses Gefühl hegende Person sich in ihrem Verhalten oder ihrer Einschätzung verwandeln kann und c) eine Meinung unter vielen anderen sein, die zwar an sich interessant oder verständlich sein kann, jedoch nicht maßgeblich für die Beurteilung eines Individuums ist.<sup>1460</sup> Sätze wie „Wilhelm Müller ist fernerhin untragbar“<sup>1461</sup> formulieren jedoch ein Werturteil für die Zukunft und zwar nicht eines bestimmten Menschen für ein konkretes Gegenüber, sondern von einer Institution, einer Organisation für einen Menschen, der fortan nicht mehr mit dem Schutz und der Unterstützung dieser ihn aburteilenden Organisation rechnen darf. Auch wenn diese Aussage nach dem Autor zunächst mitleidig, traurig über diese eigene, aber unumgängliche Einsicht scheinen mag, so ist sie doch nichts weniger als freundlich, sie ist unumkehrbar und anscheinend für immer bindend.<sup>1462</sup>

„Auf den Müller also werden Verantwortung und Schuld für eine Maßnahme der Organisation abgeladen: er sei nicht tragbar, sagt man, aber verschwiegen wird, daß es die Organisation ist, die ihn ausschließt. Hinter der Verschleierung der Sprache, nämlich hinter einer verfehlten Neubildung, steckt also der Instinkt eines Klüngels, eine eigene Maßnahme und den Sinn dieser Maßnahme zu verschleiern. [...] Die Möglichkeit, daß jener Klüngel auch einmal positiv entscheiden könne, – diese Möglichkeit besteht gar nicht.“<sup>1463</sup>

---

<sup>1458</sup> Ebd., 188f.

<sup>1459</sup> Vgl. ebd., 190, dort wurde „Karl“ verwendet.

<sup>1460</sup> Vgl. ebd.

<sup>1461</sup> Ebd.

<sup>1462</sup> Vgl. ebd., 190f.

<sup>1463</sup> Ebd., 191.

Der ursprüngliche Spielraum des Wortes „unerträglich“ ist also bei „untragbar“ nicht mehr zu finden. Ebenso neu ist die Richtung der Beschreibung. Richtete sich „unerträglich“ noch auf die Vergangenheit und/oder die Gegenwart, so richtet sich „untragbar“ maßgeblich auf die Zukunft.<sup>1464</sup> Neu ist auch die Reichweite dieser Beurteilung: war ein Mensch einmal untragbar, kann er schwerlich wieder tragbar werden.

„Untragbar‘ im Wörterbuch der Organisationen ist ein Negativum, zu dem es das positive Gegenstück nicht gibt. Dieser Sachverhalt zeugt kräftig gegen die Rechtllichkeit und Rechtmäßigkeit der Tragbarkeitsurteile. Die Untragbarkeits-Erklärung hat totale Reichweite. Was es mit der Person Müller, mit seinem Charakter, mit seinem Verhalten auf sich hat, interessiert die Organisation nicht [...].“<sup>1465</sup>

Wenn jedoch innerhalb einer Organisation, die totale Macht hat, ein Urteil mit totaler Reichweite gegen eine Person oder eine Personengruppe gefällt wird, hat diese Gruppe dann noch ein gesellschaftliches Leben? Darf ein „untragbarer“ Mensch überhaupt noch leben? Die Verbindung des Wortes „untragbar“ zur Diskriminierungs- und späterer Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten gegenüber den Juden scheint frappierend zu sein. Was das Wort „untragbar“ im Jargon der Nationalsozialisten tatsächlich bedeutete, war „entbehrlich“. Wer aber entbehrlich ist, der entbehrt auch des Schutzes. „Wo mit ‚untragbar‘ hantiert wird, da verbergen sich Terror und Heuchelei hinter der Sprache, hüllen sich in ein depraviertes Wort, und eben die Sprache, die Sprachmaskerade, ist es, welche die Heuchler und Tyrannen anzeigt.“<sup>1466</sup>

Diese Beispiele aus dem *Wörterbuch des Unmenschen* zeigen als Einzelfälle schon eindrucksvoll, wie die Autoren die Sprache sahen und was sie vom sie verwendenden Menschen erwarteten: als gedanken- und weltformende Kraft liegt sie uns Menschen auf der Zunge und von Menschen als vernünftigen Wesen darf man verlangen, sie so zu gebrauchen, dass sie Gutes schafft. Gut und Böse spiegeln sich in der Sprache als Gesinnungen des Menschen, die nicht von der Sprache zu trennen sind, wider. Dazu hat Sternberger einen Essay verfasst. In „Gute Sprache und böse Sprache. Zehn Thesen“<sup>1467</sup> vertritt er die Ansicht, dass Mensch und Sprache eine Einheit bilden. „Der Mensch ist das Wesen, das spricht. Stummheit ist ein Gebrechen. Der sprechen kann und der Sprache hat, ist ein Mensch.“<sup>1468</sup> Der Mensch ist für Sternberger, in Bezug auf Aristoteles, das Wesen, das *logos*, also Sprache, hat. Ebenso kann man laut Sternberger „Vernunft“ oder „Geist“<sup>1469</sup>

---

<sup>1464</sup> Vgl. ebd.

<sup>1465</sup> Ebd., 192.

<sup>1466</sup> Ebd., 193.

<sup>1467</sup> Ebenfalls in Sternberger et al. 1986 enthalten, 311-327.

<sup>1468</sup> Ebd., 311.

<sup>1469</sup> Beide Zitate ebd., 311.

übersetzen, was jedoch ineinander spielt, da die Sprache für den Menschen nach Sternberger „sein geistiger Atem“<sup>1470</sup> ist.

„Der Mensch hat nicht die Sprache als solche geschaffen, sie ist ihm vielmehr mitgegeben. Sprache ist seine Fähigkeit, sie birgt und enthüllt seine Möglichkeiten. Er hat sie nicht selber geschaffen, aber er bildet und wirkt in ihr und an ihr, wie auch umgekehrt seine Sprache zugleich den Menschen bildet, in ihm und an ihm wirkt, ihn prägt. [...] Jedes Wort, jeder Satz ist eine Entscheidung. Obgleich der Mensch die Sprache nicht geschaffen hat, hat er doch seine jeweilige Sprache zu verantworten.“<sup>1471</sup>

In diesem Zitat verbergen sich mehrere wichtige Thesen. Erstens: Die Sprache ist eine natürliche Anlage des Menschen. Sie ist sein Alleinstellungsmerkmal und zeigt seine Möglichkeiten. Jedoch nicht nur seine sprachlichen, sondern alle seine Möglichkeiten „birgt und enthüllt“ sie. Je nach dem, was und wie der Mensch spricht, kann er andere Möglichkeiten erkennen und dadurch auch wahrnehmen. Zweitens: Die Sprache enttarnt sogar solche Absichten und Möglichkeiten, die der Sprecher möglichst nicht nach außen tragen will. Das spiegelt sich in Sternbergers Beispielen wider (vgl. Betreuer oder untragbar). Nicht nur der Mensch bestimmt aber die Sprache, sondern auch die Sprache den Menschen. Wenn also unsere Sprache maßgeblich unser Wesen ausdrückt und formt, wir jedoch frei entscheiden können, was und wie wir sprechen, so die entscheidende dritte These, sind wir für jede unserer Äußerungen und Gedanken verantwortlich und müssen diese Verantwortung mündig und verantwortungsbewusst und verantwortungsvoll einsetzen.

Weiter bezieht sich Sternberger auf Karl Jaspers' Buch *Von der Wahrheit*<sup>1472</sup>. Die Sprache, so Sternberger in Bezug auf Jaspers, ist nicht nur eine Fähigkeit von vielen, die der Mensch unter anderen hat, sondern die Schöpfung seines gesamten Wesens, das Werk seines Charakters. „Sprechend ist der ganze Mensch gegenwärtig, und so kann es nicht ausbleiben, daß sich in der Sprache alles Menschliche bezeugt, niederschlägt und ablagert. Das Menschliche, das Allzumenschliche und auch das Unmenschliche.“<sup>1473</sup> Das liegt nach Sternberger daran, dass der Mensch sich nicht von seiner Art, seinem Menschsein, seiner Subjektivität abkoppeln kann. Wäre dies möglich, könnte die Sprache neutral sein, aber dann hätte „die Spur des Menschen sich ganz verloren“<sup>1474</sup>. Der Mensch kann sich nicht von sich trennen, darum bleibt seine Sprache subjektiv und erhellt und enthüllt den anderen seinen Charakter. So ist nicht die Sprache an sich schön, hässlich, gut oder böse. Wohl aber lässt sich in ihr nach Sternberger der Abdruck der so gearteten

---

<sup>1470</sup> Ebd., 311.

<sup>1471</sup> Ebd., 311f.

<sup>1472</sup> Z.B. Jaspers 1947.

<sup>1473</sup> Sternberger et al. 1986, 312.

<sup>1474</sup> Ebd., 313.

Gedanken des Sprechers erkennen. Dieser Abdruck im Ausdruck wirkt wiederum zurück auf den Sprecher und festigt oder verändert sein Denken. Ein anderer Blickwinkel, ein anders ausgedrückter Sachverhalt kann das entscheidende Zünglein an der Waage für die Beurteilung einer Situation sein. Dessen muss sich der sprechende Mensch bewusst sein. So ist das Zitat „Jedes Wort, jeder Satz ist eine Entscheidung“<sup>1475</sup> zu verstehen. Der Sprecher hat in seiner Sprache darum eine Verantwortung, weil seine Verantwortungslosigkeit schwerwiegende Folgen haben kann. Diese Sicht auf Sprache ist jedoch sehr aktuell. Wenn es um die Rechtfertigung des Binnen-„i“<sup>4</sup> oder einer dritten Ausdrucksvariante zu „männlich“ und „weiblich“ geht, wenn allgemein über die Repräsentation von Minderheiten in der Sprache diskutiert wird, geht es immer darum, dass in der Sprache eine Sicht auf den Menschen transportiert wird, die zur tatsächlichen Benachteiligung führt und eine andere Formulierung diese Diskriminierung aufheben könnte. Auch aktuelle Veröffentlichungen zeigen, dass Sprachkritik eng mit Politik und Moral zusammenhängt, erwähnenswert sind hier *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*<sup>1476</sup> und *Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt*<sup>1477</sup>. In beiden Veröffentlichungen wird wie bei Sternberger betont, dass eine bestimmte diskriminierende Wortwahl bestimmte diskriminierende Gedanken begünstigt, ob bewusst oder unbewusst, und daher moralisch nicht zulässig ist.

An der Kritik von Peter von Polenz, dem damaligen sprachkritischen Widersacher Sternbergers, hat Sternberger auszusetzen, dass sie die Sprache vom Wesen des Menschen abtrennt und eine Wissenschaft anstrebt, die Sprache wertneutral beurteilt. Bereits bei dieser Formulierung wird jedoch klar, dass Kritik und Neutralität einander ausschließen. Sprache ist ein Werk des Menschen, darum kann man, den Menschen ausklammernd, auch nicht mehr von der Sprache reden. Nach Sternberger ist die losgelöste Einstufung der Sprache wie eine Operation an einer Leiche.<sup>1478</sup> Damit ist Sternberger nicht einverstanden:

„Sprache ist im Sprechen. Im Sprechen sind aber zu jeder Zeit und in allen Bereichen unvermeidlich Normen oder Maßstäbe beteiligt, ob die sprechenden Einzelnen und die Sprachgesellschaften solche Normen ausdrücklich kenntlich machen oder nicht. Unvermeidlich ist dies aus keinem andern Grunde als dem, daß der ganze Mensch in der Sprache gegenwärtig ist, – der ganze und nicht bloß der halbe. [...] Weil aber die Sprache jeweils ein ‚Werk‘ des ganzen Menschen ist, sind solche Maßstäbe der Sprache keineswegs

---

<sup>1475</sup> Ebd., 312.

<sup>1476</sup> Stefanowitsch 2018.

<sup>1477</sup> Steinke 2020.

<sup>1478</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, 314.

äußerlich, sondern wohnen ihr vielmehr inne, sind ihr gleichsam eingewachsen. Die Sprache lebt mit ihren Normen, und die Normen leben mit der Sprache.“<sup>1479</sup>

Sternberger beanspruchte für sich das Ziel, die Menschlichkeit in der Sprache und damit in der Welt zu vergrößern. Wenn dabei wissenschaftliche Genre-Grenzen überschritten oder erweitert wurden, störte das Sternberger nicht.<sup>1480</sup> Wichtig blieb für Sternberger bei jeglichen Ansprüchen an eine wissenschaftliche Vorgehensweise, dass „Wertneutralität“ bei der Sprachkritik keinen Wert haben darf. Sie war für ihn letztlich gleichbedeutend mit „Normenverachtung“<sup>1481</sup>. Sternberger bezog sich an dieser Stelle auf die Philologie, nicht auf alle Wissenschaften.<sup>1482</sup> Diese Position ist mit Blick auf Sternbergers Biographie verständlich: Wenn die Sprach-Wissenschaft sich von jeglichen Ansprüchen, gesellschaftlichen, moralischen und vernünftigen, befreit, dann ist das Unmoralische nicht mehr falsch, sondern wertfrei, oder eben normenverachtend. Diese Wertfreiheit in der Sprache und ihrer Beurteilung kann aber drastische Folgen haben.

Vom Sprachwissenschaftler Peter von Polenz wurde Sternberger immer wieder seine Parteilichkeit vorgeworfen.<sup>1483</sup> Der Philologe Karl Korn, der ebenso wie Sternberger umständliche Sprache für schlechtere Sprache hielt, kritisierte in seinem Buch *Sprache in der verwalteten Welt*<sup>1484</sup> jedoch ebenfalls unmenschliche Sprache, die unmenschlich wird dadurch, dass sie zu abstrakt ist.<sup>1485</sup> „Zur Entscheidung bringen“, so aber von Polenz in „Funktionsverben im heutigen Deutsch“, „ist nicht dasselbe wie *entscheiden*, sondern bedeutet ‚einer Entscheidung zuführen, eine Entscheidung herbeiführen‘ oder ‚eine Entscheidung vorbereiten und treffen‘.“<sup>1486</sup> Der heutige Duden zumindest behauptet das Gegenteil: „eine Entscheidung treffen“ und „zu einer Entscheidung gelangen/kommen“<sup>1487</sup> werden dort als Synonyme für „entscheiden“ angegeben. Von Polenz’ Definition „[d]urch die Verbindung des punktuellen Grundverbuns *entscheiden* mit einem Erstreckungsverbum wird der an sich momentane Vorgang des Entscheidens zeitlich zerdehnt“<sup>1488</sup> wirkt auch nicht überzeugend, denn wer würde „entscheiden“ schon lediglich als den Moment definieren, in dem eine Entscheidung wirklich gefällt wird? Auch das „sich entscheiden“ beschreibt einen zeitlich ausgedehnten Vorgang. Die Verwendung der Nominativ-Konstruktion lässt sich also

---

<sup>1479</sup> Ebd., 315.

<sup>1480</sup> Vgl. ebd., 319.

<sup>1481</sup> Ebd., 320.

<sup>1482</sup> Vgl. ebd., 319f.

<sup>1483</sup> Vgl. in Sternberger et al. 1986 „Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt“ (246-268) und „Sprachkritik und Sprachwissenschaft“ (289-310).

<sup>1484</sup> Korn 1959.

<sup>1485</sup> Vgl. Korn 1959, 182, er nennt hier das Bsp. von der „Endlösung“. „Die Worte sind so schematisch wie die Akten, in denen der gewaltsame Tod von Millionen sich in Vollzugsmeldungen und Ziffern niederschlägt.“

<sup>1486</sup> Von Polenz zit. nach Sternberger et al. 1986, 252.

<sup>1487</sup> <https://www.duden.de/synonyme/entscheiden>; abgerufen am 04.12.2021, 14.11 Uhr.

<sup>1488</sup> Von Polenz zit. nach Sternberger et al. 1986, 252.



zumindest über den semantischen Weg nicht begründen. Oder, wie Sternberger es formulieren würde:

„Eine ‚normale‘ Entscheidung, die gar nichts anderes wäre als dieser Punkt oder Moment des Entscheidens, gibt es allenfalls bei einem verrückten Willkürherrscher, und da wäre sie nicht normal. Jeder normalen Entscheidung, ob unter demokratischen oder ganz anderen Verfassungsverhältnissen oder auch im Privatleben, sofern sie eine verantwortliche Entscheidung ist, geht eine Erwägung und gegebenen Falles eine Beratung voraus. Sie ist also insoweit immer zeitlich ausgedehnt.“<sup>1489</sup>

Wenn unterschiedliche Formulierungen jeweils nur dazu da wären, dasselbe auszudrücken, wo bleibt dann, so muss man sich fragen, Raum für gute und schlechte Sprache, Raum für eine Wissenschaft, die beispielsweise die Sprache der Nationalsozialisten nicht nur neutral zur Kenntnis nimmt, sondern diese auch kritisiert und verändert. Hier erwähnte Sternberger auch die *LTI* von Klemperer, ohne dass er den Namen Klemperers an dieser Stelle nannte,<sup>1490</sup> und Carl von Ossietzky, der meinte, die Nationalsozialisten müssten Deutsch lernen.<sup>1491</sup> Dabei ist ja gerade die

„Pointe, daß sie, die Nazis, lernten sie wirklich Deutsch, nämlich korrektes, gutes Deutsch, in demselben Augenblick aufhörten, das zu sein, was sie waren. Es wäre das Ende des Nationalsozialismus und das Ende der Diktatur [...] und nur aus diesem Grunde ist die sprachkritische Untersuchung ja überhaupt ergiebig und interessant: weil sie mit dem Ausdruck das Wesen aufdeckt und bloßstellt.“<sup>1492</sup>

Das ist der Kern der sternbergerschen Sprachkritik: wenn die Nazis anders gesprochen hätten, wären sie danach keine Nazis mehr gewesen. Dies ist eine These, die Taylor, unabhängig vom Nationalsozialismus-Bezug, ebenfalls stützen würde: wer ganz anders spricht als zuvor, verändert damit eben nicht nur seinen Ausdruck, sondern sich selbst. Sternberger beschrieb diesen Wandel folgendermaßen:

„Die Sprache ist nicht nur das Arsenal der Mittel, die Welt zu bezeichnen, als ob ihr diese Welt ganz und gar vorgegeben wäre, und als ob es beim Reden nur darauf ankäme, die passenden Wörter und Wendungen aus dem großen Vorrat auszuwählen; Sprache ist auch nicht bloß der ‚Ausdruck‘ dessen, was ohnehin gälte, auch wenn es sich nicht ausdrückte [...] Sprache ist immer ‚angemessen‘ in einem präzisen Sinne: Sie sitzt dem Leibe (oder Geiste) des menschlichen Weltverständnisses so eng an, daß jede neue Wendung im

---

<sup>1489</sup> Sternberger et al. 1986, 284.

<sup>1490</sup> Vgl. ebd., 284f.

<sup>1491</sup> Vgl. ebd., 285.

<sup>1492</sup> Ebd.

sozialen Verhältnis auch eine – vielleicht zunächst unmerkliche – Veränderung im Sprachgebrauch mit sich führt, und daß umgekehrt jede neue Wendung im Sprachgebrauch eine Veränderung in dem betreffenden gesellschaftlichen Verhältnis anzeigt, ja zu bewirken beiträgt. Sprache ist nicht bloßer Zeigestock, nicht bloßes Ausdruckskleid oder Ausdruckshaut, sondern auch Prägestempel, ja sogar Wünschelrute, eine bestimmende und eine entdeckende Macht von eigener Kraft. Es gibt keine vorsprachliche Menschenwelt. ‚Sprechen und Denken sind eins‘, schrieb Karl Kraus – und bis dahin findet sich sein Ausspruch und seine Gesinnung durchaus in Übereinstimmung mit Wilhelm von Humboldt, der von den Völkern gesagt hat: ‚Ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache – man kann sich beide nie identisch genug denken!‘<sup>1493</sup>

Ohne diese Einschätzung der Lage hätten weder die Nationalsozialisten so sehr die Sprache zu ihren Gunsten verändert noch Kracauer, Klemperer oder Sternberger darauf insistiert, die Sprache zu verändern. Interessant ist, dass Sternberger Humboldts Sicht auf die Sprache dabei als zu positiv beurteilt, denn Humboldt hätte nicht „diese Nachtseite seines eigenen Satzes von der Identität überhaupt ins Auge [...] fassen können“<sup>1494</sup> und zwar weil er „von der Sprache insgesamt und vom menschlichen Geiste insgesamt zu edel gedacht hat“<sup>1495</sup>. Sternberger geht es zwar um die gute Sprache, als Ziel, dafür muss er aber die schlechte Sprache und ihre Mechanismen kennen. Wer den Menschen eine Richtschnur für moralische Verhaltensweisen an die Hand geben will, der muss ja ebenso das kennen, was er für falsch hält. Sonst ist weder eine Abgrenzung noch eine sinnvolle Abkehr denkbar. „Darum muß der Sprachkritiker ein Philologe und ein Moralist zugleich sein.“<sup>1496</sup>

„In letzter Instanz nach Maßstäben des Guten und Bösen, insbesondere des Menschlichen und des Unmenschlichen. Und meine Behauptung, nein: meine Überzeugung ist, daß diese Maßstäbe der Sprache nicht fremd und äußerlich, sondern ganz und gar angemessen und eingewachsen sind – eben deswegen, weil die Menschlichkeit der Sprache ihr letztes und schärfstes Wesensmerkmal bildet, und weil man sich Geist und Sprache ‚nie identisch genug denken kann‘ – im Guten wie im Bösen.“<sup>1497</sup>

Es ging Sternberger darum, seine empirische Beobachtung, die er theoretisch mit Humboldt begründen konnte, und die aus einer Kombination aus humanistischer Bildung und eigenen

---

<sup>1493</sup> Ebd., 285f.; vgl. Humboldt 1907, VII: 42 (im Original klein beginnend, ohne Komma vor dem „und“, ohne zweites „ist“, durch ein Komma, nicht durch einen Gedankenstrich getrennt und am Ende nur mit einem schlichten Punkt).

<sup>1494</sup> Sternberger et al. 1986, 286.

<sup>1495</sup> Ebd. Ob dies das Motiv der taylorischen Auslassung dieses Aspekts der Sprache ist, ist schwer zu beantworten (vgl. Kap. 3.2), den Fehler jedenfalls kann man ihm ebenso vorwerfen, vor allem, da er, im Gegensatz zu Humboldt, lange nach dem Nationalsozialismus gelebt hat.

<sup>1496</sup> Sternberger et al. 1986, 286.

<sup>1497</sup> Ebd., 287.

Erfahrungen zu seiner moralischen Überzeugung wurde, zu verbreiten. Wer sich bloß mit den „ausgetrockneten Formen“<sup>1498</sup> der Sprache beschäftigt, kann nichts verändern. Wer jedoch nichts verändern will, der ist desengagiert und lässt den Dingen einfach ihren Lauf. Dass dieses Verhalten aber verwerflich ist, darüber scheint Taylor ähnlich zu denken wie Sternberger.<sup>1499</sup>

Für solche Menschen galt nach Sternberger: „Wer aber mitredete, lief mit. Wer mit den Wölfen heult, wird Wolf.“<sup>1500</sup> „Immer stehen mit der Sprache die Verhältnisse zur Verhandlung.“<sup>1501</sup>

Sternberger war sich sicher, dass Sprache und Lebenswelt ein und dasselbe sind. Nach Taylor (implizit seiner Theorie zufolge, nicht ausdrücklich, Taylor kennt Sternberger wohl nicht) gehörte er deshalb eindeutig zu den Konstitutionstheoretikern, wie es ja sein fortwährender Bezug auf Wilhelm von Humboldt zeigte: die Sprache ist nicht nur der Rahmen, der das bereits fertige Gemälde an der Wand befestigt. Sprache ist nicht bloß kommunikative Informationsweitergabe. Vielmehr gebe es ohne die Sprache nicht mal das Bild, weil, nach Taylor argumentiert, die Sprache uns erst den Weg in die Kultur weist. Die Sprache ist aber nicht nur die Entstehungsbedingung des Bildes, sondern auch der Pinsel und die Farben, die es gestalten. Sternberger meinte:

„Vielmehr ist jeder Sprecher unvermeidlich auch ein Bildner. Er bildet oder verbildet Sachen, Menschen und gesellschaftliche Verhältnisse. Der Sprecher ist darum nicht selber und im ganzen entweder gut oder böse. Aber gute Sprache wirkt zum Guten, böse Sprache zum Bösen. Der Mensch ist das Wesen, das spricht. Mit der Sprache ist ihm die Freiheit geworden, seine Worte zu wählen.“<sup>1502</sup>

Freiheit geht aber immer einher mit Verantwortung. „Indem wir reden, sprechen wir nicht nur aus, was ohnehin ist, sondern verändern wir die Welt.“<sup>1503</sup> Das ist Sternbergers Anliegen in seinem Wörterbuch. Sternberger leistete jedoch bereits während der Naziherrschaft schreibend Widerstand. Auf die Sprachbeispiele aus dieser Zeit soll nun noch kurz eingegangen werden, da sie zeigen, wie Sternberger im Angesicht der Diktatur sprachlich agierte.

Um die Mächtigen des NS kritisieren zu können, ohne sich selbst allzu großer Gefahr auszusetzen, ging Sternberger während seiner Zeit bei der *Frankfurter Zeitung*, mitten im Krieg, den Weg der Sprachkritik über Gleichnisse. Dazu wählte er die Fabel. Dabei ist besonders die vom Wolf und

---

<sup>1498</sup> Ebd., 287.

<sup>1499</sup> Vgl. Taylor 1994, 99ff. Taylor bezieht sich nicht auf Sternberger, die Überzeugungen sind unabhängig voneinander ähnlich, genau wie Sternberger kritisiert Taylor aber eine individualistische, von Werten abgekoppelte Einstellung zum eigenen Selbst, an dieser Stelle unabhängig von der Sprache.

<sup>1500</sup> Sternberger et al. 1986, 325.

<sup>1501</sup> Ebd., 326.

<sup>1502</sup> Ebd., 327.

<sup>1503</sup> Ebd.

dem ihm körperlich unterlegenen Lamm von besonderer Bedeutung. Eine Erzählung der äsopischen Fabel nebst einer Deutung von Sternberger erschien 1941, zu Weihnachten.<sup>1504</sup> Gleich zu Beginn erklärte er, dass „Fabel“ „Sprache“<sup>1505</sup> bedeute. Und damit wurde Sternbergers scheinbares Nischenthema allgemein und brisant.

Zunächst einmal gab Sternberger die Fabel wieder, sein Wortlaut schaffte den Vergleich und Übergang zu der damals aktuellen Zeit, die er kritisieren wollte:

„Der Wolf und das Lamm. Der Wolf und das Lamm tranken aus demselben Bach, der Wolf oben, das Lamm weiter unten. Der Wolf fuhr aber das Lamm an, warum es ihm das Wasser trübe. Das Lamm gab zur Antwort: Wie kann ich dir [denn] das Wasser trüben, da du doch oben trinkst! Allenfalls könntest du mir das Wasser trüben. Was, du fluchst mir auch noch? sagte der Wolf, worauf das Lamm ihm versicherte, daß es ihm durchaus nicht fluche. So, gab der Wolf zurück, du hast es im vorigen Jahr[e] ja auch getan. Aber da war ich ja noch [gar] nicht geboren, sagte das Lamm wahrheitsgemäß. Dann war's dein Bruder. – Ich habe gar keinen Bruder. – Dann war's irgendein anderer von deiner Verwandtschaft, ihr alle und eure Hunde und eure Schäfer plagt mich ja zu jeder Zeit, und ich muß euch bestrafen. Sprach's, zerriß das Lamm und fraß es auf.“<sup>1506</sup>

Bereits bei der Erstveröffentlichung wurden diese Fabel und Sternbergers deutende Worte dazu von beiden Seiten richtig aufgefasst. Ein Wiederabdruck in der *FAZ* vom 13.06.1987 bezeichnete sie als „Satire“<sup>1507</sup>, aber das wird der Brisanz und der Dringlichkeit Sternbergers Anliegen wohl nicht gerecht. Der nächste Satz der *FAZ* von 1987 zeigte selbst, warum: „Die Herren in Frankfurt wittern wohl Morgenluft“, sagte Dr. Goebbels zu einem Vertreter der Redaktion.<sup>1508</sup> Wer sich mit Goebels und damit dem Parteiapparat der NSDAP anlegte, betrieb mehr als Satire, nämlich politischen Widerstand, denn das, was er im schlimmsten Fall zu erwarten hatte, waren nicht böse Leserbriefe, sondern Verhaftung und Gefängnis, möglicherweise Konzentrationslager. Die Freunde von Sternbergers Ansichten, die es offenbar auch noch gab, drückten ihre Meinung zum Teil auch aus: „Ich danke Ihnen für Ihr Weihnachtsgeschenk“ oder „Es tut so gut, wenn jemand

---

<sup>1504</sup> Vgl. Sternberger 1990a, 7-21, vgl. auch den Artikel *Ein literarhistorischer Essay – und eine politische Satire*. „Figuren der Fabel“ von Dolf Sternberger, erschienen 1941 in der „Frankfurter Zeitung“, *FAZ* 13.6.1987, Nr. 135 (Sternberger 1987).

<sup>1505</sup> Beide Zitate Sternberger 1990a, 7, Sternberger 1987.

<sup>1506</sup> Sternberger 1990a, 8f., oder Sternberger 1987, die eckigen Klammern kennzeichnen Unterschiede in den beiden Abdrucken, was in Klammern steht, fehlt bei Sternberger 1987.

<sup>1507</sup> S. den Titel des Zeitungsartikels, Sternberger 1987.

<sup>1508</sup> Goebbels zit. nach der Einleitung zum Artikel von der *FAZ* 1987, vgl. Sternberger 1987, geäußert wurde der Satz selbstverständlich beim erstmaligen Erscheinen.

in der Zeit schreibt, ohne über die Zeit zu schreiben und zu lügen.“<sup>1509</sup> Für den aufmerksamen Leser war Sternbergers Fabel-Auswahl und Deutung derselben also dechiffrierbar.

Sternberger bezog sich geschickt auf die äsopische Auslegung, also nicht direkt auf seine eigene Sicht der Dinge. Mit der von Sternberger angeführten Interpretation dieser Fabel, die nach ihm im 14. Jahrhundert Äsop zugeordnet wurde, dass wer Unrecht begehen will und dies nicht verhohlen tun kann, es eben notfalls auch unverhohlen tut, ist Sternberger jedoch nicht einverstanden.<sup>1510</sup> Egal wie oberflächlich oder schlecht die Argumente des Wolfs auch sein mögen – er führt doch ständig welche an. Selbst im letzten Augenblick, als er das Schaf frisst, benennt er dies vor der Durchführung<sup>1511</sup> seines Plans noch schnell als „Strafe“. Unverhohlen agiert er zu keiner Zeit, zumindest nicht Sternbergers Meinung nach. Die Auslegung Heinrich Steinhöwels, ein Herausgeber einer deutschen und lateinischen Ausgabe der Fabeln im 15. Jahrhundert, entfaltet die Deutung, „daz by bösen und untrüwen anklegern vernunft und wahrhait kain statt finden mag“<sup>1512</sup>. Diese Deutung fand Sternberger deutlich überzeugender:

„Nicht daß er schließlich unverhohlen sündigt, weil er es um jeden Preis tun will, nicht dies kennzeichnet das Wesen oder Unwesen des Wolfes, sondern daß er Vernunft und Wahrheit mit Füßen tritt, Anklagen und Rechtsgründe ad hoc produziert, wie sie ihm gerade zupaß kommen, und daß kein Beweis, wie offenkundig er auch sei, dagegen etwas ausrichtet.“<sup>1513</sup>

Die Unverhohlenheit könnte man angreifen – die Verschleierung, der Deckmantel der Wahrheit wirkt viel effizienter. Die Bedeutung, die Martin Luther in seiner Interpretation nach Sternberger herauslas, brachte es auf die entscheidende Formel: „Denn Gewalt gehet für Recht.“<sup>1514</sup> Unverhohlenheit ist gar nicht das, worum es geht, sie ist gar nicht nötig. Wenn Gewalt immer Recht hat, ist das zwar unverfroren, aber nicht zwangsläufig unverhohlen.

„Die Gewalt tritt ja dort gerade nicht in ihrer zwar schauerhaften, aber immerhin offenkundigen Nacktheit hervor, sondern – sie ist ja gekleidet in den Mantel des Rechts, sie erhebt ja gerade den Anspruch, nicht die Gewalt, sondern das Recht zu sein. Als ob sie wüßte, daß sie allein und ohne solchen Schein nicht bestehen könnte; in all seiner Verderbtheit macht dieser Fabelwolf noch eine Reverenz vor dem Recht, indem er es

---

<sup>1509</sup> Beide Zitate aus Zuschriften stammen aus dem Einleitungstext zu dem Artikel von 1987 in der *FAZ*, das letzte war von Viktor von Weizsäcker (Brief vom 25.1.1942), vgl. Sternberger 1987, sie wurden ebenfalls zur Ersterscheinung geäußert.

<sup>1510</sup> Vgl. Sternberger 1990a, 9f.

<sup>1511</sup> Diese Art des Planens, wo im Voraus schon das Ergebnis – nämlich die Tötung des Lammes – klar ist, ist eine Durchführung ganz im sternbergerschen Sinne, vgl. Sternberger et al. 1986, 45ff.

<sup>1512</sup> Steinhöwel zit. nach Sternberger 1990a, 10, vgl. ebd.

<sup>1513</sup> Sternberger 1990a, 10.

<sup>1514</sup> Luther zit. nach Sternberger 1990a, 11.

mißbraucht. [...] Darum trifft der letzte Satz von Luthers Erklärung diese Seite der Sache besser: Wenn der Wolf will, so hat das Lamm unrecht. Das Lamm wird nicht bloß zerrissen, es hat auch noch unrecht obendrein!<sup>1515</sup>

Wer die Macht auf seiner Seite hat, der kann das Recht für sich beanspruchen, ob seine Argumente nun besser oder schlechter sind. Denn „die Wahrheit im Munde des Machtlosen, wie einfach und klar sie immer sein mag, gilt dem Gewalthaber für nichts als ein Geschwätz“<sup>1516</sup>. Luthers Variante des Schlusses der Fabel Äsops zeigt dies anschaulich: „und wenn du gleich viel ausreden und schwetzen kannst, wil ich dennoch heint nicht ungefressen bleiben“<sup>1517</sup>. Selbst dieses Unrecht, das auf Argumente keinen Wert legt, wird vom Gewalthabenden als Recht ausgelegt, denn es bleibt so, „daß aber auch die Gewalt nicht nackt auftritt, sondern ein Recht in Anspruch nimmt“<sup>1518</sup>. Zu berücksichtigen ist bei der Deutung nach Sternberger, dass der Wolf bei Zurückweisung seines Arguments niemals darauf insistiert, sondern es einfach durch ein anderes auswechselt. „So sehr verachtet er die Sprache. Und wie er langsam näherrückt, immer näher; je windiger seine Gründe werden, desto bedrohlicher wird sein Gebiß.“<sup>1519</sup> Denn wer die Sprache achtet, spricht zuerst, wenn er ein gutes Argument gefunden hat, das er sodann auch gegen Einwände zu verteidigen vermag. Achtung vor der Sprache heißt bei Sternberger gelebte Besonnenheit. Wer jedoch die Sprache von Anfang an nur als Mittel zum Zweck benutzt, dem ist dies gar nicht wichtig und die Wörter wechselt er ganz nach Belieben aus. Dies kann er sich in der Öffentlichkeit jedoch nur dann leisten, wenn er die Glaubwürdigkeit seiner Einwände nicht einer der Sache inhärenten Logik, sondern seiner Macht über die Gewalt verdankt.

Ein paar Seiten vorher findet sich hierzu ein interessanter Ausspruch Sternbergers: „Er [Äsop] soll übrigens im sechsten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben und ein phrygischer Sklave gewesen sein.“<sup>1520</sup> Dieser Satz befindet sich hinter der Anmerkung, dass nicht sicher sei, dass die „Moral“ am Ende der äsopischen Fabel tatsächlich von Äsop stamme, wenn dieser überhaupt jemals gelebt habe.<sup>1521</sup> Diese Bemerkung ist ein Ausweis der in diesem Text enthaltenen Meinung Sternbergers über Macht und Wahrheit. Wer Recht hat, der hat dies auch als Sklave, seine Stellung sagt nichts über die Richtigkeit seiner Worte. Deshalb war es für Sternberger auch völlig irrelevant, ob die Fabel von Äsop stammt oder nicht und ob er ein Sklave war oder nicht. Wer Recht hat, hat dies nicht aufgrund seiner Stellung, sondern aufgrund seiner guten oder schlechten Argumente, guten

---

<sup>1515</sup> Sternberger 1990a, 11f., vgl. ebd., 11, für das von Sternberger erwähnte Luther-Zitat.

<sup>1516</sup> Ebd., 12.

<sup>1517</sup> Luther zit. nach Sternberger 1990a, 12.

<sup>1518</sup> Sternberger 1990a, 13.

<sup>1519</sup> Ebd., 14.

<sup>1520</sup> Ebd., 10, ebenfalls enthalten in Sternberger 1987.

<sup>1521</sup> Vgl. Sternberger 1990a, 10, vgl. ebenfalls Sternberger 1987.

oder schlechten Sprache. Darauf, so scheint man ihn durch den Text sagen zu hören, sollen seine Leser achten, auch wenn das Gebiss des Wolfes immer näher rückt. Sternbergers Ansicht nach ist diese Erkenntnis jedoch nicht unmittelbar hilfreich für den Schwächeren. Sie ist keine Handlungsanleitung. Weder das Verhalten des Wolfes noch die des Lamms ist erstrebenswert oder klug.<sup>1522</sup>

Dass eine Imitation des Verhaltens der Fabeltiere nach Sternberger nicht erstrebenswert ist, zeigen auch andere Fabeln. Vor allem die vermeintliche Klugheit mancher Tiere wie die des Fuchses, die meinen, sie könnten dem Mächtigen (hier dem Löwen) dadurch entkommen, dass sie ihm ein schwächeres Tier ausliefern, bekommt ihnen übel: „der Löwe fraß ihn [den Fuchs] noch vor dem Esel auf, denn dessen war er nun ohnehin sicher. (Hat man es mit dem mächtigen Löwen zu tun, so hilft auch dieser schlaue Einfall nichts, den Schwächsten auszuliefern, im Gegenteil, so macht man's ihm nur bequemer, über beide herzufallen, den Dummen und den Schlaunen [...]).“<sup>1523</sup> Der Hinweis Sternbergers gegen den Denunzianten konnte als eine recht unmittelbare Warnung gegen einen versuchten Schulterschluss mit der willkürlichen Macht, der nicht funktionieren kann, aufgefasst werden. Meist gelingt es jedoch nicht so leicht, eine Fabel zu deuten, denn die Fabel lehrt uns zwar die „Weltklugheit, die rechte Einschätzung einer Situation, eines Machtverhältnisses“<sup>1524</sup>, aber bietet keine inhaltlich konkreten Vorschläge an. Wenn uns jedoch die Fabel lehrt, das scheint aus Sternbergers Argumentation ersichtlich, eine Situation als ungleiches Machtverhältnis zu erkennen, bei dem sinnlose Sprache und Gewalt auf der einen und ein diffuses Unbehagen und Nachdenklichkeit auf der anderen Seite stehen, wenn Willkür und fehlende Konsistenz im Argumentieren erkannt werden, ist vielleicht schon genug gewonnen. Denn einerseits kann man durch eine gute Sprache keine Diktatur in eine Demokratie verwandeln. Andererseits ist die Welt eine andere, wenn dieses Missverhältnis aufgezeigt wird und also auch von anderen bemerkt werden kann. Die Einsicht allein macht die Welt noch zu keiner anderen. Aber ohne die Einsicht *kann* die Welt zu keiner anderen werden. Das Verständnis der Lage durch die Sprache ist eine notwendige Bedingung für eine Veränderung des Bestehenden.

Auch im „Gebrauch von Sprichwörtern“<sup>1525</sup>, entstanden im Jahre 1936, wies Sternberger darauf hin, dass auch Sprichwörter eine Berechtigung in der Charakterisierung unserer Lebensumstände haben. Ein „beständiges Hervorbringen von Sicherungen“<sup>1526</sup> ist dem Menschen eigen, er braucht sie zuzeiten zur vorläufigen Einschätzung der Lage. Wichtig ist nur, dass der Sprecher weiß, dass

---

<sup>1522</sup> Vgl. Sternberger 1990a, 15f., vgl. auch Sternberger 1987.

<sup>1523</sup> Sternberger 1990a, 16, s. auch Sternberger 1987.

<sup>1524</sup> Sternberger 1990a, 17, s. auch Sternberger 1987.

<sup>1525</sup> Sternberger 1990a, 38-59.

<sup>1526</sup> Ebd., 38.

das Sprichwort stets nur vorläufige Wahrheiten verkünden kann. „Es kann aber auch als falscher, vorschneller Trost geraten und zu einer Einschätzung der Dinge verleiten, die zwar bequem, aber völlig falsch ist und uns vor peinlichen Überraschungen keineswegs schützt.“<sup>1527</sup> Die bloße Vereinfachung und Verharmlosung der Welt in der Sprache ändert nämlich nichts an ihrer Komplexität und potentiellen Gefährlichkeit, z.B. der dadurch charakterisierten Politik.

Das erste Sprichwort, das Sternberger im Text behandelte, ist passend dazu: „Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist.“<sup>1528</sup> Einerseits verspricht die Redensart, wörtlich genommen, die Vertrauenswürdigkeit des Kochs, andererseits wird die Passivität der Bekochten (auch hier wird, am Rande bemerkt, die Rolle der mit „be-“ beginnenden Wörter deutlich) als zugleich normal und erstrebenswert dargestellt. Keiner verbrennt sich den Mund, wenn es regelgerecht abläuft, aber ob es so abläuft, darauf hat keiner der Esser irgendeinen Einfluss. Diese Rolle ist zwar „recht kläglich“<sup>1529</sup>, aber auch angenehm einlullend, denn wer bekocht wird, muss sich um nichts selbst kümmern und kann sich zurücklehnen, muss aber auch essen *was auf den Tisch kommt*. Wir sollten uns aber, gerade aufgrund des Sprichworts, Sternbergers Einschätzung nach nicht davon abhalten lassen, herauszufinden, was genau in der Küche vor sich geht.

„Es muß nicht, aber es kann doch so ausgehen, und es ist schon oft genug so ausgegangen. *Bisweilen wird eben doch genau so heiß gegessen als gekocht wurde*. Es kommt ganz auf den Koch an und auf die Mittel, die er in seiner Küche zur Verfügung hat, um die Hitze in den Töpfen zu halten. Darum eben sollte man sich durch das Sprichwort nicht davon zurückhalten lassen, die Küche zu inspizieren.“<sup>1530</sup>

Vertrauen ist nur bei Vertrauenswürdigkeit angemessen und um diese beurteilen zu können, muss man zuerst den Koch und seine Küche kennenlernen. Ist das Essen einmal fertig, lässt sich seine Temperatur nicht mehr verändern. Es gilt auch hier, die gesprochenen Worte so ernst zu nehmen, dass ihre volle Reichweite sichtbar werden kann. Nur wer selbst in die Töpfe guckt, kann eine zeitlich begrenzte sinnvolle Aussage wie „*Heute wird nicht so heiß gegessen als gekocht wurde*“<sup>1531</sup> anstellen und dies auch nur sicher in dem Moment, wo er die Temperatur selbst überprüft hat. Sternberger scheint uns hier sagen zu wollen: Wenn der Koch auch nur den geringsten Zweifel an seiner Vertrauenswürdigkeit zulässt, ist Kontrolle allenfalls besser als Vertrauen. Eine Einsicht, die

---

<sup>1527</sup> Ebd., 39f.

<sup>1528</sup> Ebd., 40.

<sup>1529</sup> Ebd., 41.

<sup>1530</sup> Ebd., 41f.

<sup>1531</sup> Ebd., 42.



zeigt, dass Sternberger auch bei Sprichwörtern eine Gefahr der Verharmlosung ausmachte und der daraus folgenden politischen Passivität der Hörer und Sprecher.

Ein weiteres Sprichwort, das Sternberger behandelte, scheint wie für die Nationalsozialisten erfunden worden zu sein: „*Wer A sagt, muß auch B sagen*“<sup>1532</sup>. Das Sprichwort scheint zu zeigen, dass es anders nicht geht und nicht gehen kann, dass der Schritt von A nach B ein notwendiger, festgelegter ist, wie der von einer fallenden Tasse zu Scherben auf den Fliesen. Wer A sagt, begibt sich unter die Herrschaft eines Naturgesetzes, das B automatisch hervorbringt. Bereits an dem „Muss“ kann man jedoch nach Sternberger, wiederum mithilfe der geäußerten Wörter selbst, erkennen, dass hier keine Maschine, sondern eben ein Mensch am Werke ist, der sich dieser diktierten Notwendigkeit erst noch unterwerfen *muß*.<sup>1533</sup> Dies versucht derjenige abzustreiten, der das Sprichwort als Ausrede für das eigene Verhalten nimmt und „trägt den Satz als eine gewaltige Vermummung einher, nicht anders, wie jene Riesenfiguren im Maskenzuge, deren wahre Substanz man auch nur an den unten hervorschauenden Socken und Hosenenden erkennt“<sup>1534</sup>. Beide Maskeraden sind also nach Sternberger als solche erkennbar. Wer aber sagt „Wer A sagt, muss auch B sagen“, möchte verschleiern, dass er eigentlich freiwillig A und B gesagt hat. Er argumentiert zwar so scheinbar sachlich und korrekt wie ein Naturwissenschaftler, aber trotzdem ist es seine Meinung, die er unter dem Mantel der Gesetzmäßigkeit verbirgt und durchzusetzen versucht.<sup>1535</sup> „Dieses Alphabet ist aber in Wahrheit keineswegs das allgemeine. Es beginnt nämlich gar nicht mit dem A, sondern mit dem B. [...] Das A ist nur der Köder, den er auswirft, wartend, daß er mit dem Netze des ganzen restlichen Alphabets den Anbeißenden einfange.“<sup>1536</sup> Es gilt also, das, was unter der Maske des allgemeinen Zwangs daherkommt, als das Freiwillige, das Spezielle, Individuelle zu entlarven.

„Hier, zwischen A und B, ist der Moment, wo es aufzumerken und wachsam zu sein gilt. Man lasse sich nicht irremachen, blicke nicht scheu und scheel nach dem Sprecher, sondern forsche zuerst genau nach, ob man denn wirklich A gesagt hat, ob es dieses selbe A ist, das der Sprecher meint, dieser locker baumelnde Köder an der Angel seines Alphabets. Denn dieses sieht dem andern zwar zum Verwechseln ähnlich, ist aber doch nur ein nachgemachtes, falsches A, das die peinliche Lücke seines Alphabets (welches ja mit dem B beginnt) zu verdecken und zu verheimlichen dient. Es ist das höchst vernünftige Alphabet des Satans. Zwischen A und B aber liegt die menschliche Freiheit, die es uns

---

<sup>1532</sup> Ebd., 47.

<sup>1533</sup> Vgl. ebd., 47.

<sup>1534</sup> Ebd., 48.

<sup>1535</sup> Vgl. ebd., 48f.

<sup>1536</sup> Ebd., 48f.

ermöglicht, die Buchstaben nach unserem Sinn zusammenzusetzen. Zu Worten, die den Ohren des Verführers nicht so angenehm und harmonisch klingen werden wie die Leier des B C D E F, die er uns entlocken möchte.“<sup>1537</sup>

Selbst wenn Sternberger hier mit großem Pathos schrieb, so ist der Inhalt doch wichtig: Wenn man erkennt, dass es unterschiedliche Handlungsoptionen und keine kausale Folge einer bestimmten Handlung (eines „Bs“) auf eine bestimmte vorhergehende Handlungsweise (ein bestimmtes „A“) gibt, folgt daraus die Erkenntnis der eigenen Freiheit. Diese Freiheit wahrzunehmen, darin liegt das Vermögen und die Pflicht eines jeden Menschen. Die Ausrede von der Unfreiheit, der Pflicht, der Notwendigkeit, dem Zwang, bleibt nicht mehr als das. Von der die Unfreiheit propagierenden Sprache darf man sich nicht aufhalten lassen, sein eigenes Alphabet mit seinen eigenen Worten beizubehalten und zu kultivieren, die Verbreitung der diktatorischen Sprache entbindet kein Individuum von der Möglichkeit und der Pflicht des eigenen Denkens in demokratischen Buchstaben.

Als ähnlich selbstzufrieden charakterisierte Sternberger das Sprichwort „*Ende gut alles gut*“<sup>1538</sup>. Es scheint ganz im adenauerschen Nachkriegsduktus der Verdrängung der Kriegsverbrechen durch den nunmehrigen Frieden zu stehen, wurde jedoch von Sternberger ebenso bereits in den Dreißigerjahren besprochen. Wiederum die Wörter wörtlich zu nehmen versuchend, vermutete Sternberger, dass diese hier absichtlich einfach und „in der hurtigen Glätte dieses Satzes“<sup>1539</sup> daherkommen, weil sie etwas verbergen möchten, nämlich, dass nur das Ende einer Folge von Handlungen darüber entscheidet, wie die Einzelhandlungen zu bewerten sind und dass diese Einschätzung eine ist, die der Bequemlichkeit folgt.

„Das ‚Ende‘ heißt nämlich gut, weil es gut bekommt. Das ‚alles‘ indessen – alles, was vorherging und zu diesem Ende führte – wird gar nicht daraufhin angesehen, ob es gut bekommen ist, gar ob es allen gut bekommen ist. Sondern ‚alles‘ wird gut geheißen, weil das Ende gut bekommt. Und umgekehrt wird das Ende nicht daraufhin angesehen, ob es gut *ist*, sondern man läßt sich daran genügen, daß es eben gut bekommt. [...] Würde man es umständlicher ausdrücken, würde die Täuschung offenbar. ‚Bekommt das Ende gut, so war alles gut‘: das leuchtet nicht entfernt so leicht ein.“<sup>1540</sup>

Bezeichnend ist hier Sternbergers Verweis darauf, dass das, was zum Ende führte, das Dazwischen, weder daraufhin geprüft wird, ob es dem Handelnden gut bekommen ist – was, angenommen es

---

<sup>1537</sup> Ebd., 49.

<sup>1538</sup> Ebd., 52.

<sup>1539</sup> Ebd., 53.

<sup>1540</sup> Ebd.

ginge um eine Art Großmut nicht nur verzeihlich, sondern sogar lobenswert wäre – noch daraufhin, ob es den Anderen, und zwar *allen* Anderen, gut bekommen ist. Damit sprach Sternberger drei Jahre vor Kriegsbeginn eine Mentalität an, die nach dem Krieg auch großzügig bereit war zu vergessen, vor allem das fremde Leid. Sternberger zeigte hier, dass der vermeintlich im Sprichwort enthaltene Großmut in Wahrheit Ignoranz zeigen kann. Heute ist diese Art des Sprachgebrauchs vielleicht mit Menschen vergleichbar, die nicht zu einer diskriminierten Gruppe gehören, aber dennoch meinen, über das Umgehen mit dieser Gruppe sinnvoll urteilen zu können, obwohl es viel angemessener und respektvoller wäre, die Betroffenen zu fragen.<sup>1541</sup>

Die Formulierung „Ende gut, alles gut“ kritisierte Sternberger auch aufgrund ihrer Einzigartigkeit: Die Redeweise „Ende schlecht, alles schlecht“<sup>1542</sup> gibt es nicht. „*War auch das Ende schlecht, so war doch keineswegs alles schlecht.* Es läßt sich also alles sehr wohl auch für sich betrachten und prüfen, ganz unerachtet des Endes, zu dem alles führt. Prüfen wir denn alles, möglichst schon ehe das Ende da ist, und vergessen wir nicht die Ergebnisse dieser Prüfung, wenn es da ist!“<sup>1543</sup> Sternberger riet also zur fortwährenden Prüfung der Einzelschritte einer Handlung, ganz im Duktus seiner „Wer A sagt, muss auch B sagen“-Kritik. „Währenddessen können wir des einen sicher sein (und das ist die angekündigte Variation): *Alles gut, Ende gut.*“<sup>1544</sup> Sternberger hielt nicht dazu an, alles im Rückblick in denselben Farbtopf zu tauchen, lediglich vom Ende des Unterfangens ausgehend, jedoch war für ihn das Ende auch nichts willkürlich Gutes oder Schlechtes, es war beeinflussbar. Wenn alles immer gut war, dann würde es auch wahrscheinlich ein gutes Ende damit nehmen. Wer also, so scheint der politische Rat Sternbergers durchzuschimmern, auf Nummer sicher gehen will, der setzt sich sofort für das ein, was jetzt gut ist, sodass er auch ein gutes Ergebnis zu erwarten hat. Denn das Sprichwort Sternbergers scheint sich der Umkehrung nicht zu widersetzen: Alles schlecht, Ende schlecht.

Das letzte von Sternberger besprochene Sprichwort ist „*Es ist noch nicht aller Tage Abend*“<sup>1545</sup>. Je nach Situation und Anwendung verspricht es nach Sternberger entweder Trost oder weckt Misstrauen gegenüber dem aktuellen Glück, indem es auf eine Situation verweist, die noch nicht eingetroffen ist, in der in letzter Instanz tatsächlich nichts mehr zu ändern ist. Bis dahin ist die Lage veränderbar. Der Tag, wo dies nicht mehr gilt, wo tatsächlich „aller Tage Abend ist“ ist (z.B. in der christlichen Mythologie), ist der Tag des Jüngsten Gerichts.<sup>1546</sup> Bis dahin kann jederzeit etwas verändert werden. Aber: „Es ist freilich noch nicht aller Tage Abend. Aber so lange gilt es doch, daß alle Tage Jüngste

---

<sup>1541</sup> Vgl. Stefanowitsch 2018, 48.

<sup>1542</sup> Sternberger 1990a, 53.

<sup>1543</sup> Ebd., 54.

<sup>1544</sup> Ebd.

<sup>1545</sup> Ebd., 57.

<sup>1546</sup> Vgl. ebd., 57ff.

Tage‘ sind, an denen sich, wenn auch kein Richterspruch zu hören ist, etwas entscheidet, was nicht mehr wird ausgelöscht werden können, bis aller Tage Abend alles zudeckt.“<sup>1547</sup> Sternberger stellte heraus, dass selbst wenn sich jeden Tag etwas entscheiden lässt, sich doch nicht an jedem Tag alles rückgängig machen lässt, was an den Tagen vorher entschieden wurde. Auch, wenn kein Tag wie der Jüngste Tag ist, so muss sich der Mensch doch bei der Ausrichtung seiner Handlungen so verhalten, als ob es so wäre, denn für Sternberger ist das Jüngste Gericht nur die Zusammenfassung der Ergebnisse der Handlungen aller anderen Tage, gleichsam ein „Alles gut, Ende gut“ oder umgekehrt.

Aus aktueller Sicht ist die Moralisierung der Sprache nach Sternberger sowohl nachvollziehbar und aktuell als auch typisch für die Zeit und Sternbergers Autobiographie und wissenschaftlich nicht überprüfbar. Zur Nachvollziehbarkeit lässt sich sagen, dass sowohl mit gegenwärtigen gesellschaftskritischen Fragen, die stark mit Sprache verknüpft sind (Genderdiskussion, allgemein Diskriminierung in der Sprache, z.B. bei diversen Menschen, Hass im Netz, Putins Sprachpolitik, Trumps sogenannte „Fakenews“) zeigen, dass Sprache eine moralische Dimension hat und diese Gesellschaft und Politik formen kann bzw. dass Sprache Einstellungen widerspiegelt und prägt. Taylor sieht das in seiner Sprachphilosophie genauso, wenn er sagt, dass Sprache unsere Welt formt. Der Schwachpunkt an Sternbergers Ausführungen aus philosophischer Sicht ist jedoch seine Normativität. Er nennt, überspitzt formuliert, viele Beispiele für „böse“ Sprache aus der NS-Zeit, die er überzeugend einer Geisteshaltung zuordnet, die jeder vernünftige Mensch ebenfalls als „böse“, also moralisch verwerflich, kennzeichnen würde. Eine Theorie ist das jedoch noch nicht. Es bleibt unklar, was das „Böse“ oder das „Gute“ ganz genau ist und wo es jeweils anfängt und aufhört für ihn, ob es neben Schwarz und Weiß außerdem einen Bereich des Grauen gibt, wo z.B. eine Moral ins Straucheln gerät oder kippt. Damit ist das, was er sagt, nicht widerlegt, das Problem ist eher, dass aufgrund fehlender Überprüfbarkeit seiner Normen für die Sprachkritik eine sprachphilosophische, wissenschaftliche Verifizier- oder Falsifizierbarkeit unterlaufen wird. Andererseits unterschätzt man Sternberger womöglich, wenn man meint, dass er vor diesen Kriterien bestehen wollte. Dass für ihn Wertfreiheit gleichbedeutend war mit Normenverachtung, könnte ein Anzeichen dafür sein, dass nicht-moralische Wissenschaft für ihn in diesem Bereich gleichbedeutend sein konnte mit unmoralischer Wissenschaft. Sich deren Ansprüchen zu beugen hätte aber nicht zu seinen Überzeugungen gepasst.

Insgesamt lässt sich sagen, dass Sternberger mit seiner Sprachkritik eine Mentalitätskritik vorlegte. Indem er Sprichwörter, einzelne Wörter oder Fabeln analysierte, analysierte er die dahinterstehende

---

<sup>1547</sup> Ebd., 59.

Einstellung, die man laut ihm in den Wörtern erkennen kann. Er plädierte dafür, sowohl Einstellung als auch verwendete Wörter stets zu prüfen und auf das ihnen Implizierte und Implizite zu kontrollieren. Selbst wenn der Inhalt seiner Analyse, die Sprache des Nationalsozialismus, passé sein mag, so ist seine Art der Kritik, sein Ernstnehmen der Worte zur Analyse der dahinterstehenden Einstellung, keineswegs hinfällig. Allerdings ist sein Maßstab nicht allgemein formuliert, was aus philosophischer Sicht ein Schwachpunkt ist. Moralphilosophisch jedoch hatte Sternberger ein hehres Ziel. Er wollte uns die Sprache des Unmenschen fremd machen,<sup>1548</sup> um uns die Sprache des Menschen ans Herz zu legen.

## 6. Sprache und Terror des Nationalsozialismus im gegenwärtigen Rückblick

An dieser Stelle wird der Zusammenhang von Sprache und Gewalt im Nationalsozialismus aus der Sicht von Wissenschaftlern betrachtet, die ihre Forschungen lange nach dem Nationalsozialismus anstellten. Sie waren keine Täter und auch keine Betroffenen. Ihr Interesse war weniger persönlicher denn wissenschaftlicher Natur. Ihre Erkenntnisse erweitern den Blickwinkel auf Sprache und Gewalt in dieser Zeit aus historischer, soziologischer und philosophischer Sicht. Dies beginnt mit Raul Hilberg, dem Historiker, der ein über tausend Seiten langes Werk über die Vernichtung der Juden in Europa verfasste<sup>1549</sup> und darin festhält, dass die Verfolgung nicht ohne vorherige sprachliche Abgrenzung möglich gewesen wäre. Seine Forschungsergebnisse werden erweitert um Forschungen vom Soziologen Harald Welzer, der in Anlehnung an Christopher Brownings Standardwerk über das Polizeibataillon 101 aus Hamburg<sup>1550</sup> darüber nachdenkt, wie normale Menschen zu Mördern werden können. Dabei spielt nach ihm die sprachliche Kategorisierung eine wichtige Rolle. Im zweiten Teil dieses Kapitels wird, ausgehend von Giorgio Agamben, zu erklären versucht, inwiefern die Charakterisierung mancher Menschen als *homines sacri* Taten wie die im Konzentrationslager ermöglichte und wie dabei der Mensch als politisches Sprachwesen verleugnet wurde. Im dritten Teil dieses Kapitels wird gezeigt, dass Verstehen und Menschsein voneinander abhängig sind.

Insgesamt sollen diese drei Perspektiven auf Sprache und ihre Macht des Ausschlusses zeigen, dass Taylor mit seinen Überlegungen zur Reichweite sprachlicher Weltformung wahrscheinlich Recht hatte, jedoch eine Vielzahl von Aspekten auf der Seite ergänzt werden muss, wo es darum geht,

---

<sup>1548</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, Vorbemerkung 1945, 7, vgl. auch Dodd 2007, 10f.

<sup>1549</sup> Vgl. Hilberg 1991, den 3. Band von *Die Vernichtung der europäischen Juden*, der mit Seite 1061 beginnt.

<sup>1550</sup> Vgl. Browning 2009.

wie Sprache diskriminieren, ausgrenzen, diffamieren, verletzlich machen, stigmatisieren und im schlimmsten Fall sogar dazu eingesetzt werden kann, Menschen zu entmenschlichen.

### 6.1 Vom Menschen zum „Nicht-Arier“ (Raul Hilberg, Harald Welzer)

Nach Harald Welzer, der sich in einem Buch explizit mit der Mentalität von Massenmördern befasst hat,<sup>1551</sup> lassen sich „Wertüberzeugungen [...] schnell verändern“<sup>1552</sup>. Das passt zur Überzeugung von Raul Hilberg, dem Chronisten von *Die Vernichtung der europäischen Juden*<sup>1553</sup>. Er sah den Ursprung der Veränderung der Werte im Nationalsozialismus in der Sprache: „Als zu Beginn des Jahres 1933 erstmals ein Ministerialbeamter eine Definition der Bezeichnung ‚nichtarisch‘ in einen Richtlinienerlaß hineinschrieb, war das Schicksal des europäischen Judentums besiegelt.“<sup>1554</sup> Diese Definition, mit ihren wertenden, nicht bloß umschreibenden, Inhalten und Implikationen ermöglichte eine andere Sicht auf die Dinge. So konnten vormals ganz normale Menschen zu Menschen zweiter Klasse werden und durch diese einmal vorgenommene Abstufung auch bei Bedarf noch weiter herabgesetzt werden. Für Hilberg bestand der Genozid der Nationalsozialisten aus drei chronologisch aufeinanderfolgenden Schritten: „Definition – Konzentration (oder Ergreifung) – Vernichtung“<sup>1555</sup>. Ohne eine Definition, die einen neuen Wertekosmos erlaubte, war nach Hilberg also der Anstoß dieses Prozesses nicht möglich. In Hitlers Elite war es aufgrund unterschiedlicher sprachlicher Einschätzungen möglich, die Tötung von Juden einmal als normales Tagesgeschäft und ein andermal als Straftat einzustufen, nämlich dann, wenn sie an unpassender Stelle aus eigener Initiative geschah. Innerhalb dieser Eigenmächtigkeit sollte das Motiv, und damit die sprachliche Zuschreibung von Wert oder Wertlosigkeit einer Handlung, darüber entscheiden, ob der Täter bestraft werden sollte, so Hilberg:

„Falls derartigen Tötungen, so seine [Obersturmbannführer Bender, ein Rechtsexperte aus Himmlers Persönlichem Stab<sup>1556</sup>] Schlußfolgerung, rein politische Motive zugrunde lagen, es sich also um einen Ausdruck von Idealismus gehandelt habe, könne von einer Bestrafung abgesehen werden [...]. Stoße man jedoch auf selbstsüchtige, sadistische oder sexuelle Motive, so sei, je nach den Umständen, eine Bestrafung wegen Mordes oder Totschlags vorzunehmen.“<sup>1557</sup>

---

<sup>1551</sup> Vgl. Welzer 2016.

<sup>1552</sup> Ebd., 15.

<sup>1553</sup> Vgl. Hilberg 1991, denn hier wurde lediglich der dritte Band genutzt.

<sup>1554</sup> Ebd., 1115.

<sup>1555</sup> Ebd., 1067.

<sup>1556</sup> Vgl. ebd., 1078.

<sup>1557</sup> Ebd., 1078f., vgl. auch ebd., 1079, FN 44.

Eine Einstufung des Vergehens nach Motiven ist auch heute noch gebräuchlich und verständlich. Ob bei der Bewertung der Motive jedoch begründbare Werte oder wie hier bloß propagandistisch wirksame Einteilungen, die wie Werte eingestuft wurden, berücksichtigt werden, ist ein entscheidender Unterschied. Auch Hilberg beschäftigte das Beispiel Himmlers, der Morde anständig nannte. „Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...“<sup>1558</sup>. Diese Denkweise wurde, beruft man sich auf Hilberg, initiiert und angestoßen von der Definition des ‚Nicht-Ariers‘. Taylors Theorie der expressiven Kraft der Sprache wirkt hier plausibel. Wenn sogar Mord mit Humanität in Verbindung gebracht werden kann, wird sichtbar, wie eine Ideologie die Sprache als weltformendes Macht- und Manipulationsinstrument nutzen kann.

Ohne die Definition wären die weiteren Schritte nach Hilberg zunächst einmal logistisch nicht möglich gewesen.

„Ein Vernichtungsprozeß folgt einem inhärenten Schema. Es gibt nur einen Weg, eine verstreut lebende Gruppe wirksam auszulöschen. Eine solche Operation erfordert drei organisch aufeinanderfolgende Schritte: Definition – Konzentration (oder Ergreifung) – Vernichtung. Dies ist die unabänderliche Struktur des grundlegenden Prozesses, da keine Gruppe ohne vorhergehende Konzentration respektive Ergreifung der Opfer getötet werden kann und da keine Opfer ergriffen werden können, bevor der Täter nicht weiß, wer zu der Gruppe gehört.“<sup>1559</sup>

Hilberg beschrieb, wie frühere Werte hierbei unerheblich blieben: „Das sittliche Erbe gelangte nirgendwo zum Durchbruch. Dies ist ein Phänomen von allergrößter Bedeutung.“<sup>1560</sup> Die definitorische Abgrenzung ermöglichte also ebenso eine moralische Abgrenzung. Dabei konnte eine sprachliche Verschleierung helfen, die Tötungen nicht mit Morden gleichzusetzen.<sup>1561</sup>

„Die fünfte und letzte Stufe des Unterdrückungsprozesses bestand darin, die Erwähnung von ‚Tötungen‘ oder ‚Tötungseinrichtungen‘ selbst im geheimen Schriftverkehr zu unterlassen, in dem über entsprechende Vorgänge zu berichten war. Der Leser dieser Berichte stolpert sogleich über deren verschleiernes Vokabular. Da ist die Rede von

---

<sup>1558</sup> Himmler am 4.10.1943, zit. nach Hilberg 1991, 1079.

<sup>1559</sup> Hilberg 1991, 1067.

<sup>1560</sup> Ebd., 1080.

<sup>1561</sup> Dies war natürlich nur möglich, wenn man sich willentlich dazu entschloss, der Propaganda von Hitler und anderen zu folgen. Wie Kracauer, Sternberger und Klemperer gezeigt haben, war innerlicher Widerstand möglich, deswegen sollen derartige Ausführungen keinerlei Entschuldigung oder Schmälerung der Schuld bedeuten, sondern lediglich ein sprachlicher Erklärungsversuch sein.

„Endlösung der Judenfrage“, „Lösungsmöglichkeiten“, „Sonderbehandlung“ oder „SB“, „Evakuierung“, „Aussiedlung“, „Umsiedlung“, „Spezialeinrichtungen“, „durchgeschleust“ usw.<sup>1562</sup>

Diese Taktik der sprachlichen Vertuschung und damit anders wahrgenommener Realität war in Kombination mit der Stigmatisierung der Opfer als Mörder zielführend, um Morde als nicht nur nicht verwerflich, sondern geradezu moralisch geboten erscheinen zu lassen.<sup>1563</sup> In einer sprachlich so definierten Notlage war das Sich-zur-Wehr-Setzen eine Art Notwehr. „Mit Hilfe dieser Theorie verwandelte sich somit im Hinterkopf der Täter der Vernichtungsprozeß in eine Art Präventivkrieg.“<sup>1564</sup> Dadurch verschafften sich die Nationalsozialisten und ihre Gefolgsleute zumindest selbst eine Legitimation ihres Tuns, wie sie besser nicht hätte sein können.

Mit der Einteilung der Menschen in zwei Klassen, arisch und nicht-arisch, war das Fundament für eine schrittweise Abstufung und Entmenschlichung der einen Gruppe gelegt, das so stabil und fest verankert wurde, dass es keine Grenze der Entwertung geben konnte, z.B. in Bezug auf die „Endlösung“. „Das entscheidende Merkmal dieser Grenze bestand darin, daß sie bei Bedarf *verschoben* werden konnte.“<sup>1565</sup> Das bedeutete Vogelfreiheit. Am Ende dieses Prozesses stand der Genozid. Hilberg schilderte, dass die innere moralische Tabuzone wie der Horizont gewesen sein muss, um derartiges tun zu können, ein nie erreichbarer Punkt, der immer weiter zurückwich, je mehr man sich ihm anzunähern schien.<sup>1566</sup> Es konnte kein Tabu geben. Hilberg plädierte dafür, dass aufgrund dieser Grenzenlosigkeit in der Moralität ein wesentliches Merkmal des Vernichtungsprozesses möglich war, die Autonomie von Entscheidungen und Handlungen.<sup>1567</sup>

In der Fabel „Der Wolf und das Lamm“ beschrieb Äsop, wie oben dargestellt, wie ein brutales Raubtier sich durch kein Argument davon abhalten lässt, seinen ursprünglichen Plan, das Schaf zu fressen, umzusetzen. Sternberger war diese Erzählung ein Sinnbild für Hitlers Gewaltherrschaft (vgl. Kap. 5.3). Auch die Juden versuchten die Täter mit Gründen aufzuhalten. Hilberg kommentierte: „Überall boten sie Worte gegen Gewehre und Argumente gegen Gewalt auf, und beinahe überall verloren sie.“<sup>1568</sup> Die verschleiende Sprache leugnete diese Realität, z.B. dadurch, dass Tötungen nicht als solche bezeichnet wurden.<sup>1569</sup> Und waren die Erschossenen erst einmal

---

<sup>1562</sup> Hilberg 1991, 1085. Die fünfte Stufe ist hier die Vernichtung. Vgl. ebd., 1067 für die verschiedenen Stadien. Ebd. findet man auch die dreischrittige, kürzere Variante der Zählung, die zu Beginn erwähnt wurde, bei der bereits der dritte Schritt die Vernichtung ist.

<sup>1563</sup> Vgl. Hilberg 1991, 1091.

<sup>1564</sup> Ebd., 1091.

<sup>1565</sup> Ebd., 1097.

<sup>1566</sup> Vgl. ebd., 1098.

<sup>1567</sup> Vgl. ebd.

<sup>1568</sup> Ebd., 1102.

<sup>1569</sup> Vgl. für Beispiele ebd., 1111: „Inhalationen“, „Bäder“, „Umsiedlungen“.



„Hingerichtete“, konnte am eigenen Tun nicht viel Falsches gewesen sein.<sup>1570</sup> Die Sprache konnte also in zwiespältiger Weise sowohl der Verschleierung als auch der Rechtfertigung der eigenen Taten dienen. Mithilfe dieser Taktik konnten, zumindest sprachlich, Täter anständige Menschen gewesen sein.<sup>1571</sup>

Harald Welzer geht in seinem Buch *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*<sup>1572</sup> den Bedingungen für das millionenfache Töten nach. Er möchte klären, wie es möglich ist, dass viele Täter seelisch anscheinend völlig unbelastet weiterleben konnten, während die Überlebenden unter ihren Opfern mit schwersten Problemen jeglicher Art zu kämpfen hatten. Dabei ist es ihm wichtig, dass man, egal wie brutal oder potentiell unvorstellbar ein Mensch handelt, sein Handeln, als Mensch, doch stets für Menschen nachvollziehbar bleibt.<sup>1573</sup> Dies gilt natürlich nur so lange, wie keine Pathologien festgestellt werden können. Allerdings war die Zahl der Sadisten oder anderer psychisch Kranker unter den bürokratischen oder direkten Tätern nicht besonders hoch, im Gegenteil lag ihr Anteil eher im Durchschnitt normaler gesellschaftlicher Verhältnisse.<sup>1574</sup> Welzer geht nicht von einer pathologischen, sondern von einer wertebasierten Begründung des Genozids aus. Dass Werte schnell verändert werden können, liegt nach ihm am „Referenzrahmen“<sup>1575</sup> in den ein Akteur sämtliche seiner Handlungen einfügt. Ist dieser Referenzrahmen z.B. dadurch, dass Krieg ist, ein ganz anderer als üblich, werden dadurch auch andere Handlungen möglich.<sup>1576</sup> „Ein gesellschaftlicher Prozess, in dem die radikale Ausgrenzung von Anderen zunehmend als positiv betrachtet wird und der schließlich das Tötungsverbot in ein Tötungsgebot verwandelt, bildet gewissermaßen den ersten Kreis des Tatzusammenhangs.“<sup>1577</sup> Anhand eines Beispiels zeigt Welzer jedoch auch, wie selbst innerhalb dieses Referenzrahmens Handlungsweisen, die eigentlich passgenau sind, wie etwa Willkür, beanstandet werden können: Eines Tages kam Franz Stangl, dem Kommandanten von Treblinka, zu Ohren, dass sich ein jüdischer Gefangener über seine Behandlung beschwert hat. Man habe ihm Wasser im Tausch gegen eine Uhr versprochen, die er daraufhin abgegeben habe. Das Wasser habe er jedoch nie bekommen, so die Beschwerde. Stangl war empört. Seiner Ansicht nach war das Unrecht. Dass der Betrogene bei Eintreffen der Beschwerde bei Stangl wahrscheinlich bereits den Tod durch Zyklon B in einer von Stangls

---

<sup>1570</sup> Vgl. ebd., 1190.

<sup>1571</sup> Vgl. ebd., 1148.

<sup>1572</sup> Welzer 2016.

<sup>1573</sup> Vgl. ebd., 14f.

<sup>1574</sup> Vgl. dazu ebd., 11: „Der Prozentsatz der psychisch auffälligen Personen unter den zahllosen Vordenkern und Exekutoren der Vernichtung wird regelmäßig auf etwa fünf bis zehn Prozent taxiert; verglichen mit normalgesellschaftlichen Verhältnissen in der Gegenwart keine spektakulär hohe Quote.“ (ebd.)

<sup>1575</sup> Ebd., 14.

<sup>1576</sup> Vgl. ebd.

<sup>1577</sup> Ebd., 16.

überwachten Gaskammern gefunden hatte, empörte ihn jedoch nicht.<sup>1578</sup> Dies ist nach Welzer darauf zurückzuführen, dass es für den Tod einen äußerlichen moralischen Rechtfertigungsrahmen gab, für das konkrete Betrügen einer Einzelperson jedoch nicht.<sup>1579</sup>

„Stangl hat keine oder kaum moralische Irritationen durch die ‚Arbeit‘ gehabt, die er seiner Auffassung nach zu verrichten hatte – weil er diese in einen Referenzrahmen einordnen konnte, der jenseits seiner Verantwortung lag. [...] Die Aufrechterhaltung dieses Selbstbildes wird es gewesen sein, die sichergestellt hat, dass Stangl ob seiner eigentlichen Funktion, die darin bestand, Massen von Menschen dem Tod zuzuführen, eben keinerlei moralische Bedenken befielen [...].“<sup>1580</sup>

Dieses Selbstbild wirkt zunächst unglaublich, allerdings erklärt es gut, warum damals viele Täter keinerlei Schuld empfunden haben. Welzer meint, dass die „absolute[.] Ungleichheit von Menschen“ eine „partikulare[.] Moral“<sup>1581</sup> ermöglichte, die ein Verhalten einer (meist jüdischen) Gruppe gegenüber als moralisch geboten und einer anderen („arischen“) gegenüber als absolut verwerflich erscheinen ließ.

„Sozialpsychologisch betrachtet – und das sträubt man sich angesichts des Ungeheuerlichen seiner Taten zu schreiben – hat er nichts anderes getan, als sich einerseits im Rahmen zeitgenössischer normativer Standards, wissenschaftlicher Lehrmeinungen, militärischer Pflichtauffassungen und kanonisierter Ehrendefinitionen zu verhalten und andererseits sich ebenso zeitgenössischer Definitionen von moralischem Verhalten zu versichern. Und das war es denn auch, was ihn noch Jahrzehnte nach seinen Taten lediglich daran zweifeln ließ, ob er nicht im konkreten zwischenmenschlichen Verhalten gefehlt habe.“<sup>1582</sup>

Diese Beschreibung wirkt ebenso beklemmend wie stimmig. Welzer zufolge ist es eine entscheidende Voraussetzung des Genozids, dass bestimmte Mitglieder einer Gruppe, die moralisches Verhalten legitim erwarten können, Schritt für Schritt aus dieser Gruppe ausgeschlossen werden. Ein wichtiges Merkmal der sich wandelnden Moral und damit der Einteilung in ‚moralisch relevante Menschen‘ und ‚moralisch irrelevante Wesen‘ war die Integration des Widerwillens der potentiellen Täter. Da sie zum großen Teil bereits einen anderen Wertekanon in ihrem Leben kennengelernt hatten, der das Töten tabuisierte (zum Beispiel in Form des fünften

---

<sup>1578</sup> Vgl. ebd., 23-26, besonders 25f.

<sup>1579</sup> Vgl. ebd., 27.

<sup>1580</sup> Ebd.

<sup>1581</sup> Beide Zitate ebd., 31.

<sup>1582</sup> Ebd., 30, gemeint ist hier Stangl.

Gebots „Du sollst nicht töten“), war es für die Glaubwürdigkeit des neuen Maßstabs maßgeblich, dass ein Zögern und Stocken im Denken wie im Handeln miteingeplant und als normativ gut kategorisiert wurde. Nach Welzer hat bereits Hannah Arendt beschrieben, dass in der Sprache der Nationalsozialisten diese Denkweise integriert wurde.<sup>1583</sup> Aus „Befehlsempfängern“ waren „Befehlsträger“<sup>1584</sup> geworden („um – in Anlehnung an die alten ‚Träger böser Kunde‘ – auszudrücken, welche Last der Verantwortung und Bedeutung diejenigen zu tragen hatten, die Befehle ausführten“<sup>1585</sup>, so kommentierte Arendt),

„Transporteure von Zwecken, die an ihrer Last auch selbst leiden konnten. Genau deshalb konnte es als Ausweis von intakter Moralität gelten, im Töten ‚anständig‘ geblieben zu sein. Und das wiederum setzt voraus, dass sich die Definition dessen, was Recht und Unrecht ist, *insgesamt* verschoben hatte – so dass das Töten von Menschen als ‚gut‘ gelten konnte, weil es dem übergeordneten Wohl der Volksgemeinschaft diente“<sup>1586</sup>.

Die Sprache scheint also eine wichtige Rolle für die moralische Einschätzung der Morde gespielt zu haben, was auch anhand von sprachlichen Details sichtbar wird, die wiederum die Sprache als Ganzes beeinflussten. Die Soldaten unterschieden zwischen ihrer Rolle als Ausführer<sup>1587</sup> eines übergeordneten, zu erfüllenden Plans und der Moralempfindung ihrer Privatperson, die professionell zurückgestellt und dem Wohl aller untergeordnet werden musste. Diese „Rollendistanz“<sup>1588</sup> war anscheinend ausreichend, um Menschen töten zu können. Diese Menschen waren nicht mehrheitlich brutale Sadisten ohne jede Empfindsamkeit für Moral. „Es war viel schlimmer: Sie haben einfach etwas getan, von dem sie glaubten, dass es von ihnen erwartet wurde.“<sup>1589</sup> Sie waren, wie der Historiker Christopher R. Browning sagen würde, „ganz normale Männer“<sup>1590</sup>.

„In einem veränderten normativen Rahmen“, so Welzer, „verändert sich auch die Auffassung darüber, was als moralisches Verhalten gilt – aber das heißt keineswegs, dass Moral hier keine Rolle mehr spielen würde. Das Verhältnis von Massenmord und Moral ist nicht kontradiktorisch, sondern das einer wechselseitigen Bedingung. Ohne Moral hätte sich der Massenmord nicht bewerkstelligen lassen.“<sup>1591</sup>

---

<sup>1583</sup> Vgl. ebd., 37, vgl. Arendt 2013, 101.

<sup>1584</sup> Beide Zitate Arendt 2013, 101.

<sup>1585</sup> Arendt 2013, 101.

<sup>1586</sup> Welzer 2016, 37, im Original hinter „konnten“ eine Endnote zu Arendt, vgl. dazu Arendt 2013, 101.

<sup>1587</sup> Vgl. Sternberger et al. 1986, „Durchführen“, 45ff.

<sup>1588</sup> Welzer 2016, 39.

<sup>1589</sup> Ebd.

<sup>1590</sup> So der Titel von Browning 2009.

<sup>1591</sup> Welzer 2016, 40.

Suggestierte der öffentliche Dialog eine moralische Pflicht, ein Muss des Tötens, so empfand der Täter es möglicherweise ebenso. Dies ist zwar keine Entschuldigung für ein solches Verhalten, denn die Männer waren ja mündige Vernunftwesen, aber vielleicht ein Aspekt einer Erklärung.<sup>1592</sup> Welzer verdeutlicht dies anhand eines Beispiels, bei dem „ein Paranoiker seinen Briefträger für den Agenten einer feindlichen Verschwörung halten und deshalb umbringen kann – was objektiv vollständig irrational, im Rahmen der Deutung des Täters aber höchst rational und sinnhaft ist und im Übrigen dazu führt, dass der Briefträger wirklich tot ist“<sup>1593</sup>. Die Überzeugungen der Nationalsozialisten wurden von Definitionen erzeugt, die willkürlich eine Gruppe Menschen einer anderen unterordneten und damit, wie Hilberg bereits am Anfang dieses Kapitels zitiert wurde, erst den Massenmord ermöglichten.<sup>1594</sup> Welzer beschreibt es so, „dass diese Zukunft durch ein neu definiertes ‚Universum allgemeiner Verbindlichkeit‘ charakterisiert ist, zu dem die Juden nicht gehören“<sup>1595</sup>. Ohne die sprachliche Definition eines Problems, einer Lösung und einem Weg zur Lösung war der Genozid an den Juden vermutlich nicht möglich. Durch die als real gesetzte „Judenfrage“, auf die sämtliche Probleme zurückgeführt wurden, konnte Antisemitismus als einzig mögliche realistische Sicht auf die Dinge erscheinen.<sup>1596</sup>

Die veränderte Sicht auf die Dinge war offenbar so mächtig, dass Menschen lieber verfolgten und töteten als sich der neu etablierten Moral, nachweislich ohne weitreichende Konsequenzen in Situationen, in denen Zivilisten getötet werden sollten,<sup>1597</sup> zu widersetzen. „Der Befehlsnotstand war ein Mythos“<sup>1598</sup>, so Welzer, eine sprachliche Legitimation der eigenen Verhaltensweise. Wie sehr sich die Veränderung der moralischen Sicht auf die Welt sprachlich manifestierte, zeigt auch das Beispiel eines Polizisten eines Bremer Polizeibataillons, der an der Misshandlung der Juden offenbar nichts Außergewöhnliches mehr fand: „Jeden Morgen um 7 Uhr muß das auserwählte Volk antreten und alle Arbeit für uns machen. [...] Die Juden sind Freiwillig. Jeder kann sich auf der Straße einen greifen, um ihn für sich in Anspruch zu nehmen. Ich möchte in keiner Judenhaut stecken. [...] Sie haben keine Zukunft mehr.“<sup>1599</sup> Sein im Umfeld der Front verändertes Milieu mit der dazugehörigen, jeden Tag aufs Neue betonten und ausgelebten, anderen Moral war ihm derart selbstverständlich geworden, dass er nicht bemerkte, dass diese Berichte zuhause womöglich auf

---

<sup>1592</sup> Vgl. ebd., 45f.

<sup>1593</sup> Ebd., 46.

<sup>1594</sup> Vgl. Hilberg 1991, 1067, 1115.

<sup>1595</sup> Welzer 2016, 49.

<sup>1596</sup> Vgl. ebd., 57.

<sup>1597</sup> Vgl. ebd., 85: „Wir wissen inzwischen, dass es nicht einen einzigen nachweisbaren Fall gibt, in dem jemand, der sich an der Teilnahme einer Erschießung verweigert hätte, dafür ernste persönliche Konsequenzen – Versetzung in ein Strafbataillon, Hinrichtung – hätte gewärtigen müssen.“ (ebd.) Auch, wer als SS-Mann oder deutscher Soldat nicht mehr im Konzentrationslager arbeiten wollte, konnte sich versetzen lassen.

<sup>1598</sup> Welzer 2016, 86.

<sup>1599</sup> Zitat eines Angehörigen des Bremer Reserve-Polizeibataillons 105 in einem Brief vom 7.7.1941 an seine Frau, zit. nach Welzer 2016, 103, vgl. ebd.

Unverständnis stoßen würden. Sie „übersehen dabei, dass sie sich längst in einem Rahmen von Gewalt bewegen, der andernorts überhaupt nicht als kommunikel gilt. Insofern deuten die Zitate auch an, wie schnell sich die Binnenperspektive der Akteure und ihre Definition dessen, was berichtenswert ist, also ihr Referenzrahmen, verschoben hat“<sup>1600</sup>. Der moralische Bezugspunkt der Kriegsteilnehmer hatte sich so verändert, dass er zum Gegenteil dessen geworden war, was die Männer ursprünglich als moralisch kennengelernt haben dürften.

„Die rassistische und vor allem antijüdische nationalsozialistische Moral lässt sie vor dem Hintergrund der allgemein geteilten Grundannahme handeln, dass die Juden prinzipiell ein Problem darstellen, das einer Lösung bedarf [...]. Zugleich hat die Definition des Weltanschauungskrieges die Soldaten, Reservepolizisten, SS-Männer auf ein normatives Credo verpflichtet, das sich in der Formel ‚Du sollst töten‘ zusammenfassen lässt.“<sup>1601</sup>

Dieses Erklärungsmodell zeigt, wie vor einer systematischen Gewalt zunächst eine sprachliche Definition dessen, was wünschenswert ist, stand und liefert eine schlüssige Verbindung zu einem Mangel an Schuldgefühlen und -eingeständnissen. Die neue Moral verstärkte das im Krieg sowieso schon vorhandene „Wir gegen sie“-Denken. Das konkrete Kameraden-Wir, das zusammenhalten musste, wenn es überleben wollte, sollte gegen ein abstraktes „sie“ vorgehen, das, nach nationalsozialistischen Maßstäben, den Krieg überhaupt erst verursacht hatte und als minderwertig definiert wurde.<sup>1602</sup> Laut Welzer war es in einer Situation, in der „sie“ erschossen werden sollten, ein Ausscheren aus der Gruppe (selbst bei einem expliziten Angebot dazu, unter Freiheit von Strafe<sup>1603</sup>) sehr viel unwahrscheinlicher als das gruppenkonforme Zusammenhalten. Erschwerend kam hinzu, dass, einmal im Krieg, die Polizisten oder Soldaten oder SS-Männer, die potentiellen Täter, wahrscheinlich selten bis nie mit einem moralischen Referenzrahmen konfrontiert wurden, der dem eigenen widersprach. Es gab einfach keinen Austausch, der dem alltäglich erlebten „Richtig“ hätte Grenzen setzen können.<sup>1604</sup> Otto Ohlendorf, SS-Angehöriger und zuständig für die Leitung der Einsatzgruppe D, schilderte außerdem, dass es anfangs für die Stärkung der neuen Moral besonders wichtig war, einen Bezugsrahmen zu militärischen, begründeten Hinrichtungen zu etablieren, der die Tötungen nicht als willkürliche Gewaltexzesse, sondern als die Vollstreckung

---

<sup>1600</sup> Welzer 2016, 103.

<sup>1601</sup> Ebd., 104.

<sup>1602</sup> Vgl. ebd., 115.

<sup>1603</sup> Vgl. ebd. 105ff., v. A. 113f., vgl. auch ebd., 105, EN 217: Vor einigen Aktionen wurde explizit darauf hingewiesen, dass wer eine solche Vorgehensweise nicht mit seinem Gewissen vereinbaren könne, nur Bescheid geben müsse und daraufhin von z.B. den Erschießungen freigestellt würde. Von diesem Angebot haben im durch Christopher Browning berühmt gewordenen Fall des Polizeibataillons 101 von ca. 500 Männern lediglich 10 bis 12 Gebrauch gemacht. Und dies sogar, obwohl der Vorgesetzte des Bataillons offensichtlich selbst ein Problem mit den geplanten Morden hatte (vgl. Browning 2009, 228, Major Trapp bot seinen älteren Untergebenen unter Tränen an, von der Aufgabe der Erschießung zurückzutreten, vgl. Welzer 2016, 113).

<sup>1604</sup> Vgl. Welzer 2016, 115f.

militärischer Urteile erscheinen ließ. Dazu wurden anscheinend anfänglich stellenweise vor dem Beginn der Tötungen Urteile verlesen, die die Schuld der „Täter“ und die Gerechtigkeit ihres Todes glaubhaft machen sollten.<sup>1605</sup> Die sprachliche Rechtfertigung des eigenen Tuns schien an der (zumindest ersten) Schnittstelle zwischen Option und konkreter Tat eine Rolle zu spielen. Auch im Nachhinein war dieser moralische Bezugspunkt kein angenehmer, aber ein (im internen Referenzrahmen) moralisch stimmig einzuordnender und interpretierbarer.<sup>1606</sup> In der konkreten Situation des Tötens griff ein Mechanismus, den die Nationalsozialisten bereits Jahre vorher sprachlich einleiteten: die Entmenschlichung der Opfer. Das Entkleiden, die Rechtslosigkeit, das „Treiben“ der Opfer bis zum Ort der Erschießung, die Gesichtslosigkeit in der Masse, all das begünstigte die Tötungsbereitschaft.<sup>1607</sup> „Wer A sagt, muss auch B sagen – das ist keineswegs eine nur von außen auf den Akteur wirkende Aufforderung, sondern ein tief in seinem Inneren verankerter Handlungsmodus.“<sup>1608</sup> Dieses Sprichwort ist, wie bereits erwähnt, auch Sternberger als Rechtfertigungsmodell der Nationalsozialisten aufgefallen (vgl. Kap. 5.3).<sup>1609</sup>

Dass auch die Tötung von Kindern innerhalb dieses sprichwörtlichen Referenzrahmens lag, zeigt eine Aussage des Reichsführers-SS Himmler: „Ich habe mich nicht für berechtigt gehalten – das betrifft jüdische Frauen und Kinder –, in den Kindern die Rächer groß werden zu lassen, die dann unsere Söhne und Enkel umbringen. Das hätte ich für feige gehalten. Folglich wurde die Frage kompromisslos gelöst.“<sup>1610</sup> Interessant an dieser Aussage ist, dass Himmler willkürlich eine völlig andere Definition von Feigheit verwendete, als sie üblich war, und damit trotzdem ein Verhalten begünstigen konnte, das in herkömmlicher Definition als feige galt. Innerhalb des neu etablierten Referenzrahmens bildete die vorgebliche Gewissenhaftigkeit eine sinnvolle Erklärung. Die Täter mordeten innerhalb dieser Referenz keine wehrlosen Kinder, sondern brachten ein Opfer für künftige Generationen, die ansonsten selbst von den heutigen Kindern und späteren Tätern, ermordet würden. Ein Mord wurde so zu einer Art vorausschauender Nothilfe. In diesem Stadium der Brutalität lag der Unterschied zwischen „moralisch“ und „unmoralisch“ gehandelt für die Schützen offensichtlich nicht mehr in dem „Ob“, sondern in dem „Wie“. „Sobald diese Frage einmal positiv entschieden ist, verschiebt sich das normative Problem auf Fragen des ‚besseren‘ oder ‚schlechteren‘, ‚humaneren‘ oder ‚inhumaneren‘ Tötens.“<sup>1611</sup> Das ist wohl auch die Erklärung dafür, warum kaum ein Angehöriger eines Erschießungskommandos seine Handlungen als

---

<sup>1605</sup> Vgl. ebd., 83, 127.

<sup>1606</sup> Vgl. ebd., 131.

<sup>1607</sup> Vgl. ebd., 137f.

<sup>1608</sup> Ebd., 141.

<sup>1609</sup> Vgl. Sternberger 1990a, 47-49.

<sup>1610</sup> Himmler zit. nach Welzer 2016, 173, bei Welzer kursiv gesetztes Vorsatz-Zitat.

<sup>1611</sup> Welzer 2016, 187.

moralisch verwerflich einschätzte.<sup>1612</sup> Das Töten von Menschen wurde mehr und mehr zum Alltag, zur ganz normalen Arbeit, die erledigt werden musste. Dass Ohlendorf die „bearbeiteten Gebiete“<sup>1613</sup> erwähnte, wenn er bereits vorgenommene Erschießungen von Menschen jeden Alters meinte, ist bezeichnend. Nach Welzer war die sprachliche Neu-Kategorisierung von Kindern als „Brut“ einer als feindlich definierten und gefühlten „Rasse“<sup>1614</sup> dem mitleidlosen Töten sehr zuträglich.<sup>1615</sup> Zusammenfassend bilanziert Welzer den Zusammenhang von sprachlichem Bezugsrahmen und Morden wie folgt:

„Das [dass bei den Tätern meist keine Lebenskrise, nicht einmal ein Innehalten und schuldig fühlen im Lebenslauf erkennbar sind] ist aus meiner Sicht darauf zurückzuführen, dass die Täter vor Ort innerhalb eines Referenzrahmens gehandelt haben, der keinerlei Zweifel an der Notwendigkeit und Richtigkeit der Handlungen aufkommen ließ [...]“<sup>1616</sup>

Dies geht nach ihm darauf zurück, dass die Täter auch während ihres Tuns keinerlei Schuld empfunden haben. „Eine Verdrängung von Schuld setzt ja doch voraus, dass diese zumindest initial empfunden wurde. Das ist, jedenfalls den verfügbaren Materialien nach, nicht der Fall [...]“<sup>1617</sup> Nach Welzer war der neue Referenzrahmen so überzeugend, dass weder im Moment des Tötens noch folglich in der Rückschau Schuld empfunden wurde. Daher konnte bei den Tätern auch keine Aufhebung der Verdrängung stattfinden. Da sie ihre Taten und Erfahrungen nicht als traumatisch empfunden hatten, habe es auch nichts zu verdrängen gegeben.<sup>1618</sup>

Der Ansatz der sprachlich-moralischen Umdeutung der Welt kann also, ohne eine allumfassende Erklärung der Geschehnisse bieten zu wollen oder können, zeigen, dass es in der richtigen Umgebung (fernab vom sonstigen Wertekanon, unter Gleichgesinnten) sehr schnell dazu kommen kann, dass Mord nicht mehr Mord genannt wird und er damit auch seinen Schrecken verliert. Die Sprache trug im Nationalsozialismus dazu bei, Illegitimes zu legitimieren. Die Sprache war der ideologische Ausgangspunkt der Taten. Das zeigt ebenfalls, um auch ein Beispiel aus einem anderen Kriegsszenario zu nennen, der Umgang amerikanischer Soldaten mit den ihnen widerstrebenden Vietnamesen. Es „galt als sicherster Weg, um jemanden als Vietcong zu identifizieren, ihn als Vietcong zu behandeln – die ‚mere gook rule‘ lautete: ‚if it’s dead and it’s

---

<sup>1612</sup> Vgl. ebd., 197.

<sup>1613</sup> Ohlendorf zit. nach Welzer 2016, 203, vgl. ebd.

<sup>1614</sup> Welzer 2016, 210.

<sup>1615</sup> Vgl. ebd., 210, laut ihm ist die Erziehung der Täter in Staatsformen, die Gehorsam unterstützten, dafür vermutlich förderlich gewesen.

<sup>1616</sup> Ebd., 216.

<sup>1617</sup> Ebd., 218.

<sup>1618</sup> Vgl. ebd.

Vietnamese, it's VC.' Wenn jemand getötet wurde, dann *war* er Vietcong; Töten und Definieren ist hier dasselbe.<sup>1619</sup> So einfach schien das Verhältnis von Sprache und Realität formbar zu sein.

In einem Artikel, der 2017 in einem *ZEIT*-Magazin erschienen ist,<sup>1620</sup> schildert Welzer noch einmal genauer, wie seiner Ansicht nach die Propaganda gewirkt und die Menschen beeinflusst hat. „Das NS-Regime streut nicht nur Lügen. Es verändert die gesamte Sprache – und damit die Wahrnehmung der Welt.“<sup>1621</sup> Es kam nach ihm nicht primär darauf an, dass die nationalsozialistischen Funktionäre zur Erreichung ihrer Ziele im klassischen Sinne einzelne Lügen verbreiteten, um ihre Weltanschauung kundzutun, sondern dass sie zu diesem Zweck zu subtileren und ausgefeilteren Mitteln griffen, um damit den Blick auf die Welt zu verändern. Dies soll noch einmal verdeutlichen, wie ein anderer Referenzrahmen etabliert werden konnte und wie damit bereits vor der Wahl der Nationalsozialisten 1933 begonnen wurde.

Zunächst einmal benötigte der NS eine sprachliche Strategie, wie man eine Demokratie in eine Diktatur überführen konnte, die den Gegner unglaubwürdig erscheinen ließ. Einzelne nationalsozialistische Lügen hätten die demokratischen Politiker noch entkräften können. Daher war es wichtig, ein Netz aus Lügen zu erschaffen, das so undurchdringlich und verwirrend wirkte, dass es lediglich die Glaubwürdigkeit der Politik insgesamt anzweifelte. Da diese Verwirrung während der Weimarer Republik stattfand, wurde sie auch mit ihr in Verbindung gebracht und ihr zur Last gelegt.<sup>1622</sup>

„Die Glaubwürdigkeit des politischen Lügners wächst mit der Menge und der Größe der Lügen, die er aufsticht. Eine Einsicht, die Adolf Hitler und Joseph Goebbels wohlbekannt war. Die Nagelbrettlüge ist eine sprachpolitische Strategie, die kennzeichnend für totalitäre Absichten ist – und zwar in der Eroberung von Deutungshoheit. Daher ist die Funktion von Lügen dieses Typs vor allem im Übergang der Systeme wichtig.“<sup>1623</sup>

Ein Nagelbrett erzeugt einen großen, zusammenhängenden Schmerz für denjenigen, der darauf sitzt. Eine Nagelbrettlüge erzeugt eine große, zusammenhängende Verwirrung und ein daraus resultierendes Misstrauen, das ebenso nicht auf eine Aussage zurückgeführt werden kann. Die antidemokratischen Strategen nutzten nach Welzer gezielt ein Übermaß an Lügen zur Schwächung des republikanischen Systems.<sup>1624</sup> Die mit der Weimarer Republik in Verbindung gebrachte Verwirrung nutzten die Nationalsozialisten und andere sodann zu ihrem eigenen Vorteil.

---

<sup>1619</sup> Ebd., 225, vgl. ebd., hinter dem Zitat im Zitat steht im Original eine EN.

<sup>1620</sup> Vgl. Welzer 2017.

<sup>1621</sup> So der Untertitel von Welzer 2017.

<sup>1622</sup> Vgl. Welzer 2017, 78f.

<sup>1623</sup> Ebd., vgl. ebd. für Welzers Verweis auf John Oliver, der Donald Trumps Verhalten in ähnlicher Weise beschrieb.

<sup>1624</sup> Vgl. Welzer 2017, 78.



Außerhalb des angeprangerten Systems stehend, schienen sie als Einzige die Wahrheit zu sagen. Obwohl sie massiv Juden diffamierten und bedrohten, kam keiner auf die Idee, ein Problem im Antisemitismus zu sehen, sondern bei den Juden. Manche Menschen begannen damit, Jüdinnen und Juden zu verteidigen, obwohl sie offensichtlich gar nichts getan hatten, wofür eine Rechtfertigung angemessen oder sinnvoll gewesen wäre. Schließlich wurde ihnen alles vorgeworfen, angebliche Fehler genauso wie tatsächliche Erfolge.<sup>1625</sup>

„Psychologisch würde man das als Objektverschiebung bezeichnen: Nicht die Angreifer der Demokratie und des Rechts werden zum Problem gemacht, sondern die Angegriffenen. Damit geht eine Verschiebung der Sagbarkeitsregeln einher und – da Begriffe immer auch Deutungsvorgaben für wahrgenommene Wirklichkeiten sind – eine veränderte Realitätssicht.“<sup>1626</sup>

Durch die willkürliche und massive Ausgrenzung einer bestimmten Menschengruppe diskreditierten sich die Nationalsozialisten nicht nur nicht selbst, sondern erschufen eine Wahrheit, die keinen Raum für Widerspruch ließ, da jegliche Kritik als systemimmanente Lüge angesehen wurde. Die verwendeten Begriffe wurden nicht als Abbild einer Meinung unter vielen wahrgenommen, sie bestimmten, wie die Wirklichkeit wahrgenommen wurde. „Solche Sprachpolitik arbeitet nicht mit der klaren Lüge, sondern erschafft gewissermaßen eine andere Wahrnehmung der Welt.“<sup>1627</sup> Hitler wollte sich nicht mit der Etablierung einer äußeren Herrschaft begnügen, er war darum bemüht, „nicht nur eine physische, sondern auch eine mentale totalitäre Herrschaft zu errichten“<sup>1628</sup>. Erst dieser Aspekt macht eine Weltsicht allumfassend, lässt man sich ganz und gar auf sie ein. Die Menschen ließen sich von den Nationalsozialisten begrifflich so verführen, dass sie die Realität anders wahrnahmen als zuvor. Dadurch war es ihnen möglich, die Realität tatsächlich eine andere werden zu lassen. In der neuen, diktatorischen Realität war die nationalsozialistische Meinung dann aber nicht mehr optional, jede versuchte Verhandlungbarkeit konnte zu Verfolgung und Tod führen.<sup>1629</sup> Der einzige sprachliche Schlupfwinkel konnte hin und wieder die Ironie sein. Daher ist es heute zum Teil schwierig herauszufinden, welche Begriffe aus dieser Zeit tatsächlich antisemitisch oder lediglich ironisch so angepasst worden waren, dass sie in der Öffentlichkeit verwendet werden konnten. Ein bekanntes Beispiel ist die sogenannte „Reichskristallnacht“. Welzer weist darauf hin, dass einige Deutsche, den NS-Sprachgebrauch in sarkastischer Weise imitierend, Begriffe prägten, die zwar der allgemeinen Sprachpolitik

---

<sup>1625</sup> Vgl. ebd.

<sup>1626</sup> Ebd.

<sup>1627</sup> Ebd.

<sup>1628</sup> Ebd., vgl. auch Welzers Verweise auf Klemperer ebd.

<sup>1629</sup> Vgl. ebd., 78f.

entsprachen, sie darum aber auch so subtil zu unterwandern vermochten. Beispiele sind die „Reichswasserleiche“ und der „Reichstrunkenbold“, ersteres für Kristina Söderbaum, eine theatralische Schauspielerin, letzteres für Robert Ley, den „Führer der Deutschen Arbeitsfront“<sup>1630</sup>. Nach Welzer ist die „Reichskristallnacht“ ein ebensolches Wortspiel.<sup>1631</sup>

„Es entbehrt nicht der Ironie, dass vermeintliche historische Korrektheit aus diesem kritischen Begriff heute die ‚Reichspogromnacht‘ gemacht hat, als habe es sich um einen spontanen, ungesteuerten Gewaltausbruch gehandelt, in dem der ‚Volkswille‘ zum Ausdruck kam. Exakt diesen Eindruck wollte die NS-Propaganda ja erwecken – der Propagandaminister würde sich über diesen posthumen sprachpolitischen Sieg gewiss amüsiert haben.“<sup>1632</sup>

Da der Begriff der ‚Reichspogromnacht‘ heute sprachpolitisch einwandfrei wirkt und, wenn die Rede auf den 9. November 1938 kommt, in Büchern und Nachrichten bedenkenlos verwendet wird, ‚Reichskristallnacht‘ jedoch als Nazi-Wort par excellence gilt, ist Welzers Einsicht verblüffend, aber überzeugend. Es gibt jedoch auch gute Gründe, die gegen die Verwendung des Kristall-Wortes sprechen. Sternberger sah das Wort noch in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts äußerst kritisch.

„Das ist es, was in der deutschen Überlieferung die ‚Reichskristallnacht‘ heißt. Nicht die Brandwolken, nicht die massenhaften Verschleppungen, nicht die Morde hat das Sprachgedächtnis festgehalten, wie es sich in solcher Namengebung bezeugt, sondern das Klirren der eingeworfenen Fensterscheiben – denn das ist es, was mit dem ‚Kristall‘ bezeichnet wird, und man meint, im Wort das Geräusch noch mitzuhören. Nicht das Verbrechen an Gotteshäusern, nicht das an Menschen, Nachbarn, Landsleuten, nur die ‚Sachbeschädigung‘ ist in diesem Namen aufbewahrt.“<sup>1633</sup>

Diese Einsicht lässt sich nicht anzweifeln, obwohl sogar Sternberger den ironischen Ursprung des Wortes kannte, der „der bedrückten Seele eine gewisse Entladung brachte, daß er eine Ventilfunktion nach Art des Flüsterwitzes ausübte [...]. Kurz, die Vermutung spricht am ehesten für den anonymen Volkswitz, zumal den berlinischen“<sup>1634</sup>. Trotzdem war er gegen seine Verwendung, „weil das Wort verschweigt, was es bedeutet, weil es gleichsam nur ein Tabu benennt.

---

<sup>1630</sup> Alle drei Zitate ebd., 79.

<sup>1631</sup> Vgl. ebd.

<sup>1632</sup> Ebd.

<sup>1633</sup> Sternberger 1988, 224.

<sup>1634</sup> Ebd., 226.

„Reichskristallnacht“ bewahrt keinen Schauer, eher ein Grinsen, und das ist, der Sache nach, ganz und gar ungehörig<sup>1635</sup>.

Die Nationalsozialisten formten die Welt nach ihren Vorstellungen, dazu gehörten auch, wie bereits erwähnt, die Lügen.<sup>1636</sup> Ein Beispiel war die Klassifizierung der Juden als schmutzig. Im Warschauer Ghetto oder in den Konzentrationslagern konnte man diese Behauptung dadurch als bestätigt ansehen, dass man den Zugang zum Wasser praktisch kappte und damit die Lüge zur Realität werden ließ. Arendt formulierte es so:

„Daher verrät die Propagandamethode der unfehlbaren Voraussage, verbunden mit der ihr inhärenten Verachtung aller Tatsachen, mehr als jeder andere totalitäre Propagandatrick, daß die Beherrschung des Erdballs das notwendige Endziel der totalitären Bewegungen ist; denn nur in einer vollständig kontrollierten und beherrschten Welt kann der totalitäre Diktator alle Tatsachen verachten, alle Lügen in die Wirklichkeit umsetzen und alle Prophezeiungen wahr machen.“<sup>1637</sup>

In Welzers Worten: „Die Welt wird nach den Lügen geformt, denen die totalitären Herrscher folgen.“<sup>1638</sup> Mit dieser Strategie gelang es Hitler, sich selbst als begabten Wahrsager der Zukunft zu zelebrieren, der über übersinnliche Kräfte verfügt.<sup>1639</sup> Mit dem im Laufe der Kriegsjahre schwindenden Erfolg der deutschen Armeen, in der direkten Konfrontation mit der Wirklichkeit also, ließ das Vertrauen in das nationalsozialistische System und Hitler zwar nach, jedoch konnte das nach und nach bröckelnde Vertrauen erst durch die Lüge entstehen, durch die Nagelbrettlüge, die zugleich das Zutrauen in die Politiker der Weimarer Republik schwächte und Hitler als einzigen, prophetischen Verfechter und Vorhersager der Wahrheit dastehen ließ. Erst die Mobilisierung der Zivilbevölkerung über die Manipulation der Sprache konnte einen Erfolg der Umsetzung der ideologischen Ziele garantieren. Durch die vorgebliche Übereinstimmung von Hitlers (vorgeblichen) Zielen und den Wünschen der Bevölkerung war es für die Folgen völlig irrelevant, ob Hitler log oder nicht.<sup>1640</sup>

„Wenn sie vorhandenen Identitäts- und Vergemeinschaftungsbedürfnissen entsprechen, sind Lüge und Wahrheit gleich viel wert. Für totalitäre Politik ist Wahrheit eine Funktion sozialer Übereinstimmung, und darauf spekuliert die Politik der Lüge mit Erfolg. Wahrheit

---

<sup>1635</sup> Ebd.

<sup>1636</sup> Vgl. Welzer 2017, 79.

<sup>1637</sup> Arendt 2017, 743.

<sup>1638</sup> Welzer 2017, 79.

<sup>1639</sup> Vgl. ebd.

<sup>1640</sup> Vgl. ebd., 80.

ist, was Zugehörigkeit stiftet. Das gilt nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart.<sup>1641</sup>

Welzers Einsichten fügen den Beobachtungen der Zeitgenossen, in der Rückschau und ohne eigene Betroffenheit leichter möglich, interessante Aspekte hinzu. Er beschreibt distanzierter und emotionslos, wie Wahrheit, Moral und Sprache vom NS manipuliert wurden. Ausgehend von Hilberg wird klar, dass die Definition des „Nicht-Ariers“ bereits logistisch die Voraussetzung für den Genozid war. Welzers Beobachtungen sind allgemeine Einsichten, keine individuellen Erfahrungen. Er ist nicht empört, er möchte lediglich etwas verstehen. Trotzdem kommt er dabei zu Ergebnissen, die zu den Einsichten der Betroffenen passen und diese bestätigen. Welzer betont die Strategie hinter dem Wechsel des Referenzrahmens und wie dieser mit relativer Leichtigkeit sprachlich umgesetzt werden konnte. Damit sieht er die Ursache für die Veränderung der Moral in der Sprache. Neue Sprache und neue Moral stellten nach ihm aber für die Täter das Fundament der Begründbarkeit des Tötens bestimmter Menschengruppen dar. Damit zeigte er, wie die Sprache der Propaganda bei den Tätern verfiel.

## 6.2 Der *Homo sacer* und das Konzentrationslager (Giorgio Agamben)

Es galt daher auch zu untersuchen, welche Rolle Sprache für einen Wissenschaftler spielt, der sich mit der Sprache sowohl im Allgemeinen, als Konstitution des Menschlichen, aber daraus folgend auch mit dem Zusammenhang von Sprache und menschlicher Extremsituation im Konzentrationslager beschäftigt hat, Giorgio Agamben. Geboren 1942, studierte er zunächst Jura, beschäftigte sich aber bereits währenddessen mit Philosophie.<sup>1642</sup> Heute ist Agamben Professor für Ästhetik in Venedig, lehrte bereits in Verona und Paris.

Um Agambens Reflexionen über Sprache nachvollziehen zu können, ist es zunächst wichtig, eine grundlegende Unterscheidung zu kennen, die er in seinem Hauptwerk *Homo sacer* vorstellt: Blickt man auf die griechische Antike zurück, so findet man dort die Abgrenzung zweier Formen von Leben: es gab für die Griechen einerseits *zōé*, andererseits *bíos*. *Zoé* ist das biologische Leben, wie es alle Lebewesen teilen, also gleichermaßen Pflanzen, Tieren und Menschen inhärent, Biologie. *Bíos* hingegen ist die Lebensform, die allein das *Wie* des Lebens betrachtet. Es gibt ein politisches Leben, ein hedonistisches, ein philosophisches Leben. Gemeinsam ist diesen Lebensformen, dass allein der Mensch diese Qualitätsmerkmale in seinem Leben finden kann, da allein sein Leben die Option der Kultur bietet, keine reine Biologie bleiben muss. Ein sinnvolles kulturelles Leben kann

---

<sup>1641</sup> Ebd.

<sup>1642</sup> Seine Abschlussarbeit schrieb er über die Philosophin Simone Weil, vgl. Scheu 2011, 439.

nur das in der Politik sein. Wer zu einem solchen Leben fähig ist, ist erkennbar daran, dass er eine Sprache hat, so Agamben in Bezug auf Aristoteles.<sup>1643</sup>

Erst die Sprache ermöglicht nach Agambens Deutung von Aristoteles Politik, auch, weil erst sie es ermöglicht, Kategorien aufzumachen, Sachverhalte verbindlich zu definieren und Moral auszubilden. Agamben nannte das Leben, das diesem sinnvollen Leben gegenübersteht, das *nackte* Leben.<sup>1644</sup> Das Leben, das keine Sprache hat, kein Recht und das außerhalb der Moral steht, ist das Leben, das wieder ausschließlich als Biologie gesehen wird, als Ressource für die Biopolitik, eine Politik, die diesen Sonderstatus als umgekehrtes Abbild ihrer Macht hervorruft.<sup>1645</sup> Diesem nackten Leben steht „in der abendländischen Politik das einzigartige Privileg zu, das zu sein, auf dessen Ausschließung sich das Gemeinwesen der Menschen gründet“<sup>1646</sup>. Das nackte Leben spielt eine wichtige Rolle für Agambens Einordnung des Konzentrationslagers als Kulminationspunkt der nationalsozialistischen Macht.

Dazu zunächst ein kleiner Einschub zur Biopolitik als Voraussetzung für das Verständnis von Agambens Überlegungen. Es soll, ohne die dahinterstehenden Theorien z.B. von Michel Foucault<sup>1647</sup> angemessen abbilden zu können, lediglich dargestellt werden, was Biopolitik bedeuten kann und wie sie im NS funktioniert hat: Eine biopolitische Macht möchte nicht nur das Individuum maßregeln, sondern konstituiert Macht anhand eines Gattungs-Zugriffs.<sup>1648</sup> Dies wurde ermöglicht durch die in dieser Form erst am Ende des 18. Jahrhunderts aufkommende Wissenschaft der Biologie, die sich mit verschiedenen Formen der Organisation des Lebens beschäftigte.<sup>1649</sup> Die biopolitische Macht betrachtet darauf aufbauend als Gegenstand nicht den Körper des Individuums, sondern sieht die Bevölkerung als Kollektivkörper an. Daher sind ihre Machtausübungen nur im Zusammenhang verständlich und können im Einzelfall zufällig wirken. Das Ziel der biopolitischen Macht ist die Erhaltung des Ganzen, der Gruppe, nicht die Beeinflussbarkeit des Einzelnen durch Disziplinierung.<sup>1650</sup> Ohne hier die Entstehung dieses Phänomens angemessen abbilden zu können, ist es wichtig herauszustellen, dass es also nicht mehr bloß darum ging, ein Fehlverhalten eines Menschen zu bestrafen, sondern den Menschen als Spezies zu begreifen, deren Wohl nicht vom Wohl des Einzelnen abhing.<sup>1651</sup> Dies ermöglichte es, dem Ereignis des Todes eines bestimmten Einzelnen etwas Positives abzugewinnen, denn der Tod

---

<sup>1643</sup> Vgl. Agamben 2016, 11f., 17f.

<sup>1644</sup> Dies geschieht in Anlehnung an Walter Benjamin, vgl. Benjamin 1965, 60, vgl. Scheu 2011, 441.

<sup>1645</sup> Vgl. Agamben 2016, 16ff.

<sup>1646</sup> Ebd., 17.

<sup>1647</sup> Vgl. Geulen 2004, 19ff.

<sup>1648</sup> Vgl. ebd., 19 in Bezug auf Foucault. Diese Macht entstand demnach im Übergang vom 18. zum 19. Jh. (vgl. ebd.).

<sup>1649</sup> Vgl. Geulen 2004, 21.

<sup>1650</sup> Vgl. ebd., 22.

<sup>1651</sup> Vgl. ebd., 20f.

des Fremden, Anderen, ermöglichte das Leben des Eigenen, war also etwas Gutes.<sup>1652</sup> Rassistisch gesehen bedeutete das Sterben des Schlechten also das Leben des Guten, der Tod wurde ideologisch zu einer Vitaminkur. Und „diese[r] Logik der biokausalen Verknüpfung [...]“<sup>1653</sup> entsprang nach Christian Geulen die Möglichkeit von Eugenik und Vernichtung.<sup>1654</sup> Die Nation war nicht mehr ein starrer Zustand aus Lokalität und Abstammung, sondern ein Prozess des Kampfes. Da es um nationale Behauptung ging, musste der Feind jedoch ebenfalls innenpolitisch gefunden werden. Dafür schienen die Juden in der rassistischen Theorie das geeignete Feindbild darzustellen. Ihre Ausgrenzung war keine Folge, sondern die Form des Rassismus.<sup>1655</sup> Zur Konstitution des Deutschen gehörte zwingend die Bekämpfung des Nicht-Deutschen, so Geulen:<sup>1656</sup>

„Insofern war der Kampf gegen die Juden sowohl ein Kampf für die eigene ‚Rasse‘ als auch ein Kampf für die Rassentheorie als Form und Medium der eigenen Selbstverständigung. In dieser Konstellation und in der doppelten Rolle der Juden als Gegner *in* diesem Kampf und als Feinde *der Idee* dieses Kampfes steckte eine fatale Dynamik. [...] Die rassentheoretischen Annahmen konnten Geltung nur beanspruchen, wenn es keine Juden gab; als Geschichtsgesetz behaupten konnte sich der Rassenkampf im Kampf gegen das Judentum nur ohne die Juden. [...] Genau dafür aber hatten die wirklichen Juden, als Individuen oder auch als partikuläre Gruppe, zu verschwinden.“<sup>1657</sup>

Auch nach Agamben war die Gewalt des Nationalsozialismus ein Ergebnis der Biopolitik. Dabei wurden die Juden von den Nationalsozialisten als dauernde Ausnahme von der Regel definiert, um dadurch eine eigene Vormachtstellung als Souveräne zu erlangen. Diese dauernden Ausnahmen wurden in Konzentrationslager gebracht, die Orte der uneingeschränkten Macht des NS-Staates und gleichzeitig der leeren Begriffe.

Die Frage, die Agamben sich unter dem Gesichtspunkt der Ermöglichung eines Ortes wie diesem stellt, ist, was einen Herrschenden oder eine herrschende Riege dort ausmachte. Er macht eine interessante Parallele auf, die von Recht und Sprache: Gesetze sind demnach nur deshalb auf Einzelfälle anwendbar, weil sie es potenziell auch nicht sein können. Indem ein Beispiel aus der Norm fällt, wird der allgemeine Status der Regel nicht unterminiert, sondern im Gegenteil untermauert. Dadurch, dass sie nicht immer und überall Anwendung findet, wird ihre Macht nicht

---

<sup>1652</sup> Vgl. ebd., 24.

<sup>1653</sup> Ebd.

<sup>1654</sup> Vgl. ebd.

<sup>1655</sup> Vgl. ebd., 196f.; die Begriffe „Form“ und „Folge“ wurden von ihm gegenübergestellt.

<sup>1656</sup> Vgl. ebd., 202.

<sup>1657</sup> Ebd., 203.

geschwächt, sondern vergrößert. Dies gilt nach Agamben ebenso für die gesprochene Sprache, die ebenfalls eine Abweichung von der lexikalischen Formulierung sein kann und dadurch deren Geltung nicht schwächt.<sup>1658</sup> Um dies im Zusammenhang mit dem NS richtig einzuordnen, bedarf es jedoch eines genaueren Einblicks in die Vorstellung, die Agamben von Sprache besitzt.

Sprache ist für Agamben allgemein das, was den Menschen von der Nacktheit des Überlebens trennt.<sup>1659</sup> Mirko Wischke verweist auf eine Parallele zwischen Arendt und Agamben: Erst, wenn es dem Menschen gelingt, sein individuelles Leben durch Denken und Sprechen zu gestalten, ist er wirklich Mensch, nicht nur bloße Tatsache, sondern ein Füllhorn an Möglichkeiten.<sup>1660</sup> „Eine Tatsache ist menschliches Leben innerhalb der Sphäre nackter Existenz, eine Lebensmöglichkeit in der Sphäre der Politik. Die Frage ist, wodurch allein in der Sphäre der Politik menschlichem Leben diese Möglichkeit zukommt“<sup>1661</sup> und wie das Einbüßen dieser Fähigkeiten zu nacktem Leben führen kann.

„Wie andere Autoren, die die Bedeutung der Sprache für die antike Polis untersucht haben, geht auch Agamben von der Prämisse aus, dass der Sprache für die Organisation des politischen Lebens der Polis zentrale Bedeutung zukommt, insofern sie das Austragungsmedium der sich auf Zukünftiges beziehenden politischen Beratung ist“<sup>1662</sup>, meint Wischke.

Sprache, die an Zukunft denkt und Zukunft plant, wäre für den politischen Menschen demnach unerlässlich. Darauf aufbauend folgerte Agamben nach Wischke: „Nicht auf schwankende Nutzenkalkulationen gründet sich die Polis, sondern auf Sprache, und die zur Sprache kommenden gemeinsamen Vorstellungen sind die Bedingung, unter der sich eine sprachliche Gemeinschaft in Form politisch agierender Individuen bildet.“<sup>1663</sup> Wenn aber Sprache den Menschen vor dem nackten Leben schützt – wie ist dann das nackte Leben möglich? „Es scheint, als ob Agamben von einem grundlegenden Wandel der Sprache ausgeht. Wie sonst wäre es erklärbar, dass nacktes Leben jene Trennungslinie durchbricht, die ursprünglich die Sprache errichtet haben soll?“<sup>1664</sup> Die Antwort ist vielleicht, dass es politisch agierende Menschen, die sprechend planen, z.B. im Konzentrationslager, als der Extremform des menschlichen nackten Lebens, nicht mehr gab, der Mensch also gewissermaßen dessen beraubt wurde, was ihn ausmachte. Agamben geht davon aus, dass sich der Mensch seiner Stimme bedient, um seine Ansicht des Guten darzulegen. Wenn dies

---

<sup>1658</sup> Vgl. Agamben 2016, 30f.

<sup>1659</sup> Vgl. Agamben 2016, 18, vgl. auch Wischke 2008, 281ff.

<sup>1660</sup> Vgl. Arendt 2003, v.a. 35ff., vgl. Wischke 2008, 281ff.

<sup>1661</sup> Wischke 2008, 282.

<sup>1662</sup> Ebd., 284.

<sup>1663</sup> Ebd.

<sup>1664</sup> Ebd., 283.

zur Politik gehört, weist das darauf hin, dass eine Umgebung des Verstummens und Nicht-gehört-Werdens den Menschen aus seinem Schutzraum der Sprache ausschließen und dadurch wieder *zōé* werden lassen könnte. Agamben ist nämlich der Ansicht, „dass die politische Existenz des Menschen eine sprachliche Existenz ist“<sup>1665</sup>, so Wischke. Die Sprache allerdings wurde im Konzentrationslager auf ein Mindestmaß kupiert. Das Gesprochene fokussierte sich vor allem auf das Gehörte und das Wiederum auf das Befohlene. Aber selbst diese Sprache war nicht kongruent. Die Möglichkeit der Ausnahme war allgegenwärtig, eine „Zone der Unbestimmtheit“<sup>1666</sup>, wie Agamben das Ergebnis der Souveränität über die Ausnahme beschrieb, Alltag. Das dadurch entstehende „Niemandland des Übergangs“<sup>1667</sup> war, anders ausgedrückt, das Land ohne Festlegung, maximale Freiheit und Variabilität auf der Seite der Souveräne, maximales Ausgesetztsein auf der Seite des von Agamben sogenannten *homo sacer*. An dieser Stelle wird deutlich, warum die Ausnahme im Recht und in der Sprache, die die Macht des Machthabenden vergrößert, in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist. „Das heilige Leben des *homo sacer* gleicht Agamben zufolge dem Leben im permanenten Ausnahmezustand.“<sup>1668</sup> Der Häftling im Konzentrationslager war dem ausgesetzt. „*Das Lager ist der Raum, der sich öffnet, wenn der Ausnahmezustand zur Regel zu werden beginnt.* In ihm erhält der Ausnahmezustand [...] eine permanente räumliche Anordnung, einen Bereich, der als solcher jedoch dauerhaft außerhalb der normalen Ordnung verbleibt.“<sup>1669</sup> Was das sprachlich bedeutete und lebensweltlich ausmachte, zeigt Scheu: „Das Lager ist der Ort dieser Einswerdung und demnach der biopolitische Raum schlechthin. In seinem Innern trägt es die Paradoxie der zur Regel gewordenen Ausnahme aus – als Möglichkeit der Unmöglichkeit, als Permanenz der Suspension.“<sup>1670</sup> Dass das Leben mit der Sprache eine Bedeutung erlangt, wurde hier systematisch hintergangen. Das Ergebnis war bloßes Überleben, losgekoppelt von der Sprache. „Der höchste Ehrgeiz der Bio-Macht besteht darin,“ so Agamben, „in einem menschlichen Körper die absolute Trennung von Lebewesen und sprechendem Wesen, von *zōé* und *bíos*, von Nicht-Mensch und Mensch zu erzeugen: das Überleben.“<sup>1671</sup> Beachtlich ist hier, dass Agamben bloßes, biologisches Überleben gleichsetzt mit Sprachlosigkeit und das typisch menschliche, mit Bedeutung angereicherte Leben mit Sprachverwendung.

Im Konzentrationslager gab es also, stärker als an anderen Orten des Geltungsbereichs des Nationalsozialismus, eine Verquickung von Rechts- und Sprachausnahmen. Von beispielhafter

---

<sup>1665</sup> Ebd., 286, vgl. ebd.

<sup>1666</sup> Agamben 2014, 33.

<sup>1667</sup> Scheu 2011, 443.

<sup>1668</sup> Ebd., 444.

<sup>1669</sup> Agamben 2006, 38.

<sup>1670</sup> Scheu 2011, 445.

<sup>1671</sup> Agamben 2003, 136.



Bedeutung ist hier ein Fall, der von Primo Levi aus Auschwitz geschildert wurde: Da die Bekleidung der Häftlinge durch die schwere körperliche Arbeit schnell zerschissen wurde, jedoch keine neue Bekleidung zur Verfügung gestellt, sollten die Inhaftierten dafür Sorge tragen, dass dieser Verschleiß möglichst minimiert wurde. Dazu sollten sie Löcher selbst flicken. Ad absurdum geführt wurde diese Vorschrift dadurch, dass weder Nadel noch Faden verfügbar waren.<sup>1672</sup> Eine Missachtung der Regel durch diese inhaltliche Widersprüchlichkeit war also unumgänglich. Was daraus jedoch resultierte, ob die Eingesperrten bestraft wurden und wenn ja, wie, war nicht klar, die Option der Ausnahme war sowohl sprachlich als auch rechtlich eine ständige Permanenz. Der Versuch, die Regel einzuhalten (z.B. durch das Erbeten des Nähzeugs) konnte ebenfalls bestraft werden. Der Häftling konnte sich auf nichts verlässlich berufen, da er nicht nur einen dauerhaften rechtlichen Ausnahmestatus innehatte, sondern zusätzlich als politisches, Sprache besitzendes Wesen nicht mehr existierte. „Der Souverän ist der Punkt der Ununterschiedenheit zwischen Gewalt und Recht, die Schwelle, auf der Gewalt in Recht und Recht in Gewalt übergeht.“<sup>1673</sup> Im Konzentrationslager, wie auch im gesamten Geltungsbereich des Nationalsozialismus, wenn man einer bestimmten Gruppe angehörte, entstand ein Raum der Rechtsleere.<sup>1674</sup> Das Recht war nicht nur gleichzeitig Gewalt, es entstand eine neue Qualität von Gewalt, indem das Recht so variabel war, dass es willkürlich wurde.

Agamben verglich die Situation der Häftlinge im Lager mit der des Protagonisten in Kafkas Roman *Der Prozess*. Eine Erzählung, in der Josef K. ständig Regeln unterworfen ist, die er nicht versteht und die ihm auch keiner bereit ist zu erklären. Mit der Kenntnis eines diesbezüglichen Briefwechsels von Gershom Scholem und Walter Benjamin nennt Agamben dieses Stadium „*Geltung ohne Bedeutung*“<sup>1675</sup>. Ein Zustand also, in dem etwas Vollzugskraft hat, jedoch keinen Sinn, keine allgemeine Struktur und keine Verständlichkeit besitzt. An diesem Punkt ist demzufolge potentiell alles verboten und jeder Handlung wohnt die Gefahr inne, eine verbotene oder nicht verbotene, aber bestrafenswerte zu sein. Die von Taylor postulierte konstitutive Kraft der Sprache, Bedeutung zu schaffen oder zu erkennen, war damit für die Eingesperrten unerreichbar. Für die Machthaber hingegen gab es einen Sinn in der Geltung ihrer beliebigen Regeln, nämlich den, zu zeigen, dass sie die Überlegenen und die anderen die Unterlegenen waren. Insofern hatte die Geltung also schon eine Bedeutung, anders als Agamben dies darstellt, es kam hierbei vielleicht lediglich darauf an zu unterscheiden, für *wem* es eine Bedeutung gab.

---

<sup>1672</sup> Vgl. Levi 2017, 19.

<sup>1673</sup> Agamben 2016, 42.

<sup>1674</sup> Vgl. ebd., 46f.

<sup>1675</sup> Ebd., 62, vgl. ebd., 61.

An dieser Stelle soll die Figur des historischen *Homo sacer*, des heiligen Menschen, etwas genauer dargestellt werden, um auch Agambens moderne Verwendung zu erklären. Der römische Lexikon-Schreiber Sextus Pompeius Festus, der vermutlich im zweiten Jahrhundert nach Christus lebte, definierte einen heiligen Menschen in seinem Werk *Über die Bedeutung der Wörter* folgendermaßen: „*Sacer* aber ist derjenige, den das Volk wegen eines Delikts angeklagt hat; und es ist nicht erlaubt, ihn zu opfern; wer ihn jedoch umbringt, wird nicht wegen Mordes verurteilt; [...] Daher pflegt man einen schlechten und unreinen Menschen *sacer* zu nennen.“<sup>1676</sup> Es geht an dieser Stelle nicht darum, in die Tiefe des römischen Rechtsverständnisses einzutauchen. Vielmehr ist es hier interessant zu wissen, dass es eine lange Tradition von einer Figur im Recht gibt, die straflos getötet, ja sogar umgebracht werden darf. „Heilig“ ist also kein Begriff, der per se Achtung fordert. Vielmehr beschreibt er eine Distanz. Diese Distanz kann sowohl aus einer Achtung entstehen (wie z.B. bei Götterstatuen) als auch aus einem Gefühl des Abscheus heraus, da man etwas als unrein einstuft.<sup>1677</sup> Der *homo sacer* gehörte zur letzteren Gruppe. Wer ihn tötete, vollzog damit weder göttliches (da eine Opferung verboten war) noch menschliches Recht (da es keinen Grund und kein Urteil gab).<sup>1678</sup> Diese Definition schaffte einen Raum der Rechtslosigkeit für die von ihr Betroffenen. Dies galt beispielsweise für die Jüdinnen und Juden im nationalsozialistischen Deutschland. Agamben definiert es so: „*Souverän ist die Sphäre, in der man töten kann, ohne einen Mord zu begehen und ohne ein Opfer zu zelebrieren, und heilig, das heißt tötbar, aber nicht opferbar, ist das Leben, das in diese Sphäre eingeschlossen ist.*“<sup>1679</sup> Und der Souverän, so muss man hinzufügen, ist diejenige Person, die entscheiden kann, wer bestimmt, wer Teil der heiligen Sphäre ist, wer also straflos getötet werden darf.<sup>1680</sup> Dies galt im Besonderen im Konzentrationslager, als abgeschlossenem Geltungsraum dieser Regel.

Allein dieses Zitat Agambens zeigt, wie stark die Parallele zum von den Nazis geschaffenen Konzentrationslager ist bzw. wie man die Beschreibung des Heiligen hier als Definition des KZ-Häftlings lesen könnte. Zusammengefasst entsteht die Willkür also dadurch, dass jemand (der Souverän) bestimmen kann, wer ein heiliges Leben führt und damit alles, was daraus folgt, erlaubt. Am Beginn der erlaubten Tötung steht also die Definition als „heilig“. Dies lässt sich damit vergleichen, dass auch Hilberg in seiner Arbeit *Die Vernichtung der europäischen Juden*<sup>1681</sup> davon

---

<sup>1676</sup> Sextus Pompeius Festus zitiert nach Agamben 2016, 81, vgl. ebd.

<sup>1677</sup> Vgl. Agamben 2016, 85ff.

<sup>1678</sup> Vgl. ebd., 92.

<sup>1679</sup> Ebd., 93.

<sup>1680</sup> So definiert auch Carolin Emcke die Roma im Kosovo-Krieg als „*homo sacer*“, wie Giorgio Agamben das nennt, als Figur, die man töten kann, ohne dafür bestraft zu werden“ (Emcke 2004, 43).

<sup>1681</sup> Vgl. Hilberg 1991.

ausgeht, dass (wie bereits in Kap. 6.1 ausgeführt) am Anfang der unterschiedlichen Einschätzung und Behandlung von Juden und z.B. anderen Deutschen ihre sprachliche Abgrenzung stand.<sup>1682</sup>

Da nach Agamben die Definition des nackten Lebens eine Leistung des Souveräns ist, gehört diese Leistung exklusiv zu ihm, ihre Herstellung ist ein konstitutives Merkmal der eigenen Legitimation als Souverän. Es besteht also eine Abhängigkeit der Existenz des Einen in der Existenz des Anderen.

„An den beiden äußersten Grenzen der Ordnung stellen der Souverän und der *homo sacer* zwei symmetrische Figuren dar, die dieselbe Struktur haben und korreliert sind: Souverän ist derjenige, dem gegenüber alle Menschen potentiell *homines sacri* sind, und *homo sacer* ist derjenige, dem gegenüber alle Menschen als Souveräne handeln.“<sup>1683</sup>

Agamben zufolge war der Mensch im Konzentrationslager erst dadurch möglich, dass er Biopolitik wurde.<sup>1684</sup> Nicht nur sein gesellschaftlicher Status als Bürger eines Staates wurde politisch gedacht, sondern sein ganzes, biologisches Leben. Es gab keine Grenze, die die Politik nicht überschritt, sie drang in jede Zelle des Organismus. Dies war erst dadurch denkbar, dass man über einzelne Menschen tatsächlich wie über Tiere dachte, die man nach Belieben behandeln konnte: Noch brauchbare Nutztiere wurden für schwere Arbeit ausgenutzt, waren sie dazu nicht mehr in der Lage, konnte man sie als Schädlinge vernichten. Levi wies, wie bereits erwähnt, als Chemiker darauf hin, dass auch die Zusammensetzung von Zyklon B, dem Gift also, das in den Gaskammern eingesetzt wurde, keines war, das dazu gedacht war, Menschen zu töten, also möglichst schnell und schmerzfrei zu wirken (vgl. Kap. 4.3). Vielmehr war die Kombination des Gifts darauf ausgelegt, die Menschen zu schützen, die es einleiteten oder transportierten, enthaltenes Tränengas und beigefügter Reizstoff verursachten eine unangenehme Reizung der Schleimhäute bei Verflüchtigung, sodass ein Defekt des Behälters beispielsweise schnell erkannt werden konnte (vgl. auch Kap. 6.3).<sup>1685</sup> Dass genau diese Eigenschaften den Tod der Eingesperrten „unmöglich schmerzhaft“ machten und sie damit eine „unfassliche Grausamkeit an den Tag gelegt haben“<sup>1686</sup> war in der Sicht auf den Häftling als Plage nicht relevant.<sup>1687</sup> Das Gift, das nach Levi zur Bekämpfung von Ratten-Plagen auf Schiffen ersonnen wurde, zeigt die weitreichenden Folgen der sprachlichen Ab- und Umwertung der Juden. Arier und Nicht-Arier, Deutscher und Nicht-Deutscher wurden Gegenpole, die in der extremen Form des Nicht-Deutschen, des Juden, wie die

---

<sup>1682</sup> Vgl. ebd., 1067 und 1115.

<sup>1683</sup> Agamben 2016, 94.

<sup>1684</sup> Vgl. ebd., 124.

<sup>1685</sup> Vgl. Levi 2017, 56.

<sup>1686</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>1687</sup> Vgl. ebd.

Unterscheidung von Mensch und Schädling begriffen werden konnten. Im Zusammenhang mit dem *homo sacer* und der dazugehörigen Sicht auf die Ausgeschlossenen war diese Art des Tötens also systemintern folgerichtig.

Bei dieser Abgrenzung gab es keine klaren Merkmale: „Einer der wesentlichen Züge der modernen Biopolitik [...] ist die Notwendigkeit, im Leben laufend die Schwelle neu zu ziehen, die das, was drinnen, und das, was draußen ist, verbindet und trennt.“<sup>1688</sup> Diese sprachliche Indifferenz sorgte wiederum für die Bestätigung des Status Mensch als Souverän und des Status Tier als nacktes Leben, das lediglich dadurch entsteht, dass ein Mensch es so bezeichnet und behandelt. Der Begriff des „lebensunwerten Lebens“ sollte diese Ungleichbehandlung moralisch rechtfertigen.<sup>1689</sup> Der Mord wurde hiermit umdeutbar in eine Art Gnade. Agamben ist der Ansicht, dass das „Euthanasie“-Programm der Nazis, obwohl es gesellschaftlich sehr unbeliebt war, trotzdem durchgesetzt werden musste, um Schritt für Schritt die Tötbarkeit von Menschen, abseits einer rechtskräftigen Verurteilung, denkbar werden zu lassen. Hier war die Schnittstelle, wo die Biopolitik in Tötungspolitik („Thanatopolitik“<sup>1690</sup>) umschlug. Das, was Hitler sagte, so Agamben, wurde zum Gesetz, und er allein konnte darüber entscheiden, welches Leben erhalten werden sollte und welches vernichtet werden musste, da er über den „biopolitischen Bestand“<sup>1691</sup> bestimmen konnte.<sup>1692</sup> Obwohl Hitler zweifellos die Rolle des Souveräns einnahm, lebte das System des NS jedoch davon, dass es allen mehr oder weniger Mächtigen innerhalb des NS möglich war, zum Souverän zu werden, das erwähnte Agamben hier nicht. Dies wurde z.B. durch deutsche Polizisten, die jüdische Zivilisten in Babi Yar ermordeten und die Männer gewährleisteten, die das Zyklon B in die Gaskammern einleiteten. Wenn das KZ (oder die Erschießungsstelle oder ein anderer Ort in einer Situation der absoluten Macht) der Ort der totalen Souveränität des NS darstellte, war dort nicht Hitler der Souverän, sondern viele Einzelne, wie in wahrscheinlich fast allen konkreten Situationen, in denen unmittelbar körperliche Gewalt ausgeübt wurde.

Im Lager wurde der besondere Zustand, der Ausnahmezustand *in persona*, ins Extrem geführt. Agamben verdeutlichte dies anhand von den in den Konzentrationslagern durchgeführten Menschenversuchen und fragte sich, wie diese brutale Form der Folter für einige Ärzte offensichtlich zu ihrem wissenschaftlichen Duktus passend eingeschätzt werden konnte:

---

<sup>1688</sup> Agamben 2016, 140.

<sup>1689</sup> Vgl. ebd., 145ff., der Begriff stammt aus dem Titel des Buches *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form* von Karl Binding und Alfred Hoche (1920).

<sup>1690</sup> Agamben 2016, 151, vgl. ebd., 151f.

<sup>1691</sup> Ebd., 152.

<sup>1692</sup> Vgl. ebd., 152.

„Die einzige mögliche Antwort ist, daß [...] die besondere Bedingung der VP entscheidend gewesen ist (zum Tod Verurteilte oder Häftlinge in einem Lager, in das einzutreten den endgültigen Ausschluß aus der politischen Gemeinschaft bedeutete). Genau darum, weil sie aller Rechte und aller Erwartungen, die wir gewöhnlich mit der menschlichen Existenz verbinden, beraubt und dennoch biologisch noch am Leben sind, halten sie sich in einer Grenzzone zwischen Leben und Tod, zwischen Innen und Außen auf, wo sie nichts weiter mehr waren als nacktes Leben.“<sup>1693</sup>

Dadurch also, dass sie ihren politischen Status als Bürger verloren, zeitlich und räumlich in einer Welt lebten, die abgeschnitten war von der Welt des „normalen“ Lebens, also des Politischen und Öffentlichen, nicht mehr als Menschen galten, konnte mit ihnen auch so umgegangen werden, wie man wollte. Einzig ihre physiologische Reaktions-Vergleichbarkeit war noch von Interesse.

Diese Verwandlung des Blicks auf bestimmte Menschen bezeichnet Agamben als „radikale Transformation“<sup>1694</sup>. Dass in der Medizin der Wert des Lebens die leitende Maxime ist, war, Kracausers Theorie weitergedacht, also die Art von Worthülse, die einen, auf den ehemaligen Inhalt bezogenen, positiven Klang hatte, da sie Respekt vorspiegelte (vgl. Kap. 5.1). Jedoch war ihr aktueller Inhalt ein ganz anderer geworden. Der Wert des Menschen bezog sich nunmehr auf die Verwertbarkeit seines Körpers, seine biologische Ökonomie.<sup>1695</sup>

Die Rassenpolitik war auch begrifflich ideologisch und hatte wenig mit Biologie zu tun. Abgesehen davon, dass Hitler nach Agamben schon während seines Schreibens an *Mein Kampf* wusste, dass die Juden keine eigene Rasse bilden,<sup>1696</sup> waren auch die Rassegesetze selbst wenig kongruent. Auch die angeblich sanguinisch höhergestellten „Arier“ mussten sich nämlich dem Status des Deutschen erst einmal als würdig erweisen.<sup>1697</sup> Auch sie konnten entnationalisiert und damit zu Rechtlosen werden. Einerseits wurde also postuliert, dass „Rasse“ und dazugehörige bessere oder schlechtere Behandlung aus einer biologischen Tatsache resultierten, andererseits hing diese „Tatsache“ davon ab, ob man sich ihr politisch-moralisch als würdig erwies, die Biologie entstand also aus der Politik. Aus heutiger Sicht auf die Rassepolitik mag das nichts Neues sein, aus der dem NS inhärenten Argumentation heraus ist es zumindest bemerkenswert.

Bei den Menschenversuchen in den Konzentrationslagern, bei denen die Gefangenen hohem Luftdruck oder sehr kaltem oder salzigem Wasser ausgesetzt wurden, bezeugt die Sprache der

---

<sup>1693</sup> Ebd., 168, vgl. ebd., 163, „VP“ bedeutete „Versuchspersonen“ (ebd.).

<sup>1694</sup> Ebd., 154.

<sup>1695</sup> Vgl. ebd., 154f.

<sup>1696</sup> Vgl. ebd., 155.

<sup>1697</sup> Vgl. ebd., 158.

Protokolle die dazugehörige zugleich herabsetzende und rechtfertigende Einstellung. Eine bis zur Bewusstlosigkeit heruntergekühlte Person, die wiederbelebt werden musste, sollte durch Körperwärme zurückgeholt werden. Diese Wärme sollte von zwei Frauen ausgehen.<sup>1698</sup> Unabhängig von den dahinterstehenden sexuellen Antrieben und möglichem Sadismus und Voyeurismus, ist interessant, dass diese Form der Wiederbelebung „durch tierische Wärme“<sup>1699</sup> geschehen sollte, als ob links und rechts des Malträtierten zwei Füchse oder Hunde gelegen hätten.

„Der Zeitraum zwischen dem Todesurteil und der Vollstreckung und das eingezäunte Gebiet des Lagers errichten eine extratemporale und extraterritoriale Schwelle, wo der menschliche Körper von seinem normalen politischen Status losgelöst ist und so in einem Ausnahmezustand den extremsten Wechselfällen überlassen wird [...].“<sup>1700</sup>

Wenn hieraus eine angemessene Schlussfolgerung für die Menschenversuche gezogen werden können soll, muss man in Agambens Erklärung ein Wort streichen, oder zumindest in Anführungszeichen setzen, nämlich „menschlich“. In der Ideologie bewertet, aus der sowohl das Lager als auch der Menschenversuch entsprang, waren die einzigen Menschen dort ja gerade *nicht* die Inhaftierten. Außerdem ist das Wort „Mensch“ vermutlich nach dem Vorausgehenden nicht von „politischem Status“ (und damit Sprachwesen) ablösbar. Dies ist nicht nebensächlich. In diesem Sinne war das Quälen, Aushungern- und Verdursten-Lassen keine Loslösung vom „normalen“ politischen Status der Juden,<sup>1701</sup> sondern vielmehr die Verwirklichung ihres Status in der nationalsozialistischen Ideologie. Dazu passend formulierte auch Agamben: „Das Lager ist schlicht der Ort, an dem sich der höchste Grad der *conditio inhumana* verwirklicht hat, die es auf Erden je gegeben hat“<sup>1702</sup>. Er formulierte es an dieser Stelle als Kritik, denn das Lager verlangt seiner Ansicht nach nach Analyse und wissenschaftlicher Aufklärung, nicht nach „schlichten“ Einsichten,<sup>1703</sup> aber das Wort „unmenschlich“ wird hier auch von ihm unterschätzt. Es bedeutet nämlich nicht nur „ein Mensch wird behandelt, als ob er kein Mensch wäre“, sondern viel weitreichender „ein Mensch darf keiner mehr sein“. Schlicht ist daran nichts. Vielmehr stellt es,

---

<sup>1698</sup> Vgl. ebd., 164.

<sup>1699</sup> Zit. nach ebd., vgl. ebd.

<sup>1700</sup> Ebd., 168; im Original hinter „des Lagers“ eine Fußnote mit der Anmerkung, dass dieses Wort auch im italienischen Original auf Deutsch steht. Dies wohl deshalb, weil sich manche Wörter nicht adäquat übersetzen lassen, ohne, dass etwas verloren geht. Ein „Lager“ ist hier nicht dasselbe wie etwas anderes.

<sup>1701</sup> Selbstverständlich wurden im Konzentrationslager ebenfalls andere Menschengruppen gequält und Einzelpersonen willkürlich festgehalten. Das Beispiel des entrechteten Juden ist jedoch sowohl in der nationalsozialistischen Propaganda begrifflich exemplarisch als auch anhand der vorliegenden Zahlen von im KZ Getöteten, darum werden sie hier, ohne andere Opfer leugnen oder zurückstellen zu wollen, meistens genannt. Dies liegt auch an den verwendeten Zeugenberichten und der darauf rekurrierenden Sekundärliteratur.

<sup>1702</sup> Agamben 2016, 175.

<sup>1703</sup> Vgl. ebd.

mindestens in der Kombination mit den Resultaten dieser Definition, eine weitreichende Neuerung dar.

Sprachlich interessant in diesem Zusammenhang ist das juristische Wort, das die Lager nach Agamben erst ermöglichte, der „Ausnahmezustand“. Ohne hier zu sehr auf die rechtlichen Details einzugehen, war es so, dass der Artikel 48 der Weimarer Verfassung die Einschränkung bestimmter Grundrechte erlaubte, wenn die Sicherheit des Staates andernfalls gefährdet würde. Das entscheidende Wort in der Formulierung lautete „vorübergehend“<sup>1704</sup>. In der von den Nationalsozialisten herausgegebenen „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“<sup>1705</sup> (1933) war nicht mehr die Rede von „Ausnahmezustand“<sup>1706</sup>. Vielmehr sollten die entsprechenden Artikel auf unbestimmte Zeit außer Kraft gesetzt werden.<sup>1707</sup> Da diese Verordnung zwölf Jahre bestehen blieb, ist somit also die ursprüngliche Ausnahme von Weimar zur Regel geworden. Der Ausnahmezustand war jedoch die Voraussetzung der sogenannten Schutzhaft, die es erlaubte, Menschen ohne spezifischen Grund festzuhalten, einzig aufgrund der allgemein deklarierten Sicherheitsbedenken der Regierung. Die Möglichkeit der Schutzhaft war aber wiederum ein Vorläufer der „Haft“ in den Konzentrationslagern.<sup>1708</sup> Die Erklärung der Ausnahme zur Regel war also in gewisser Hinsicht eine Voraussetzung der Verbreitung der Konzentrationslager und des millionenfachen Einsperrens.

„Dieser konstitutive Nexus zwischen Ausnahmezustand und Konzentrationslager kann für ein richtiges Verständnis der Natur des Lagers gar nicht überschätzt werden [...] *Das Lager ist der Raum, der sich öffnet, wenn der Ausnahmezustand zur Regel zu werden beginnt.* Im Lager erhält der Ausnahmezustand, der vom Wesen her eine zeitliche Aufhebung der Rechtsordnung auf der Basis einer faktischen Gefahrensituation war, eine dauerhafte räumliche Einrichtung, die als solche jedoch ständig außerhalb der normalen Ordnung bleibt.“<sup>1709</sup>

Der Begriff des Ausnahmezustands wurde also nicht nur in Bezug zur Dauer ad absurdum geführt, sondern auch inhaltlich. Was zum Schutz des Einzelnen vorübergehende Freiheitsberaubungen zur Folge haben konnte, wurde zum Instrument der gezielten Freiheitsberaubung ad infinitum. Der Wortklang „Ausnahme“ wurde zu einer Hülle, der mit seiner ursprünglichen inhaltlichen Füllung (also Definition) nichts mehr zu tun hatte. Agamben weist darauf hin, dass die Definition und die Anwendung der Schutzhaft so ungenau wie möglich sein und bleiben sollten, um größtmögliche

---

<sup>1704</sup> Vgl. ebd., 176.

<sup>1705</sup> Vgl. ebd., 176f.

<sup>1706</sup> Vgl. ebd., 177.

<sup>1707</sup> Vgl. ebd.

<sup>1708</sup> Vgl. ebd., 176f.

<sup>1709</sup> Ebd., 177f.

Freiheit in ihrer Umsetzung zu gewähren. Der Weg hierhin war bereits dadurch geebnet, dass der Begriff des „Rechts“ weitestgehend ausgehöhlt worden war: Rechtens war nicht mehr nur das Gesetzmäßige, damit war eine definitorische Festlegung also gar nicht mehr nötig.<sup>1710</sup> Das Lager war also nach Agamben der Ort, an dem die Ausnahme zur Regel, das unnormale, nicht rechtmäßige Einsperren zur Normalität wurde und dies gelang, weil das Recht zu dem wurde, was fakt war.<sup>1711</sup> „Wer das Lager betrat, bewegte sich in einer Zone der Ununterscheidbarkeit zwischen Außen und Innen, Ausnahme und Regel, Zulässigem und Unzulässigem, in welcher die Begriffe selbst von subjektivem Recht und rechtlichem Schutz keinen Sinn mehr hatten [...].“<sup>1712</sup>

„Ein Begriff wie jener der nationalsozialistischen Rasse [...] funktioniert wie eine Generalklausel (analog zu ‚Gefährdung‘ oder ‚Gute Sitten‘), der jedoch nicht auf eine äußere faktische Situation verweist, sondern einen unvermittelten Zusammenfall von Faktum und Recht herbeiführt. Der Richter, der Funktionär oder wer immer mit diesem Begriff zu tun hat, orientiert sich nicht mehr an einer Norm oder einer faktischen Situation; durch seine ausschließliche Bindung an die Rassengemeinschaft [...] bewegt er sich in einer Zone, in der die Unterscheidung zwischen Leben und Politik, zwischen Tatsächlichem und Rechtlichem buchstäblich keinen Sinn mehr gibt.“<sup>1713</sup>

„Das Lager ist der Ort dieser absoluten Unmöglichkeit, zwischen Faktum und Recht, zwischen Norm und Anwendung, zwischen Ausnahme und Regel zu unterscheiden, und es ist der Ort, wo dennoch unablässig darüber entschieden wird. [...] Die Absonderung des jüdischen Körpers ist unmittelbar Produktion des eigentlichen deutschen Körpers, so wie die Anwendung der Norm seine Produktion ist.“<sup>1714</sup>

Die Verwirrung durch Worte im NS scheint bei Agamben schlüssig dargelegt zu werden. Der Zusammenhang von sprachlicher Ankerlosigkeit durch das Ablösen von Begriffen und ihren dazugehörigen Inhalten, die dadurch entstehende politische Freiheit und die konkrete körperliche Gewalt folgten nach Agamben aufeinander. Taylors konstitutive Theorie der Sprache wird mit Agambens Überlegungen gestützt und erlangt zusätzliche Plausibilität, indem bei Agamben gezeigt wird, dass sprachliche und konkrete Willkür im NS wahrscheinlich zusammenhängen.<sup>1715</sup> Dabei ist Agambens Fokus jedoch, anders als bei Kracauer, Sternberger oder Hilberg, auf das

---

<sup>1710</sup> Vgl. ebd., 178.

<sup>1711</sup> Vgl. ebd., 179.

<sup>1712</sup> Ebd., 179f.

<sup>1713</sup> Ebd., 181.

<sup>1714</sup> Ebd., 182f.

<sup>1715</sup> Agambens Buch *Homo sacer* (Erstveröffentlichung in Deutschland 2002, vgl. Agamben 2016) ist viel älter als Taylors Werk zur Sprachphilosophie (Erstveröffentlichung in Deutschland 2017, vgl. Taylor 2017), dennoch wurde im vorliegenden Text Taylors Analyse um Agambens Einsichten erweitert.



Konzentrationslager gerichtet. Nach Agamben war die Aushöhlung des Begriffs des Ausnahmezustands die erste Bedingung für die „Schutzhaft“ und das Konzentrationslager. Dort wurde wiederum ein Ort für den Ausnahmezustand geschaffen. Das Lager war die dauernde Manifestation der Ausnahme und die Eingesperrten waren dauerhaft außerhalb und abgeschnitten von der Alltagswelt der Deutschen. Das nackte Leben, das nicht politische, nicht bedeutungsvolle Leben ist nach Agamben das nicht-sprachliche Leben. Für ihn sind Sinn und Sprachfähigkeit also verbundene Eigenschaften, das Menschsein daran gekoppelt. Agamben schafft damit, sowohl in Hinblick auf die sprachliche Ermöglichung des KZ als auch in Hinblick auf die Verquickung von Sprache und Menschsein, eine Erweiterung des Verständnisses des Zusammenhangs von Sprache und Gewalt.

Taylors affirmative Sprachtheorie hat als Voraussetzung, dass man sich begrifflich auf die Welt verlassen kann und davon ausgehend anfangen kann zu konstituieren. Ist man ständig damit beschäftigt, sich in einer verwirrenden Welt zurechtzufinden, die man nicht versteht, so zeigt Agamben, kann dies nicht gelingen (vgl. auch Kap. 5.1). Besonders herauszustellen ist jedoch, dass auch Agamben aufzeigt, dass der Veränderung der Handlungen, der Brutalität, die Veränderung der Sprache, die Verwirrung, die Unbestimmtheit und Variabilität der Begriffe, vorausging.

Agamben sagt: „Von den Lagern gibt es keine Rückkehr zur klassischen Politik“<sup>1716</sup>. Ebenso gibt es vielleicht keine bruchlose Rückkehr zu einer rein affirmativen Sprachphilosophie.

### 6.3 Verstehen als Konstitution des Menschlichen (Donatella Di Cesare)

Die italienische Philosophin Donatella Di Cesare fragt sich noch direkter als Agamben nach der Rolle der Sprache in Auschwitz und der Reichweite dieses Ortes ohne Möglichkeit des Verstehens für das, was passierte, in der heutigen Sprachphilosophie.

„How can one continue to philosophize calmly about language after Auschwitz? How can one continue to philosophize after the anti-world of the world and after the anti-language of language? How can one continue to philosophize as if nothing had happened? If anything, it is starting from ‚what happened,‘ from that limit situation, where the limit of the human condition became the center of the inhuman condition, and the exception became the rule, that philosophy must rethink language, must reflect yet again, once again,

---

<sup>1716</sup> Agamben 2016, 197.

and more responsibly, on speaking and understanding. And it is precisely understanding that, starting from Auschwitz, after Auschwitz, demands to be understood anew.<sup>1717</sup>

Di Cesare betont hier zweierlei: Erstens kann man nach Auschwitz nicht so über Sprache und Verstehen nachdenken wie zuvor. Mit dieser Zäsur in der Geschichte geht nunmehr eine Verantwortung der Forscher einher, sich dem Thema mit einem Bewusstsein für seine Reichweite zu widmen. Zweitens verweist sie auf einen Aspekt, den Kracauer in seiner Beschreibung der NS-Sprache stark gemacht hatte: Die Welt des Nationalsozialismus ist eine Welt der Umkehrungen und Verwirrung. Das, was ehemals am Rande des Menschlichen stand (Gewalt, Irrationalität, Terror) und eher als Möglichkeit denn als Tatsache existierte, wurde ins Zentrum der Tatsachen gerückt. Die Ausnahme wurde zur Regel, die Anti-Sprache zur Sprache. Anhand dieser Beispiele lässt sich gut erkennen, inwiefern das wissenschaftliche Nachdenken über Sprache nach diesem (Sprach-)Einschnitt in der Geschichte, der die Welt maßgeblich verändert hat, ein anderes, gewissenhafteres geworden sein muss, nach Di Cesare.

Als Voraussetzung hierfür sieht sie die Hermeneutik, vor allem die Hans-Georg Gadamer und Martin Heideggers, die sie in zwei zentralen Aussagen gegenüberstellt und sich selbst neben Gadamer positioniert. „Language is the house of Being“ („Die Sprache ist das Haus des Seins.“)<sup>1718</sup> von Heidegger verliert seine Glaubwürdigkeit nach Di Cesare gegenüber „Being that can be understood is language“ („Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.“)<sup>1719</sup> von Gadamer. In der heideggerischen Formulierung ist die Sprache das Subjekt und das Sein seine Eigenschaft, in Gadamer's Formulierung ist genau umgekehrt das Sein die Voraussetzung, das Subjekt, für die Eigenschaft der Sprache.<sup>1720</sup> Die Betonung ist also eine genau entgegengesetzte. Ohne weiter auf die unterschiedliche Interpretationsgeschichte des deutschen Gadamer-Satzes einzugehen<sup>1721</sup> oder an dieser Stelle eine vollumfängliche Darstellung der Hermeneutik Gadamer und Heideggers leisten zu können, ist die hier entscheidende Schlussfolgerung Di Cesares aus den beiden Sätzen die folgende: Nach Gadamer ist Sein, sofern es verstanden werden kann, nur in der Sprache verständlich. Die Brücke zwischen Sein und Verständnis ist die Sprache.<sup>1722</sup> „What is made understandable *for us* is such because it is given in language, and hermeneutics is concerned precisely with what is ‚understandable.‘ Outside and beyond language (i.e., what has come into language), there is no understanding, and hence, no hermeneutics.“<sup>1723</sup> Wenn etwas für uns verständlich ist,

---

<sup>1717</sup> Di Cesare 2012, xii.

<sup>1718</sup> Heidegger im Englischen zit. nach Di Cesare 2012, 3, siehe z.B. Heidegger 1949, 5 für das deutsche Original.

<sup>1719</sup> Gadamer im Englischen zit. nach Di Cesare 2012, 1, siehe z.B. Gadamer 1975, 450 für das deutsche Original, im Original kursiv gedruckt.

<sup>1720</sup> Vgl. Di Cesare 2012, 3.

<sup>1721</sup> Vgl. für die Übersetzungsgeschichte ebd., 4ff.

<sup>1722</sup> Vgl. ebd., 6f.

<sup>1723</sup> Ebd., 7.

kann es das nur sein, weil es Sprache wird. Soweit gibt es eine Übereinstimmung zwischen Taylors Sprachauffassung und Di Cesares Nachdenken über Hermeneutik. Der entscheidende Unterschied bei Di Cesare ist jedoch ihre aus Gadamer hervorgehende Meinung, dass nicht alles Sprachliche verstanden werden kann: „What Gadamer does *not* want is precisely to say that Being, all Being, can be understood insofar as it is language.“<sup>1724</sup> Nicht jedes Sein insofern es Sprache besitzt, kann also verstanden werden, aber das Sein, das verstanden werden kann, kann es einzig durch die Sprache. Die Sprachlichkeit ist also nach Di Cesare eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für das Verständnis. Außerdem ist das Sein ohne Sprache und ohne Verständnis möglich. Di Cesare postuliert bei Gadamer die Wichtigkeit der gesprochenen Sprache, führt jedoch auch den Begriff der Sprachfähigkeit ein. Das Noch-nicht-Gesagte und das Noch-nicht-Verstandene sind nicht automatisch das Nicht-Sagbare und Unverständliche. Vielmehr gehört das Unausgesprochene genauso zur Kategorie der Sprachlichkeit wie das Gesagte.<sup>1725</sup>

Ebenso wie Taylor betont auch Di Cesare, dass man jede Aussage nur im Kontext verstehen kann und die Vorstellung der Sprache in der analytischen Philosophie demnach zur bloßen Formalität wird. Die Hermeneutik ist keine Schreibtisch-Wissenschaft, sondern Alltagsherausforderung eines jeden Menschen. Mit Gadamer formuliert sie es so, dass das Konzept der Verständlichkeit einer Aussage losgelöst vom Zusammenhang sowohl antithetisch zur alltäglichen Erfahrung als auch antithetisch zur Hermeneutik steht.<sup>1726</sup>

„One is entitled to consider hermeneutics as a listening to language in its full complexity, whereas analytic philosophy can be considered as usage and mastery of language reduced to a mere formality. [...] What hermeneutics disputes is the presumed autonomy of assertions. As an assertion is derived, through logical abstraction, from the motivational context in which it is produced, it cannot be separated and rendered autonomous if not by force.“<sup>1727</sup>

Alles, so Di Cesare in Bezug auf Gadamer, was dekontextualisiert wird, obwohl es nur im Kontext verstanden werden kann, unterliegt der Gefahr, Nonsense zu werden, „pure“, kontextlose Bedeutung kann es an diesen Stellen nicht geben.<sup>1728</sup> Schon ein einziges Wort kann auf verschiedene Weisen richtig verstanden werden, ein Wort allein verweist auf die Vielschichtigkeit jeder Semantik.

---

<sup>1724</sup> Ebd., 6.

<sup>1725</sup> Vgl. ebd., 8.

<sup>1726</sup> Vgl. ebd., 18ff.

<sup>1727</sup> Ebd., 22.

<sup>1728</sup> Vgl. ebd., 23, s. für „pure“ Bedeutung ebd.

Ebenso wie bei Herder wird hier daher die Bedeutung des Hörens betont, da nur wer zuhört und kommuniziert, zum Menschen werden kann, eben weil er den anderen versteht.<sup>1729</sup>

In Babel konnten die Menschen einander nicht zuhören. Alle sprachen unterschiedlich. Als Strafe für ihre Überheblichkeit verloren die Menschen ihre Macht, indem sie ihre gemeinsame Sprache verloren. In Babylon hatte keiner einen Namen, keiner eine Individualität.<sup>1730</sup> Die Diversität der Sprachen zog eine Diversität der Wege nach sich, Babel als Zentrum existierte nicht länger. Die daraus folgende Diaspora war laut Di Cesare geprägt von Hoffnung. „And in the dispersion and desperation of the diaspora, the *Shekbinah* remains the unbroken bond with God, the thread of hope for the return, the open passage toward the Promised Land.“<sup>1731</sup> Diese Hoffnung konnte in Auschwitz enden, dem Ort ohne Zukunft und Wiederkehr.<sup>1732</sup> „*Auschwitz* is the name of the fracture, the abyss, the hole that cannot be covered up, the definitive wound that follows the loss, also and above all of language.“<sup>1733</sup> Für die Eingesperrten war Auschwitz der Ort, an dem man nur scheitern konnte, weil man nicht verstehen konnte. Konstitutive Sprache, echtes Verstehen war nicht möglich. Die Häftlinge waren meist von jeder schöpferischen Kraft des Sprechens abgeschnitten, sie reagierten lediglich noch auf Befehle und hatten sowohl aufgrund der Sprachvielfalt als auch der Aussichtslosigkeit ihrer Situation kaum Gelegenheit, hermeneutisch sinnvoll zu erschließen. Aber: „Withdrawing from understanding is withdrawing from language.“<sup>1734</sup> Sie verloren ihre Sprache, und damit das, was Taylor als konstitutiv für das typisch Menschliche ansieht, und damit auch ihr Menschsein jenseits der Biologie. Das, was den Menschen mittels der Sprache ausmacht, wurde ihm in Auschwitz geraubt.

„That understanding is a vital instinct means, above all, that understanding is indispensable for living, that without understanding one cannot live and, furthermore, it means that understanding is able to instill life, to transform it, and to enlighten it. In both cases – even though the one is not really separable from the other – understanding is part of life and, indeed, it is the most essential part of human living. At a second glance, the link between living and understanding is actually not surprising. What is surprising is that this link has not yet been stressed.“<sup>1735</sup>

Di Cesare ist der Ansicht, dass man ohne Verständnis nicht leben kann und dass Verständnis Leben einflößen kann. Das Nicht-Verstehen in Auschwitz war auch das Ende der Sprache als Merkmal

---

<sup>1729</sup> Vgl. ebd., 28ff.

<sup>1730</sup> Vgl. ebd., 35f.

<sup>1731</sup> Ebd., 96, vgl. ebd., das Wort *Shekbinah* bedeutet so etwas wie das Englische „presence“, also Gegenwart.

<sup>1732</sup> Vgl. ebd., 97.

<sup>1733</sup> Ebd., 99.

<sup>1734</sup> Ebd., 201.

<sup>1735</sup> Ebd.

des Menschseins und damit des typisch Menschlichen schlechthin. Dies bedeutet jedoch nicht, dass das Phänomen Auschwitz philosophisch nicht untersucht werden darf.

Umgekehrt ist es so, dass wer das Böse dort als das dem Denken Entgegengesetzte definiert, die Verbrechen als irrational im Sinne von geisteskrank katalogisiert, zum Mythos der Verantwortungslosigkeit der Täter beiträgt. Darum darf die Shoah philosophisch nicht fallengelassen werden. Mit dem philosophischen Vergessen von Auschwitz würde ein Werk zu Ende geführt, das die Täter selbst nicht zu Ende führen konnten, so Di Cesare.<sup>1736</sup> Das absolute Nichts, denn „*Shoah*“ bedeutet ‚Vernichtung‘, ‚Zerstörung‘, ‚Ausrottung‘. Das Böse hat nicht nur die Austilgung der Bewusstseins und den Tod der Körper gewollt, sondern auch die totale Verneinung des Verstehens<sup>1737</sup>. Dieser Prozess ist jedoch hermeneutisch nach Di Cesare nicht nur unverantwortlich, sondern auch unmöglich, da wir als sprechende Wesen ständig interpretieren und verstehen müssen, vor dem Text den Alltag. Durch unser Eingebettetheit in die Sprache bleibt uns die Möglichkeit, nicht verstehen zu wollen oder zu können, verwehrt.<sup>1738</sup>

„Kurzum: Wir können nicht die Entscheidung treffen, zu verstehen oder nicht zu verstehen, so wie wir etwa entscheiden, ein Kleid zu kaufen oder nicht, Ferien in Rom zu verbringen oder nicht, ins Kino mit Freunden zu gehen oder zu Hause zu bleiben. Auch wenn wir es nicht wissen, weil wir nicht darüber reflektieren, können wir uns dem Verstehen nicht entziehen. Wir sind frei, anders zu verstehen; wir sind aber nicht frei, nicht zu verstehen. So sind wir schon immer einbezogen und deshalb dazu genötigt, eigentlich gezwungen, zu verstehen, und wieder auf das Neue zu verstehen – um zu leben. Das Verstehen betrifft also unser Leben. Mehr noch: *Verstehen ist Leben*.“<sup>1739</sup>

Nach Di Cesare ist das Verstehen für Menschen „vital“. Dies gilt in zweierlei Hinsicht: Einerseits ist es, wenn wir leben wollen, unerlässlich zu verstehen (Notwendigkeit). Andererseits kann es uns beleben, wenn wir verstehen (Sinnhaftigkeit).<sup>1740</sup>

Trotzdem könnte man versucht sein zu sagen: wie kann eine seriöse Wissenschaft es wagen, Auschwitz verstehen zu wollen? Die Zeugen und Zeuginnen stehen jedoch für etwas anderes ein: dass es etwas zu erzählen und also auch etwas zu verstehen gibt.<sup>1741</sup>

---

<sup>1736</sup> Vgl. Di Cesare 2007, 22.

<sup>1737</sup> Ebd.

<sup>1738</sup> Vgl. ebd., 23.

<sup>1739</sup> Ebd., im Original steht hinter „zu verstehen oder nicht zu verstehen“ ein Punkt, dieser wurde stillschweigend in ein Komma verwandelt, aufgrund der dazu passenden Orthographie.

<sup>1740</sup> Vgl. ebd., 23: Sie stützt sich hier auf die sowohl im Lateinischen als auch im Italienischen verbreitete Zweiteilung der Bedeutung.

<sup>1741</sup> Vgl. ebd., 24, 26.

„Man sollte fragen: *Wie kann man nicht verstehen?* Wie kann man nur darauf verzichten, Auschwitz zu verstehen? Denn gerade dort, wo das Nicht-Verstehen und das Nicht-Verstanden-Werden tödlich gewesen sind, wo das Nicht-Verstehen sich nämlich in all seiner Todesfähigkeit gezeigt hat, gerade da, und um so mehr, wird das Verstehen verlangt, reklamiert, hervorgerufen.“<sup>1742</sup>

Di Cesare spielt den Ball des Vorwurfs also gekonnt zurück und kehrt ihn um: Im Angesicht dessen, wie schrecklich Auschwitz war und alles, was damit zusammenhing, wäre es ein moralisches Verbrechen, ausgerechnet diese Zäsur der Geschichte nicht verstehen zu wollen. Das Nicht-Verstehen war für sie der Ausgangspunkt des Schreckens. Einerseits konnten die Inhaftierten nicht verstehen, was mit ihnen vorging. Die Nationalsozialisten hatten eine Welt geschaffen, die von der vorhergehenden so verschieden war, dass ihr Nicht-Verstehen-Können sie schutzlos machte. Andererseits war es die Verweigerung des Verstehen-Wollens des Gegenübers als Menschen, der den Opfern ihren Status des ansprechbaren Menschen nahm. Dies ist der Aspekt des Verstehens als Notwendigkeit des Überlebens. In diesem Beispiel weitet sich dieses Überleben-Können vom Individuum auf eine ganze Menschengruppe aus. Weil der Nationalsozialist nicht verstehen wollte, dass er Menschen vor sich hat, mit all den dazugehörigen Konsequenzen, war es den Missachteten nicht möglich zu überleben.

Nach Di Cesare spielt der Nationalsozialismus in der Philosophie eine so geringe Rolle, weil er von den PhilosophInnen verlangt, noch einmal ganz neu zu denken, mit neuen Begriffen, neuen Kategorien und einer radikalen Frage danach, was das Menschsein ausmacht, wenn selbst der „Muselmann“<sup>1743</sup> noch ein Mensch ist, wenn auch alles Menschlichen beraubt.

Auch Primo Levi sah eine Parallele zwischen Unverständnis und Sterben, denn er führte die hohe Sterblichkeit im Lager auch darauf zurück, dass es keine echte Kommunikation gab, das Verstehen durch viele Sprachbarrieren unmöglich war und damit unmittelbar auch das Leben.<sup>1744</sup> Die Formulierung Di Cesares „Grenzsituation der *Gegen-Sprache* in der *Gegen-Welt* der *Welt*“<sup>1745</sup> wirkt treffend. Wer sich im Lager, diesem Ort des Nicht-Verstehens, eine eigene Logik aneignete, wie die, dass alles nach einem göttlichen Plan verlaufe und man überleben werde, z.B. auch, um Zeugnis

---

<sup>1742</sup> Ebd., 24; Carolin Emcke rechtfertigt das Verstehen-Müssen im Benennen-Können so: „Um etwas kritisieren zu können, muss man es sich vorstellen können und wollen. Um sich etwas vorstellen zu können, muss man es benennen können. Wenn Gewalt abstrakt bleibt, wenn es für sie keine konkreten Begriffe und Beschreibungen gibt, bleibt sie unvorstellbar, unwahrscheinlich, unantastbar.“ (Emcke 2019, 12f.)

<sup>1743</sup> Die Bedeutung dieses Wortes ist und bleibt umstritten. Fatalismus, Kopfbinden, Wiegen des Körpers: verschiedene zugeordnete Aspekte des Muslim-Seins scheinen eine Rolle zu spielen. Vgl. z.B. Agamben 2003, 38ff., vgl. ebenso Di Cesare 2007, 24f., die darauf hinweist, dass „der sich auflösende Mensch im Lager“ (26) der „als ‚Muselmann‘ sterbende Jude“ (24,26) ist.

<sup>1744</sup> Vgl. Di Cesare 2007, 26, vgl. für das Original Levi 2015, 94: er beschreibt hier, „daß die Kenntnis oder Unkenntnis des Deutschen eine Wasserscheide war“ (ebd.).

<sup>1745</sup> Di Cesare 2007, 26.

abzulegen und so der destruktiven Situation etwas Konstruktives abgewinnen konnte, konnte, dadurch dass er noch Ziele verfolgte<sup>1746</sup> oder in Zukunft verfolgen wollte, also auch an eine Zukunft glauben konnte, auch eher überleben.<sup>1747</sup> Wer dies nicht vermochte, war gefangen in der Leere:

„Die Sprachbarriere in Auschwitz aber ist so total wie der Totalitarismus, der durch das Nicht-Verstehen, das Nicht-Verstehen-Wollen, das Sich-Nicht-Verstehen-Lassen, das Sich-Nicht-Verstehen-Lassen-Wollen begründet wird. Der Mechanismus der Macht wird hier errichtet. Und die totale und totalitäre Barriere duldet gar kein Spiel, gewährt keinen Spielraum: ‚unter Androhung von Leben‘. Sehr einfach: *Wer nicht versteht, stirbt.*“<sup>1748</sup>

Di Cesare sieht in der Sprache des Lagers eine „Skelettvariante der LTI“<sup>1749</sup> von Klemperer, eine Dominanz des Deutschen, vermischt mit anderen Sprachen, aber genauso erbarmungslos den Verstehenden vom Nicht-Verstehenden scheidend wie außerhalb des Lagers die Sprache des Systems von der Sprache des Gegners des Systems. Der Unterschied ist, dass es im Lager unmittelbar mit Leben oder Tod verknüpft war, ob man verstand oder nicht.

„Die italienischen Deportierten, die nicht verstehen, die keine Zeit zu verstehen haben, sterben gleich einige Tage nach der Ankunft, versunken im ‚stürmischen Meer des Nicht-Verstehens‘. Auf den ersten Blick sind sie – bemerkt Levi – ‚wegen Hunger, Kälte, Erschöpfung, Krankheit‘ gestorben; aber bei genauerem Hinsehen sind sie durch den ‚Zusammenstoß‘ mit der Sprachbarriere gestorben. Denn die SS, wie alle Ungebildeten, unterscheiden nicht zwischen dem, der ihre Sprache nicht versteht und dem, der schlichtweg gar nicht versteht.“<sup>1750</sup>

Dann „ist, wer ihr Deutsch weder spricht noch versteht, per definitionem ein Barbar“<sup>1751</sup>. Levi, einer der genauesten Zeugen des Lagerlebens, sah also in der Sprachlosigkeit der Opfer den Grund für ihren Tod. Sie waren sprachlos gegenüber dem, was passierte, weil sie es nicht verstehen konnten und sprachlos, weil sie keinen Anklang fanden bei der SS und damit einem Barbarentum ausgeliefert waren, das ihren Tod massiv begünstigte und beschleunigte. Hunger, Kälte, Entbehrungen jeglicher Art, Krankheiten, Willkür: all das scheint für Levi nicht das Entscheidende

---

<sup>1746</sup> Vgl. Kogon 1988, 385f.

<sup>1747</sup> Vgl. z.B. „...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager“, München 2018. Viktor E. Frankl stellte sich bei den sinnlosesten, kraftraubendsten Arbeiten, denen er im Lager ausgesetzt war, stets vor, er komme in einen hell erleuchteten, prunkvollen Raum voller Leute und solle einen Vortrag halten, der mit stürmischem Applaus endet. (Vgl. Frankl 2018, 7) Er überlebte das Konzentrationslager und wurde Professor für Psychiatrie und Neurologie. Nichtsdestotrotz konnte ein Leben im KZ jederzeit enden, ohne, dass man Einfluss darauf gehabt hätte. Im Rahmen des Glück-Habens war aber die eigene Einstellung eine mögliche Hilfe.

<sup>1748</sup> Di Cesare 2007, 26.

<sup>1749</sup> Ebd.

<sup>1750</sup> Ebd.; siehe für die Zitate im Zitat Levi 2015, 99, 96, 94, vgl. ebd., 95. Im Original steht „Nichtverstehens“ ohne Bindestrich (Levi 2015, 99) und „und dem, der schlichtweg gar nicht versteht“ ist ein wörtliches Zitat (Levi 2015, 95).

<sup>1751</sup> Di Cesare 2007, 26.

gewesen zu sein. Die Kommunikation wurde zu einem Mittel der Umsetzung der Propagandaziele: Da der Jude kein Mensch sein durfte, wenn das nationalsozialistische Weltbild stimmte, und im Lager musste es richtig sein, andernfalls wäre der ganze Ort in Frage gestellt worden, durfte mit ihm auch nicht geredet werden wie mit einem Menschen. Andernfalls wäre bereits diese Anrede die Umkehrung der Ideologie gewesen. Vielmehr mussten die Menschen im Lager wie Tiere behandelt werden und das hieß auch: angesprochen werden. Noch schwerwiegender als das Vorhandensein der tierischen Ansprache war jedoch das Fehlen der menschlichen.

„Man stirbt aber vor allem am Fehlen der Kommunikation. Und die Kommunikation ist sich sagen und sagen lassen, sprechen und verstehen. Man stirbt am Fehlen von Gespräch. Levi denkt hier an dem [sic!] fast unübersetzbaren deutschen Ausdruck ‚Angesprochensein‘ [...].“<sup>1752</sup>

Levi und Di Cesare betonen hier also die Dimension der konstitutiven Sprache, die auch Taylor als lebenswichtig ansieht, zumindest in der Hinsicht, dass ein Leben ohne diese Dimension nicht lebenswert ist. Im Lager war sie lebensnotwendig. Die Inhaftierten empfingen ausschließlich nicht-interpretierbare Zeichen, entweder deswegen, weil sie unmissverständlich waren (wie etwa Stockhiebe nach einem bestimmten, unerwünschten Verhalten) oder aber deshalb, weil sie gar nicht verstanden werden konnten, z.B. weil sie in einer fremden Sprache geäußert wurden. „Diese Zeichen, jeden Inhalts beraubt und auf das Bezeichnen reduziert, sagen eigentlich sehr viel: sie sind die extreme, maßlos gewalttätige Verwandlung des Anderen in das Selbe, die letzte Episode des westlichen Kannibalismus [...].“<sup>1753</sup> Di Cesare setzt „auf das Bezeichnen reduziert“ und „jeden Inhalts beraubt“ hier gleich. Als ob, wenn es nichts mehr zu interpretieren, zu verstehen gäbe, auch kein Inhalt mehr erkennbar oder vorhanden wäre. Das spezifisch Menschliche an der Sprache wird hier also mit dem Etwas-Verstehen-Können gleichgesetzt. Wenn man dem Menschen nichts mehr zu verstehen zugesteht, ist er tatsächlich seiner menschlichen Seite beraubt, vom *bíos* zur *zōé* geworden, ohne konstitutive, welterschließende Facette seines Menschseins beraubt. Kracauers Theorie von der Auflösung der Begriffe und der damit einhergehenden Totalisierung der Menschen scheint hier ihren Gipfel erreicht zu haben, da es Begriffe, die interpretierbar sind, im Lager gar nicht mehr gab.

„Im Lager von Mauthausen wird der Gummiknüppel ‚Dolmetscher‘ genannt. [...] Dieser Gummiknüppel ist das in die Sache vertilgte Wort; er ist das tote Wort, ja eigentlich der

---

<sup>1752</sup> Ebd., 28, vgl. auch Levi 2015, 96, wörtlich findet sich das Wort „Angesprochensein“ dort nicht, nur sinngemäß. Auch Emcke, deren Patenonkel Alfred Herrhausen 1989 von der RAF getötet wurde, bezeichnet das Schweigen der Täter als das „was ich unverzeihlich finde“ und nennt das dazugehörige Buch gar „Stumme Gewalt“ (Emcke 2016b, 28).

<sup>1753</sup> Di Cesare 2007, 27.



Tod des Wortes, die Vernichtung der Sprache und damit des Menschen. Deshalb bemerkt Levi: ‚da, wo dem Menschen Gewalt zugefügt wird, wird auch der Sprache Gewalt angetan‘.<sup>1754</sup>

Die Vernichtung der Sprache ist die Vernichtung des Menschen. Dies in Hinblick auf einen Ort wie Auschwitz zu sagen, wirkt zunächst so, als ob man nichts davon wüsste, wie es an diesem Ort war. Wenn man jedoch die konstitutive Sprachphilosophie glaubhaft findet und ernst nimmt, darf einen die Erkenntnis von Di Cesare und Levi eigentlich nicht überraschen. So, wie die Sprache dazu imstande ist, unsere Welt zu bereichern, so vermag sie es auch, durch ihren enormen Einfluss auf unser Leben, dabei zu helfen, dieses Leben seines Wertes zu berauben. Dies bezeugt auch der „Muselmann“. Ein Mensch, der rein biologisch gesehen zwar noch lebt, aber doch das Menschliche seines Lebens verloren hat, nunmehr *überlebt*, nicht lebt. Auch wenn es einige wenige Beispiele für Menschen gibt, die „Muselmänner“ waren und trotzdem überlebt haben, wieder sprechen und also Sinn erkennen und ausdrücken konnten, (denn Agamben setzt den, der nicht sprechen kann, mit dem Muselmann gleich<sup>1755</sup>) so wäre das Fortdauern des Sinnlosen doch wahrscheinlich ihr Tod gewesen.

„In Auschwitz stirbt man durch den Stoß gegen die totale Sprachbarriere, gegen die Sprache, die zum Instrument von Macht, Unterdrückung und Tod gemacht wird. Man stirbt wegen des Nicht-Verstehens. Und man stirbt deshalb auch wegen des Nicht-Sprechens. [...] Kurzum – und das ist der entscheidende Punkt – wo der absolute Vokativ fehlt, da geht auch das Leben aus. So sagt Levi: ‚Die Verweigerung der Kommunikation ist Schuld‘.“<sup>1756</sup>

Das gilt für Di Cesare nicht nur für das Lager. Jede Situation kann zu einer Extremsituation werden, wenn das Verstehen-Können existenzielle Formen annimmt. Versteht man etwas Wichtiges nicht oder ist etwas bedeutsam und man bemerkt es nicht, weil man es nicht durchdringt, kann das lebensbedrohlich wirken.

„In allen Lebensfällen ist das Verstehen deshalb vital, weil im Verstehen das Leben auf dem Spiel steht. [...] Wenn das Verstehen vital ist, wie es sich in der Gegen-Welt von Auschwitz so deutlich gezeigt hat, aber wie es auch bei dem Übergang von der Gegen-Welt in die Welt zum Vorschein gekommen ist, d.h. indem die Welt bis an die Grenze der Gegen-Welt

---

<sup>1754</sup> Ebd., 27, vgl. für das Zitat im Zitat Levi 2015, 101 (im Original steht in dieser Ausgabe, anders als Di Cesare es zitiert am Ende „auch der Sprache Gewalt angetan wird [...]“).

<sup>1755</sup> Vgl. Agamben 2003, 144ff.; dies passt sehr gut dazu, dass die Sprache eine vitale Kraft ist.

<sup>1756</sup> Di Cesare 2007, 28 (hinter dem zweiten Gedankenstrich findet sich im Original ein Punkt, der hier im Sinne der Orthographie weggelassen wurde); vgl. Levi 2015, 92, das korrekte Zitat lautet jedoch: „Die Verweigerung der Kommunikation stellt eine Schuld dar.“

geführt worden ist, wenn es also beim Verstehen um Leben oder Tod geht, dann können wir die Begriffe von Leben und Verstehen umkehren. Und auf eine radikalere Weise können wir sagen, dass man, um zu verstehen, lebt.<sup>1757</sup>

Wenn man etwas nicht versteht, wird man damit je nach Reichweite punktuell oder ganz und gar an die Grenze des Menschlichen gerückt. Das Verstehen durch die Sprache ist keine Kür, vielmehr die Pflicht, die Essenz des Lebens. Als Menschen ist es, so Di Cesare, geradezu der Sinn unseres Lebens, zu verstehen. Ohne Verständnis und Verstehen-Können der Welt und dessen, was uns als Art und Individuen besonders betrifft und angeht, sind wir keine Menschen mehr, erst der konstitutive Teil der Sprache, der über das designative Verstehen der Stockschläge hinausgeht, lässt uns das *zoon logon echon* sein.

---

<sup>1757</sup> Di Cesare 2007, 29.

**Schluss:**

## **Sprache und Terror – ein Traditionsbruch?**

### 1. „Traditionsbruch“ nach Hannah Arendt

Vor dem Nationalsozialismus war die Welt eine andere. Auschwitz konservierte diese Welt als bloße Erinnerung. Nach Arendt war der Bruch mit dem Davor so stark, dass sie ihn einen „Traditionsbruch“<sup>1758</sup> nannte. Nichts in der Geschichte hatte als Vorlage gedient für das, was mit dem Nationalsozialismus kommen sollte.<sup>1759</sup> Kein Dichter, kein Politiker, Philosoph oder Staatsmann, überhaupt kein Denker der abendländischen Tradition trug demnach dafür Verantwortung, hatte aber auch nicht durch seine Einsichten das Kommende verhindern können. Nach Herder ist die Sprachfähigkeit der Unterschied, der den Menschen ums Ganze verändert. Nach Arendt ist der Nationalsozialismus das, was das Politische für immer verändert hat.

Mit dem Nationalsozialismus musste man lernen, „daß es darauf ankommt, zu begreifen, daß das, was man gemeinhin ‚Seele‘ nennt (oder Charakter), zerstört werden kann, ohne daß dabei der körperliche Mensch notwendig mit zerstört werden muß“<sup>1760</sup>. Er konnte nur noch ein „Reaktionsbündel“<sup>1761</sup> sein. Der Mensch war nicht mehr das, was einen Menschen definiert. Die Nationalsozialisten legten sprachlich einen neuen Maßstab fest und setzten diesen dann in die Tat um. An dieser Degradierung hing die Ermöglichung des Terrors. Der Traditionsbruch war zunächst ein Bruch mit der Definition des Menschen. Darauf folgte eine industrialisierte Tötung von Millionen solcher ihres menschlichen Status’ beraubten Opfern. Ein Beispiel Arendts zeigt, wie an der Sprache deutlich wurde, wie neu das war, was die Nationalsozialisten taten: Wenn ein Mensch einen anderen umbringt, ist er der Mörder und der Getötete das Opfer. Der Mörder versucht seine Spuren zu verwischen und damit sich selbst vor den Ermittlern der Polizei zum Verschwinden zu bringen. Nachdem der Mord entdeckt wird, trauern die Angehörigen des Opfers und erinnern sich an den Toten. „Der Mörder hinterläßt einen Leichnam und behauptet nicht, daß sein Opfer nie existiert habe; [...] er vernichtet ein Leben, aber er vernichtet nicht die Tatsache einer Existenz überhaupt.“<sup>1762</sup> Im Nationalsozialismus war das grundlegend anders. „Das eigentliche Grauen der Konzentrations- und Vernichtungslager besteht darin, daß die Insassen,

---

<sup>1758</sup> Arendt 1994, 35.

<sup>1759</sup> Vgl. Arendt 1999, 26, vgl. Goldstein 2012, 27-31.

<sup>1760</sup> Arendt 2017, 912.

<sup>1761</sup> Ebd., 913.

<sup>1762</sup> Ebd., 914, vgl. ebd.

selbst wenn sie zufällig am Leben bleiben, von der Welt der Lebenden wirksamer abgeschnitten sind, als wenn sie gestorben wären, weil der Terror Vergessen erzwingt.<sup>1763</sup> Es wurde eine Welt geschaffen, in der Mörder keine Mörder mehr waren, weil ihre Opfer von der Erde getilgt wurden, ihre Körper und ihr Charakter sollten nie existiert haben. Die Sprache und die Moral hatten kein Fundament mehr, nicht nur „Du darfst nicht töten“ wurde annulliert, das erlaubte Töten selbst sollte annulliert werden dadurch, dass die Opfer verschwanden. Auf der einen Seite standen die Täter als Wesen, deren Handeln keine Konsequenzen hatte, auf der anderen Seite die Opfer, die nur noch waren, die nicht mehr handeln konnten.<sup>1764</sup> Diese Opfer wurden als Verbrecher definiert, unabhängig von ihren Taten, angeblich aufgrund ihres Stammbaums, es konnte aber auch ebenso gut andere Gründe haben, denn auch „Arier“ waren durch ihren Stammbaum nicht absolut geschützt. Mörder waren keine Mörder, Opfer keine Opfer einer individuellen Tat. Gleichzeitig lässt sich nicht sagen, was sie stattdessen waren. Das Konzentrationslager als Gipfel der Macht des Nationalsozialismus ist „ein Ort, wo jede Handlung und jede menschliche Regung prinzipiell sinnlos sind, wo mit anderen Worten Sinnlosigkeit direkt erzeugt wird“<sup>1765</sup>. Die Tötungen von Menschen in Gaskammern haben nach Arendt „die Kontinuität abendländischer Geschichte unterbrochen, weil niemand im Ernst die Verantwortung für sie übernehmen kann“<sup>1766</sup>. Der Nationalsozialismus hat eine Welt von Tätern und Taten erschaffen, die nicht nach bestehenden Gesetzen oder moralischen Maßstäben aus der Zeit davor adäquat verurteilt oder bestraft werden konnten. Dies „hat die in der Überlieferung so lange gesicherte Kontinuität abendländischer Geschichte wirklich durchbrochen“<sup>1767</sup>. Daher fällt es besonders schwer, diese Taten zu verstehen und wissenschaftlich zu analysieren. Arendt meinte, dass hier „das Wort versagt und [...] das Denken scheitert“<sup>1768</sup>. Als sie von der Existenz Auschwitz’ erfuhr, war es für sie so, „als ob der Abgrund sich öffnet“. „Dieses hätte nicht geschehen dürfen. Da ist irgend etwas passiert, womit wir alle nicht fertig werden.“<sup>1769</sup> Die Shoah war demnach auch ein Bruch mit der Tradition als eines Verstehenszusammenhangs. Dieser Bruch prägt bis heute. Die Nationalsozialisten brachen mit der Tradition, aber wir haben bis heute damit zu kämpfen, weil wir nicht hinter diesen Bruch zurückkönnen, er jede ungeprüfte Übernahme von Tradition in der Zukunft verhindert hat.

---

<sup>1763</sup> Ebd., 915.

<sup>1764</sup> Vgl. ebd., 919, 922.

<sup>1765</sup> Ebd., 938.

<sup>1766</sup> Ebd., 946.

<sup>1767</sup> Arendt 1994, 35, vgl. ebd.

<sup>1768</sup> Arendt 2013, 371.

<sup>1769</sup> Beide Zitate Arendt 2012, 61f. Transkript vom Gespräch zwischen Günter Gaus und Arendt zum Thema „Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache“ am 28.10.1964 im Zweiten Deutschen Fernsehen.

Trotzdem hatte Arendt den Anspruch, zu versuchen zu verstehen. Das Verstehen war für sie eine Suche, die niemals abgeschlossen werden kann und „niemals zu eindeutigen Ergebnissen“<sup>1770</sup> führt. Dies ist auch bei der vorliegenden Arbeit der Fall. Die Suche nach dem Verständnis lohnt sich. Man darf als Philosoph den Nationalsozialismus nicht unverstanden ruhen lassen. Gleichzeitig zu wissen, dass man ob der Monstrosität, moralisch wie kognitiv, den Zusammenhang von Sprache und Gewalt im Nationalsozialismus nie vollständig wird verstehen können und dennoch zu versuchen, wahrscheinliche Ursache-Wirkungs-Verhältnisse aufzuzeigen, das war die Herausforderung.

## 2. Traditionsbruch der Sprache?

Claude Lanzmann schrieb in einem Artikel in der *FAZ* zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz: „Wenn es möglich gewesen wäre, meinem Film keinen Namen zu geben, hätte ich ihm keinen Namen gegeben.“<sup>1771</sup> Er meinte damit seinen Film *Shoah*, den er nach eigenen Angaben so benannt hat, weil er wusste, dass niemand den Titel verstehen würde.<sup>1772</sup> Das verwundert auf den ersten Blick. Ein Filmtitel, den niemand verstehen soll? „Nicht zu verstehen war für mich in all den Jahren der Vorarbeiten und Realisierung des Films das eherne Gesetz: Ich habe mich auf diese Weigerung versteift, als wäre sie die ethisch und praktisch einzig mögliche Haltung.“<sup>1773</sup> Was Lanzmann hiermit ausdrückt, ist ein Aspekt des arendtschen Traditionsbruchs: Die Shoah kann man nicht verstehen. Nicht in der vollen Bedeutung des Wortes. Der Duden schlüsselt das Wort „verstehen“ in viele verschiedene Facetten auf. Für Auschwitz gilt: Man kann das Wort (a) zwar „deutlich hören“, man kann das Wort auch (b) „in bestimmter Weise auslegen, deuten, auffassen“. Aber man kann schwer (c) „den Sinn [...] erfassen [...] begreifen“ und man kann sich ganz sicher nicht (d) „[...] in jemanden, in jemandes Lage hineinversetzen [die Opfer] [...] Verständnis für jemanden haben, zeigen [die Täter]“<sup>1774</sup>. Wenn man sich jedoch mit der Philosophie beschäftigt, der Liebe zur Weisheit, kann man sich nicht der Liebe zum Verständnis und dessen Möglichkeit entziehen, zumindest in Bezug auf (b) und, eingeschränkt, (c). Diesem Anspruch ist die vorliegende Arbeit gewidmet. Lanzmann sagte „Das Ereignis oder vielmehr die Sache ist von einer Art, die alle

---

<sup>1770</sup> Arendt 1994, 110, vgl. auch Goldstein 2012, 31.

<sup>1771</sup> Lanzmann 2015, 9.

<sup>1772</sup> Vgl. ebd. Dies galt seiner Ansicht nach für das Jahr der Erstausstrahlung des Films, 1985, heute ist das Wort natürlich alles andere, zumindest eine verbreitete völlige Unkenntnis ist nicht mehr beobachtbar. Vgl.: „Shoah. Ein Film von Claude Lanzmann“, arte-Edition 2007-2010, absolut-Medien, 4 DVDs, 9 ½ Stunden, urspr.: Les Films Alephs 1985. Vgl. auch Lanzmann 1988.

<sup>1773</sup> Lanzmann 2015, 9.

<sup>1774</sup> Alle Zitate von: <https://www.duden.de/rechtschreibung/verstehen>; abgerufen am 10.07.2020, 13.17 Uhr.

Gründe, die man dafür angeben könnte, unendlich weit übersteigt<sup>1775</sup>. Dem ist zunächst einmal zuzustimmen, denn alles durch Gründe erklären zu können, würde verstehen von (a) bis (d) bedeuten. Aber er sagte auch: „Ich habe die Idee des Unsagbaren oder Unausprechlichen niemals akzeptiert. Ich habe niemals aufgehört, das Wort zu restituieren [...]“<sup>1776</sup> Seine Idee, in einem Film hauptsächlich die Opfer, aber, nach Hilbergs Vokabular,<sup>1777</sup> auch die Täter und Zuschauer zu Wort kommen zu lassen, ohne Erklärung, mit Nachfragen nur dort, wo die Stimmen ins Stocken geraten, bürgt dafür. Sein Film erklärt nicht explizit, sondern nur implizit. Er lässt den Schrecken wiederauferstehen, indem er die Überlebenden von den Toten erzählen lässt.

An dieser Stelle sollte jedoch versucht werden, etwas explizit verständlich zu machen, nicht nur implizit zu verdeutlichen. Zu erklären, welche Rolle die Sprache im Leben des Menschen spielt und wie sie im Nationalsozialismus Gewalt begünstigen konnte. Dabei ging es ausdrücklich nicht darum, linguistisch zu klären, was Sprache überhaupt ist, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit etwas als eigene Sprache anerkannt werden kann oder Ähnliches. Die Prämisse, dass Menschen sprechen und sich auf diesem Wege verständigen und ausdrücken, wurde stumm vorausgesetzt. Es ging darum, mit Charles Taylors konstitutiver Sprachphilosophie und deren wichtigsten Vorbildern herauszufinden, was das im Leben des Menschen konkret bedeutet. Wozu braucht der Mensch die Sprache? Welchen Einfluss hat die Sprache auf meine Gedanken und die meines Zuhörers oder Lesers? Welche Auswirkungen kann das auf meine Handlungen haben? Charles Taylor macht sich für folgende Punkte stark: 1. Wie ich denke, hat Einfluss darauf, wie ich spreche. Das ist nichts Neues, aber weit davon entfernt, trivial zu sein. 2. Wie ich spreche, beeinflusst, wie ich denke. Das geht auf Herder und Humboldt zurück, die Denken und Sprechen als sich gegenseitig formende Größen ansahen. Humboldt ging sogar teilweise noch weiter, wenn er von einer Einheit sprach.<sup>1778</sup> 3. Unsere Sprache formt unser Denken und Handeln und damit die wichtigsten Bereiche des menschlichen Lebens. Wie wir uns einschätzen, was wir uns zutrauen, was wir ablehnen, was uns begeistert, was uns berührt, wie wir Menschen behandeln und wie wir unser Leben ausrichten. Unser Wohl und Wehe hängt davon ab, wie wir sprechen, ob stumm in Gedanken oder laut heraus. Diesen Gedanken könnte man zwar auch bereits bei Humboldt erkennen, aber er bleibt bei ihm doch eher ein Teilaspekt. Taylor setzt ihn ins Zentrum der Aufmerksamkeit seines über 600-Seiten-Buchs. Erst, indem er in dieser Fülle beleuchtet, was das bedeutet, macht er aus dem humboldtschen Teilaspekt *die* Bedeutung der menschlichen Sprache. Dazu nutzt er unglaublich viele Beispiele, manche würden vielleicht sagen: zu viele. Aber sein

---

<sup>1775</sup> Lanzmann 2015, 9.

<sup>1776</sup> Ebd.

<sup>1777</sup> Vgl. Hilberg 1992: *Täter, Opfer, Zuschauer*.

<sup>1778</sup> Vgl. Humboldt 1907, VI: 152, vgl. Humboldt 1907, VII: 42, an diesen Stellen spricht er sogar von Einssein, Unzertrennlichkeit und Identität.

Schreiben ist in diesem Punkt kongruent mit seiner Theorie. Er will den Umfang und die Bedeutsamkeit seiner Argumentation verdeutlichen, indem er sie zeigt. Dies offenbart nicht nur seine Begeisterung für das Thema, sondern auch die Integrität der eigenen These gegenüber. Er will nicht nur exemplarisch aufzeigen, sondern darstellen, was *Sprache konstituiert unsere Welt* tatsächlich bedeuten kann. Das ist zumindest stringent gedacht.

Hat man Taylor gelesen, hat man einen tiefen Einblick darin gewonnen, was die menschliche Sprache vermag. Taylor argumentiert jedoch deutlich aus dem Blickwinkel eines Demokraten für Demokraten. Und selbst mit dieser Einschränkung löst er nicht ein, was er selbst (der originale Untertitel lautet, wie bereits erwähnt, immerhin *The full shape of the human linguistic capacity*<sup>1779</sup>) und die Länge des Buchs zu versprechen scheinen: Vollständigkeit. Selbstverständlich kann er nicht jede Form der Sprachverwendung abbilden, aber sich, ob der Fülle der Beispiele, fast ausschließlich auf Beispiele zu beschränken, die das Potential haben, die Welt besser (verständlicher, genießbar, erlebbar, friedlicher etc.) zu machen, ist viel weniger als das. Er lässt eine bestimmte *Art* der Beispiele und damit auch der Weltformung außer Acht. Diese Auslassung hat nun zwei Folgen. 1. Seine Theorie ist überzeugend und detailliert dargestellt, sodass sie auch adaptiert auf Phänomene wie Gewalt und Zerstörung angewendet werden kann. 2. Um die Sprache des Nationalsozialismus und ihr destruktives Handlungspotential, den von Arendt postulierten Traditionsbruch, auch in der Sprache suchend, ausgehend von Taylors Setzung der engen Verzahnung von Sprache und Weltformung, untersuchen zu können, braucht es dennoch mehr. Theorien und Zeit-Dokumente, die zunächst die Sprache des Nationalsozialismus exemplarisch darlegen und in einem zweiten Schritt zu erklären versuchen. Genauso, wie an dieser Stelle eine ausschließliche Beschäftigung mit der Sprache des NS zu kurz greifen würde, würde es auch Taylors Sprachphilosophie, will man sowohl Taylors Theorie auf Herz und Nieren prüfen als auch die Sprache des Nationalsozialismus sprachphilosophisch untersuchen. Erst der Zweisritt 1) Was ist Sprache für den Menschen? 2) Wie hat sie im Nationalsozialismus Gewalt ungekannten Ausmaßes fördern können? entwirft ein Gesamtbild. An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass es ebenso, wie es keine linguistische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Sprache gab, da es an dieser Stelle nicht von vorrangigem Interesse war, es auch keine Begriffs-Untersuchung von Gewalt gab, da es sie nicht brauchte. Es ging nicht um eine detaillierte Definition und Darstellung aller Möglichkeiten von Gewalt, sondern um Gewalt im Nationalsozialismus und wie sie sprachlich entwickelt wurde. Gewalt im NS war aber Terror. Gewalt ist ein punktförmiges Ereignis, Terror umgreift alles und konstituiert eine

---

<sup>1779</sup> Vgl. Taylor 2016.

Lebensform der Angst. Terror ist, zumindest in der das Leben beherrschenden Form (im Gegensatz z.B. zu einzelnen Anschlägen), ein Kennzeichen totaler Herrschaft.

Den zweiten Schritt, nach der Untersuchung der taylorischen Sprachphilosophie, sollte eine eigene Analyse dreier aussagekräftiger Zeugnisse aus dem Nationalsozialismus einleiten: 1) Die Sprache in Hitlers *Mein Kampf* in einem kurzen Kapitel über die Rede, das zeigt, wie der Nationalsozialismus die Sprache als Mittel zum Zweck der Manipulation einsetzte. Dieser Abschnitt war deshalb so interessant, da Hitler dort offen darlegte, welche Rolle die Sprache in seiner Politik spielt und wie man sie seiner Ansicht nach bestmöglich einsetzen kann, um Menschen von etwas zu überzeugen. 2) Die Sprache in Goebbels' Reden, dem Propagandisten des Terrors, der diese Einsichten umsetzte. Von der Theorie einer guten nationalsozialistischen Rede nach Hitlers Einschätzung geht es hier zur Praxis einer überzeugenden Rede über, wie Goebbels sie oft, als Propagandaminister, gehalten hat. Die Analyse gipfelt in der Rede vom „totalen Krieg“, zweifellos das Paradebeispiel der Überredungskraft nationalsozialistischer Sprache. Die beiden Analysen bauen also inhaltlich aufeinander auf. 3) Die Sprache in Höß' Aufzeichnungen, dem Lagerkommandanten von Auschwitz in der Zeit der höchsten Mordzahlen. Dem Ort also, wo die hitlersche (Sprach-)Politik kulminierte. Damit sollte ein miniaturisierter Bogen vom Wort zur Tat, von der Sprache zur Gewalt geschlagen werden, denn von Hitlers Rede-Theorie über Goebbels' Rede-Praxis war im Lager der Ort erreicht, wo der Totalitarismus, zumindest mit ermöglicht durch die Sprache des Nationalsozialismus, den typischen Ort des Nationalsozialismus geschaffen hatte. Dabei ließ sich, ebenso wie bei der Auseinandersetzung mit den Zeitzeugen oder der wissenschaftlichen Forschung zu dem Thema, nicht *das* sprachliche Prinzip schlechthin erkennen. Allerdings sollte deutlich werden, dass die Sprache anders wurde in der öffentlichen Sprache des Nationalsozialismus: verwirrend, willkürlich, unverbindlich. Vielleicht war dies der *sprachliche* Traditionsbruch. Die Sprache wurde einerseits entkoppelt: Inhalt und Klang eines Wortes verloren ihren Magnetismus. Dort, wo das Wort erklang, war nun nicht mehr zwangsläufig mit seinem Inhalt zu rechnen. Was gemeint war, ließ sich nicht durch den Klang feststellen, und auch nicht dadurch, was es beim letzten Mal bei diesem Sprecher oder in einem ähnlichen Kontext bedeutet hatte. Andererseits gab es aber nicht nur eine Entkopplung, auf die eine neue *Verkuppelung* gefolgt wäre, sondern die durch die Entkopplung entstandene Leere blieb bestehen. Dadurch wurde ein politisches Klima geschaffen, in dem man sich nicht auf das Gesagte verlassen konnte, da es seine Bedeutung verloren hatte. Dieser Verlust wiederum war nichts, worauf man bauen konnte – es war durchaus möglich, dass auch dieses Prinzip entleert wurde und ganz klar gesagt wurde, was man meinte. Dies stellte einen Bruch in der Verbindlichkeit der Sprache dar, der vermutlich neu war. Da die menschliche Sprache jedoch einem Netz an Worten und dazugehörigen Bedeutungen gleicht, dem



man zwar neue Maschen hinzufügen kann, aus dem man jedoch nicht einzelne Maschen entfernen kann, ohne das gesamte Netz zu gefährden, beeinflusste dies die gesamte nationalsozialistische deutsche Sprache. Diese war nicht gleichzusetzen mit der gesamten deutschen Sprache zu jener Zeit, jedoch hatte sie, ob ihrer Macht, einen großen Einfluss darauf. Taylors Theorie ernst nehmend musste dieser sprachliche Bruch also ebenfalls ein gesellschaftlicher Bruch sein. Die Fakten sprechen dafür.

Anhand von Taylors Theorie lässt sich jedoch fragen: war es eine konstitutive Sprache, die die Nazis so erfolgreich die Gesellschaft verändern ließ, bis hin zur allgemeinen Moral, oder war ihre Sprache vielmehr eine Karikatur dessen, was Taylor beschreibt, eine rein instrumentelle, manipulative Mittel-zum-Zweck-Sprachverwendung? Für beides ließe sich argumentieren. „Konstitutiv“ ist für Taylor nicht nur etwas Bildendes, Welt formendes, sondern zugleich etwas Wertvolles, Welt bereicherndes. So gesehen war die Sprache der Nationalsozialisten nicht konstitutiv. Sie war zerstörend, mörderisch, unmoralisch und von keinen begründbaren Werten geleitet. Argumentiert man so, betont man damit den moralischen Aspekt der taylorschen Sprachphilosophie. Taylors „Konstitutives“ bezieht sich außerdem immer auf die Kulturiertheit der Person. Etwas kann nur konstitutiv sein, so könnte man nach Taylor argumentieren, wo es Verlässlichkeiten der Sprache gibt. Im NS gab es aber weder in der repräsentativen noch in der Welt formenden Sprache, genau wie in allen anderen Bereichen, irgendwelche Verlässlichkeiten. Die Begriffe wurden substantiell entkernt.

Man könnte sich jedoch auch stärker auf die Formalia beschränken: Taylor beschreibt, dass Denken, Sprechen und Handeln aufs engste verzahnt sind und dass unsere Sprache unser Handeln und damit unser Zusammenleben, unsere Gesellschaft und unsere Welt formt. Wenn man das „Konstitutive“ darauf beschränkt, war die nationalsozialistische Sprache konstitutiv wie keine zweite. Diese Aussage würde sich dann nicht auf den moralischen Aspekt beziehen, sondern eher auf die Belastbarkeit der Verbindung von Sprechen und Handeln, die Taylor betont. Ohne Taylors Sprachphilosophie würde einem bei der Betrachtung der nationalsozialistischen Sprache einiges entgehen. Herder und Humboldt zusammenbringend und, in Abgrenzung zur analytischen Philosophie, die Rolle der Sprache in zutreffender Weise zuspitzend, zeigt Taylor, wie tief unsere kulturellen Wurzeln in der Sprache stecken, sodass mittelbar (weil es nicht unmittelbar jeden Einzelaspekt betrifft) unser ganzes Dasein durch sie geformt wird. Obwohl die Sprache der Nationalsozialisten vollkommen willkürlich war und sich dadurch eigentlich schwerlich mit einer ausdifferenzierten Sprachphilosophie zusammenbringen lassen dürfte, bestätigt sie indirekt seine Theorie: die Sprache formt die Welt. Dies ging so weit, dass jede Regel und auf Erfahrung basierende Verlässlichkeit (z.B. im Konzentrationslager gemachte Beobachtungen eines Häftlings)

jederzeit ausgehöhlt werden konnten. Sprechen, Handeln, alles war Willkür. Dies ist zwar inhaltlich in Taylors Theorie konkret nicht auffindbar, dass absolutes Losgelöstsein von Verbindlichkeiten in der Sprache und im Handeln Chaos, Willkür und Entrechtung von Randgruppen mit sich bringt, würde Taylor aber vermutlich bestätigen (vgl. Kap. 3.2). Die substantielle Entkernung der Begriffe machte eine sprachlose Gewalt möglich, Gewalt als Selbstzweck, nicht begründet und nicht begründbar. Allerdings, und in dieser Hinsicht passt auch Taylors Sprachphilosophie wieder konkreter, geschah dies durch die Kulturiertheit von Personen, durch die Sprache, die diese Möglichkeit zuerst eröffnete. Durch die Sprache wurde ein Möglichkeitsraum für sprachlose Gewalt geschaffen. Der Voluntarismus der Sprache als Allgemeinprinzip ermöglichte eine um ihrer selbst willen existierende Gewalt. Erst unter dieser Voraussetzung wird die ganze Brisanz der Nazi-Sprache und der Analyse der Nazi-Sprache deutlich. Ohne Taylors Theorie wäre die sprachphilosophische Auseinandersetzung mit der Sprache der Nationalsozialisten nach einheitlichen Kriterien schwerlich möglich gewesen.

Die Berichte der hier behandelten kundigen Sprach-Zeitzeugen Kracauer, Klemperer und Sternberger zeigen, wie Taylor, eine starke Verbindung zwischen den Worten und den darauffolgenden Taten auf. Die Verwandlung von Worten mit Bedeutung in inhaltsleere Pappkameraden, die Verrohung der Sprache und der Moral, die Durchschaubarkeit dieses Ziels durch genaues Hinhören. Sie alle bilden (Sternberger sogar explizit) inhaltlich das Erbe der humboldtschen Sprachphilosophie, des Bildens des Gedankens im Sprechen, des Offenbarens eines jeden Sprechers in seinen Worten. Allerdings beschrieben sie Phänomene aus einer Zeit, die Humboldt nicht erlebt hat und die Taylor außer Acht lässt, jedoch die gleichen Annahmen über den Einfluss von Sprache auf unser Leben voraussetzend. Das war für die Erweiterung der taylorschen Theorie besonders interessant, da sie, ob des anderen Gegenstands der Beobachtung, der NS-Sprache, zu einer gleichzeitig viel düsteren Sicht auf die Möglichkeiten der Sprache kamen, ohne jedoch das positive Potential der Sprache zu leugnen, z.B. als individuelles Abwehrschild gegen die Diktatur. Hier kamen die Opfer und Gegner der NS-Sprache zu Wort. Gleichzeitig war es aus wissenschaftlicher Sicht unentbehrlich, ebenfalls gegenwärtige Forschungsansätze zum Zusammenhang von Sprache und Gewalt heranzuziehen, um das Bild anhand aktueller Forschungsergebnisse abrunden zu können. Sie erweiterten den Blickwinkel und bestätigten größtenteils die gewonnenen Einsichten der Zeitzeugen.

Wer das System der Aushöhlung der Begriffe des NS und der damit einhergehenden beabsichtigten Verwirrung nicht erkannte oder nicht erkennen wollte, fühlte sich gezwungen, jedes Mal von Neuem zu glauben, was er in der Propaganda hörte, da er es nicht inhaltlich überprüfen konnte oder wollte. Das war das Ziel, das durch Terror forciert wurde. Ebenso, wie man als Polizist in

einem Erschießungskommando oder als Parteifunktionär wissen sollte, was „der Führer“ *dachte* und sich nicht darauf berufen konnte, was er tatsächlich *gesagt* oder *aufgeschrieben* hatte, so sollte auch in der Zivilbevölkerung das blinde Vertrauen das sehende Wissen ersetzen.

Obwohl Taylors Theorie also nicht ausreicht, um das Wirken der Sprache des Nationalsozialismus zu erklären, so war sie doch ein unverzichtbarer Ausgangspunkt. Ohne zu wissen, wie intensiv Sprache im Allgemeinen auf uns einwirkt, unser Denken und Handeln bestimmen kann, wäre es nicht möglich gewesen, im speziellen Fall des NS zu verstehen zu versuchen, wie die Sprache eine Ausuferung von Gewalt, einen Krieg der Vernichtung, begünstigen konnte. In welcher Hinsicht dies der Fall gewesen sein kann, sollte gezeigt werden.

Taylor steht dafür ein, dass die Wörter, mit denen wir über etwas nachdenken oder die wir aussprechen oder anhören, unserem Denken eine Richtung weisen. In welchen Kategorien ich über jemanden denke, ob ich lediglich neidisch auf seinen Erfolg bin oder ob ich mich wirklich darüber empöre, mit welchen Mitteln er ihn erlangt hat, lenkt auch mein Handeln. Bereits feine Abstufungen können also im Zweifelsfall zu sehr unterschiedlichen Handlungsentwürfen führen. Dies liegt daran, dass hinter diesen Begriffen, Neid und Empörung, unterschiedliche Definitionen stehen. Diese werden implizit immer mitgedacht. Wie soll man aber über etwas nachdenken können, von dem man nicht genau weiß, was dahintersteht? Natürlich war die Sprache des Nationalsozialismus nicht durchweg undurchsichtig und unverständlich. Sie hätte es aber in jedem Fall sein können und war es tatsächlich in vielen Fällen, das reichte für eine absolute Verwirrung und Unverbindlichkeit aus. Freiheit in der Interpretation durch Freiheit in den Begriffsverwendungen ermöglichte, gespeist aus der daraus folgenden Unzuverlässigkeit der Sprache und der Sprecher, absolute Unfreiheit. Vielleicht reichte aber der interpretatorische Spielraum aus, um viele davon zu überzeugen, dass Vagheit in der NS-Sprache Unentschlossenheit bedeutete und daher mit keiner wirklichen Gefahr zu rechnen sei. Wie bereits Sternberger warnte, war das Gegenteil der Fall (vgl. Kap. 5.3). Die Berichte der Zeitzeugen zeigen ebenfalls, dass höhere Ungenauigkeit und fehlende Präzision (zum Beispiel von Befehlen auf verschiedenen Hierarchieebenen) eher zu einer Verschärfung der Situation führten. Die Variabilität und Uneindeutigkeit der Begriffe, die Trennung von einem Wort und seiner Bedeutung, hatten zusätzlich zur Verunsicherung das Potential, Entschlossenen jeden möglichen Interpretations- und Handlungsspielraum zu bieten. Diese Erkenntnisse würde Taylor vermutlich stützen und obwohl er dies nicht explizit tut, sind sie erst implizit durch ihn zugänglich.

Ausgehend von Taylors Theorie, für die vieles spricht, ist also anzunehmen, dass die massive, industrialisierte Gewalt im Nationalsozialismus, der Terror des NS, nicht unabhängig von der Sprache etabliert werden konnte. Da die Sprache des NS besondere Kennzeichen aufwies (vor

allem Loslösung von Begriff und Inhalt, dadurch hervorgerufene Beliebigkeit bzw. Verkehrung moralischer Standards, also Willkür in der Sprache und dadurch der Moral, absolute Unverbindlichkeit der Sprache und daraus folgend generelle Unverbindlichkeit, dadurch hervorgerufenen maximales Verwirrungspotential, ständige Wiederholung der Worthülsen auf allen Kanälen, Verschwindenlassen von Gegnern an einen Ort, wo die Willkür herrschte und die Sprache nur noch aus nicht verstehbaren Befehlen bestand und das wirkliche Verständnis unmöglich wurde, eine semantische Hölle) und die Gewalt des NS einmalig in ihren Methoden und Dimensionen war, ist ein Zusammenhang naheliegend. Taylor steht dafür ein, dass Sprache und Handeln aufs Engste verzahnt sind. In einer Welt, in der die Begriffe leer sind und die Sprache einzig dem Zwecke der Manipulation dient, man sich sprachlich und handelnd auf nichts verlassen kann, muss also Verwirrung und Chaos, im Letzten moralische Anarchie entstehen. Dieser Zusammenhang sollte anhand der angeführten Theorien, Beispiele und Analysen belegt werden.

Das Beispiel des Nationalsozialismus, das beispielhaft ist, weil es keinen anderen Fall solch folgenreicher Sprach-Gewalt gibt, nicht, weil es ein Beispiel unter vielen ist, muss versucht werden zu verstehen, damit klar wird, dass Menschen diese Taten verübt haben und wieder verüben könnten, und, so wie Taylor es anstrebt, die Erkenntnis dazu führt, dass man auch heute die Sprache bedachter wählt, genauer hinhört und kritischer prüft. Die Relevanz dieses Anspruchs und die stets aktuelle Gefahr der durch Sprache begünstigten Gewalt sollte verdeutlicht werden.

Stellt der Umgang mit der Sprache im Nationalsozialismus aber einen Traditionsbruch im arendtschen Sinne dar? Einerseits ja. Eine derartige Unverbindlichkeit der Begriffe, eine absolute Sprach-Ungewissheit, ein Sprach-Terror gewissermaßen, war, in Verbindung mit willkürlich eingesetzter Gewalt und umfassendem Terror nichts, was es jemals zuvor in der Geschichte in dieser Form gegeben hat und was man demnach mit Anderem hätte vergleichen oder verstehen können. Wenn ein Traditionsbruch etwas ist, das nicht verstanden werden kann, da er aus jeder Kategorie herausfällt, der einzigartig in seinem Wesen und seinen Folgen ist, etwas, das man nie wird gutmachen können, so stellt die Sprache des Nationalsozialismus einen solchen Bruch dar. Moralisch war diese Sprache ein Traditionsbruch. Sprachphilosophisch ist es nicht so eindeutig zu beantworten. Denn andererseits ist ein Bruch etwas Endgültiges – das gilt jedoch nicht für jeden Aspekt, jedes Wort der nationalsozialistischen Sprachverwendung. Wer heute einen Flieger und kein Flugzeug nimmt, wer einen geistig behinderten Menschen betreut oder ein Zeltlager für Kinder aufbaut, der denkt und handelt sicher nicht im nationalsozialistischen Sinne. Viele Wörter des damaligen Sprachgebrauchs werden heute inhaltlich anders gefüllt und dadurch rehabilitiert. Der Bruch ist nicht absolut, die Trennlinie zwischen Gut und Böse, wie Sternberger sie vornahm, lässt sich heute in seiner Strenge nicht mehr sinnvoll fortführen. Trotzdem hat jedes Wort eine

Geschichte. Sie zu kennen erhöht die Sprachsensibilität und überlässt jeder Einzelnen die Entscheidung, ob sie ihren Patienten betreuen will. Mit der Zeit wandelten sich nicht nur die Menschen, sondern auch ihre Sprache verwandelte sich, zwangsläufig, mit ihnen. Allerdings haben bestimmte Wörter trotzdem in gewisser Hinsicht, im Blick in den Rückspiegel, ihre Unschuld verloren. Wer heute das Wort „Sonderbehandlung“ im Sinne einer gewünschten oder empfangenen Vorzugsbehandlung verwendet, der trägt dem keine Rechnung. Manche Wörter sind gebrochen. Einen umfassenden Sprach-Bruch kann es jedoch nicht geben. Die Nazis sprachen und sprechen Deutsch – die Sprache Heinrich Manns, Stefan Zweigs und Anne Franks. Das Deutsche lebt weiter und damit war der Bruch mit der Sprache des NS nicht absolut – ihr Sieg aber ebenso wenig. Deutsch den Nazis zu überlassen, wäre ein Triumph der Faschisten gewesen.

Taylors Theorie zeigt: die sprachaffirmative Tradition hat ihre Berechtigung und ihre Aktualität. Aufgrund ihrer inhaltlichen Fokussierung auf das Gute in der Sprache, ihren Gewinn für das menschliche Leben ist sie jedoch nicht dazu geeignet, eine umfassende Interpretation von Phänomenen zu leisten, die im Bereich Sprache und Terror angesiedelt sind. Einen Bruch muss man hier nicht analysieren, lediglich den Bedarf einer Erweiterung.

### 3. Die normative Verpflichtung der Sprache

Sprache ist zweifellos *das* Mittel der Verständigung des Menschen. Dies bedeutet jedoch nicht automatisch, dass jemand sich verständigen will, sobald er Sprache verwendet. Offensichtlich kann man Sprache auch rein instrumentell benutzen. Ob dies ein Missbrauch der Sprache ist oder nicht, bleibt schwierig zu beantworten. Es bleibt offen, was mit der Bejahung oder Verneinung dieser Frage erkenntnistheoretisch gewonnen wäre. Wichtiger und interessanter scheint die Frage des „Wie ist es möglich, Sprache so einzusetzen, dass Grenzen der Moral und des Gesetzes so weit überschritten werden können, dass am Ende Mord nicht mehr Mord heißt?“ zu sein. Die kurze Antwort lautet: Indem man Bezugspunkte auflöst. Ein Kind lernt eine Sprache nicht Wort für Wort. Genauso kann die Sprache des Erwachsenen nicht Wort für Wort geändert werden. Lässt man, wie bereits kurz erwähnt, eine Masche fallen, wie beim Stricken, kann dies eine Kettenreaktion der Auflösung anderer Maschen auslösen, ganz automatisch, weil sie alle verknüpft sind. Oder, etwas vorsichtiger ausgedrückt: ähnlich einem Ökosystem, in dem verschiedene Nahrungsketten und ökologische Nischen entstanden sind, bleibt eine einzelne Veränderung nicht folgenlos für das gesamte System. Und je öfter oder entschiedener man eingreift, desto vielschichtiger und gravierender sind die Folgen für das ganze System. Mit einem entscheidenden Unterschied:

Menschen sind keine Tiere oder Pflanzen. Bestimmte Veränderungen lassen, vor allem im Rückblick, bestimmte Erklärungen für die daraus resultierenden Veränderungen wahrscheinlich sein, aber Menschen sind verantwortlich für das, was sie tun, sie sind keine Marionetten in Reiz-Reaktions-Ketten. Die Beispiele von Dolf Sternberger, Victor Klemperer und Siegfried Kracauer zeigen, dass man bereits in der Zeit der ersten Sprachmanipulationen, zu Beginn der Gewalt und vor dem Krieg, wenn man wollte, erkennen konnte, was geschah, dass gezielt sprachliche Referenzrahmen verschoben wurden, um Richtig und Falsch neu zu definieren und damit nicht nur neue Formen der Gewalt zu ermöglichen, sondern auch noch als lobenswert erscheinen zu lassen. Mit der Analyse der Sprache des NS wird deutlich, dass die Sprache und damit auch die Sprachphilosophie eine ethische Dimension hat. Das ist neu. Die Ethik beschäftigt sich wissenschaftlich mit dem Inhalt von Werten und Normen, ihrer Begründbarkeit und Güte. Wenn jedoch Sprache und Moral in einem Wirkungsverhältnis stehen, bedeutet dies, dass auch Sprachphilosophie und Ethik keine völlig getrennten Zweige der Philosophie sein können. Wenn man Herder oder Humboldt genau liest, ist diese Verbindung mindestens naheliegend, erst der NS und die Analyse seiner Sprache zeigen jedoch die akute politische Sprengkraft der Sprache, ihre moralische Verantwortlichkeit. Sprache schafft politische Realität und damit ist sie moralisch hinterfragbar. Dass dies möglich ist, sollte die vorliegende Arbeit gezeigt haben.

Dieses Phänomen ist allerdings nicht allein historisch bedeutsam. Nicht nur lange nach dem Zweiten Weltkrieg, in anderen Staaten und Staatsformen war es noch erkennbar. Heute ist es in der Bundesrepublik Deutschland wieder möglich, Menschen durch Sprache so zu diffamieren, dass sie nicht mehr als solche wahrgenommen werden. Das *Wörterbuch des besorgten Bürgers*<sup>1780</sup> zeigt dies, zwar eher umgangssprachlich aber in der Sache treffend, anhand der sprachlichen Folgen der Ankunft besonders vieler Schutzbedürftiger ab 2015 in Deutschland. Die hieraus folgende Radikalisierung in der Sprache am rechten Rand wies interessante Parallelen zur Sprache des Nationalsozialismus auf.

„In der Besorgtensprache lassen sich Systematiken erkennen. Einige fest im Gegenwartsdiskurs verankerte und unzweifelhaft positiv besetzte Begriffe werden integriert und dabei umgedeutet. Das schafft Anknüpfungspunkte und den Eindruck eines legitimen Anliegens. So reden die Besorgten unablässig von Wahrheit oder Demokratie, meinen damit allerdings ziemlich schräge Sachen. Demokratie ist dann die Tyrannei der ‚echten‘ Deutschen, um alle Formen von Minderheitenschutz bereinigt. Freiheit gilt dem

---

<sup>1780</sup> Feustel et al. 2016.

biologisch gedachten Volkskörper und hat wenig mit individueller Lebensgestaltung zu tun.<sup>1781</sup>

Auch hier wurden also, wie im Nationalsozialismus, gezielt positiv besetzte Begriffe zur Erreichung der eigenen Ziele eingesetzt, Zielen, die den Worten, die sie bezeichnen sollten, entgegengesetzt waren. Das Reden von Freiheit hat die Unfreiheit zum Ziel, das von Demokratie einen starken Obrigkeitsstaat. Schutzsuchende werden einfach zur Naturkatastrophe ernannt, vor der man sich schützen muss, wenn man überleben will, einer Lawine. Derartige Okkupationen sind auch heute nichts Nebensächliches, auch nicht in einer Demokratie.

„Sprachanalyse ist keine Oberflächenpolitik, weil es nicht egal ist, wie man Dinge benennt. Sprache schafft Realität. Es ist nicht gleichgültig, ob man von Geflüchteten redet oder wie Wolfgang Schäuble (CDU) Menschen als ‚Flüchtlingslawine‘ mit einer Naturkatastrophe gleichsetzt. In der Gruppe der Geflüchteten können Individuen und damit Unterschiede mitgedacht werden. Ein Schneerutsch ist eine tödliche Gefahr ohne Einzelschicksale. Der Kampf um die Wörter ist also nicht vom Kampf um die Dinge zu trennen, weil das Wort die (Be-)Deutung erschafft.“<sup>1782</sup>

Wer von Deutschland als einer zukünftigen „Moslem-Müllhalde“ und „Rapefugees“<sup>1783</sup> spricht, der entmenschlicht Menschen und bereitet den Boden für alles, was daraus folgen kann. Was jedoch konkret aus einer solchen Sprache erwachsen kann, zeigt die NS-Zeit deutlich. Deswegen ist auch die Sprachphilosophie „keine Oberflächenpolitik“. Es geht nicht um Schönheit oder Ästhetik, es geht um viel mehr: Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Moral.

Ähnlich argumentiert auch der Autor der *Süddeutschen Zeitung*, Ronen Steinke, in seinem jüngst erschienenen Buch *Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt*<sup>1784</sup>. Wie Sternberger unterscheidet er zwischen moralisch guter Sprache und böser Sprache, auch wenn er statt böse das Wort „ungut“<sup>1785</sup> verwendet. Damit umschreibt er Wörter aus dem Jiddischen, die im Deutschen falsch verwendet werden. Obwohl es auch gute, da semantisch richtige, Verwendungen gibt, z.B. als Sinn-Synonyme („meschugge“<sup>1786</sup>), die in bestimmten Fällen einfach besser passen als andere Wörter oder die Vielfalt der Sprache erhöhen, gibt es auch einige

---

<sup>1781</sup> Ebd., 6.

<sup>1782</sup> Ebd., 8.

<sup>1783</sup> Beide Zitate aus Stefanowitsch 2018, 9, im Original kursiv gedruckt.

<sup>1784</sup> Steinke 2020.

<sup>1785</sup> Ebd., 23.

<sup>1786</sup> Ebd., 20, vgl. ebd.

Verwendungen neutraler jiddischer Wörter als Herabsetzungen (z.B. „Ische“<sup>1787</sup>). Diese sind für ihn das Problem.

„Jedenfalls haben *Tacheles*, *Schlamassel*, *meschugge* alle gemein, dass sie im Deutschen heute at face value genommen werden, dass sie also denselben Sinngehalt ausdrücken sollen wie im Original, im Sprachumfeld des Jiddischen. Mit anderen Worten: Die deutsche Sprache nimmt diese Ausdrücke zwar auf, aber sie verbiegt sie nicht. Sie verwendet sie so, wie auch Jiddisch-Sprecher\*innen sie verwenden würden. Im Sinne des Erfinders. Ohne sie umzudeuten. Das zu bemerken ist wichtig. Denn es gibt auch den anderen Fall.“<sup>1788</sup>

Für Steinke ist also bedeutsam, dass die Wörter des Jiddischen ernst genommen werden. Dass sie so gebraucht werden, wie sie gebraucht werden sollen, dass Klang und Inhalt weiterhin zusammengehören und zusammenpassen. Verwendet man sie hingegen bewusst oder unbewusst anders, bringt dies eine bestimmte Färbung mit, allein schon dadurch, dass die Worte nicht mehr stimmig sind. Das gilt z.B. für „Mischpoke“. „Eine *Mischpoke* ist eine verschworene Gruppe, die etwas im Schilde führt. Das ist die Bedeutung, die dieses Lehnwort transportieren soll, und diese Bedeutung rührt allein woher? Aus dem Umstand, dass das Wort aus dem Jiddischen stammt. Es fällt schwer, das nicht als eine Herabsetzung zu sehen.“<sup>1789</sup> Denn „Mischpoke“ bedeutet eigentlich „Familie“.<sup>1790</sup> Deswegen ist das Wissen vom eigentlichen Sinn der Wörter, von dem, was man sagt, von erheblicher Wichtigkeit, will man sich selbst und den Angesprochenen gerecht werden. Auch in unserer heutigen Demokratie ist es also keine entbehrliche Pingeligkeit, auf die Wörter zu achten, die man verwendet. Vielmehr ist die normative Überprüfung der Sprache möglich und, dies verdeutlichen aktuelle Beispiele aber auch die Analyse der NS-Sprache, dringend geboten, wenn man in einer Gesellschaft leben will, in der demokratische Werte gelebt werden.

Allgemein lässt sich das Problem der Beispiele so zusammenfassen: „Wie tief die Erniedrigung reichte, und wie lange sie noch nachwirkt: Solche Sprachgepflogenheiten sind Folge einer schon bestehenden Diskriminierung, aber auch ihr Instrument.“<sup>1791</sup> Dieser Mechanismus löst sich nicht auf, weil wir heute in einer Demokratie leben. Es gilt dasselbe, was auch damals galt: Der Gedanke formt die Sprache, aber auch die Sprache formt den Gedanken, beides leitet unsere Handlungen ein und an. Wir sind für unsere Sprache verantwortlich, genauso wie für unsere Handlungen und müssen uns dieser Verantwortung stellen, das sollte die Analyse der taylorischen Sprachphilosophie, erweitert um die Erkenntnisse über die Funktionsweise der NS-Sprache, zeigen. Sprache wirkt

---

<sup>1787</sup> Vgl. ebd., 23.

<sup>1788</sup> Ebd., 20f.

<sup>1789</sup> Ebd., 27.

<sup>1790</sup> Vgl. ebd.

<sup>1791</sup> Ebd., 10.



normativ, ob wir das wollen oder nicht, also sind wir als Sprecherinnen dazu verpflichtet, unsere Sprache auch normativ zu überprüfen.

Jürgen Trabant betont in seinem aktuellen Buch:<sup>1792</sup> „Sprache ist ein tönendes Licht, das sich über die Welt ergießt, eine Kostbarkeit, die uns anvertraut ist und für die wir Sorge tragen müssen – als *souci de nous-mêmes*, als Sorge um uns Selbst.“<sup>1793</sup> In seiner *Sprachdämmerung* macht er jedoch zwei Bedrohungen dieser Selbstsorge aus: den Ersatz durch Bilder (z.B. Tätowierungen) und die Sprache der Wissenschaft. „Und auch ‚von oben‘ ist Sprache – vielleicht noch massiver – bedroht, und zwar von etwas, das als Sprache daherkommt, in Wirklichkeit aber etwas anderes ist, nämlich Zeichen. Die technisch-wissenschaftliche Welt, in der wir leben, verlangt eine Verwendung der Sprache als Zeichen.“<sup>1794</sup> Beides dient der Kommunikation.

„Sprache ist aber etwas anderes. Sie ist das ‚bildende Organ des Gedanken‘ (Wilhelm von Humboldt), also wesentlich Kognition, genauer: gemeinsames Denken, ‚Mit-Denken‘ (ebenfalls ein schönes Wort von Humboldt). Das Wort ist kein Bild und kein Zeichen, sondern steht zwischen beiden, als ‚Licht der Menschen‘, das im dichterischen Sprechen am schönsten leuchtet. Es gilt, an diese für den Menschen konstitutive Weise des In-der-Welt-Seins zu erinnern, denn der Mensch ist nur Mensch durch Sprache.“<sup>1795</sup>

Dafür ist keine perfekte Beherrschung einer Lautsprache erforderlich, sondern lediglich „die Verbindung der Reflexion mit der Artikulation“<sup>1796</sup> im Verstand. Jeder Mensch gehört zur Art des Sprachwesens, ganz gleich ob und wie er spricht, so Trabant. Als Mensch verfügt er über „die Keimzelle universeller Sprachproduktion“<sup>1797</sup>. „Sprache“ bezeichnet eine genetisch gegebene Fähigkeit zur Produktion des Denkens, über die nur der Mensch verfügt und durch die er daher Mensch ist.“<sup>1798</sup> Darüber verfügen alle Menschen und alle Tiere nicht. Dem vorausgegangen sind die Artefakt-Herstellung und Laut-Verständigungen.

„Nur, wenn diese artikulatorischen Tätigkeiten nicht zur Sprache geführt hätten, dann wären die artikulierenden Wesen keine modernen Menschen geworden, sondern eine andere Art von symbolisierenden Primaten, die die Welt vielleicht mit allerlei Bildern und Faustkeilen gefüllt, aber vermutlich keine Autos gebaut oder komplexe Gesellschaften gebildet hätten. Natürlich wäre die ‚Ilias‘ ebensowenig gedichtet worden wie der ‚Faust‘

---

<sup>1792</sup> Trabant 2020: *Sprachdämmerung. Eine Verteidigung*.

<sup>1793</sup> Ebd., 9.

<sup>1794</sup> Ebd., 9f.

<sup>1795</sup> Ebd., 10, vgl. auch Humboldt 1905, IV: 15.

<sup>1796</sup> Trabant 2020, 16, vgl. ebd., 15f. Dies soll bereits in der Genetik des Menschen angelegt sein und damit auch keinen Menschen, dement, taub oder im noch nicht sprechenden Alter, ausschließen.

<sup>1797</sup> Ebd., 16.

<sup>1798</sup> Ebd., 16.

oder ‚Don Giovanni‘ oder die Bibel. Auch die Bilder der Sixtinischen Kapelle wären dann wohl nicht gemalt worden.<sup>1799</sup>

Ebenso wenig, so könnte man die Liste an das Thema dieses Textes annähern, wären jemals Diktaturen errichtet, Konzentrationslager gebaut oder Menschen aufgrund einer Ideologie millionenfach umgebracht worden.

Um auf Lanzmanns Zitat zurückzukommen: wenn wir etwas verstehen wollen, können wir es nur, indem wir Sprache verwenden. Als Sprachwesen suchen wir nach der Möglichkeit zu verstehen. Daher kann das Nicht-Verstehen-Können dramatische Folgen haben. Carolin Emcke weist darauf hin, dass in der Traumaforschung davon ausgegangen wird, dass traumatische Ereignisse dadurch ihren Trauma-Charakter erhalten, dass sie absolut unverständlich sind. Nicht hauptsächlich das Schlimme selbst, sondern seine Losgelöstheit von allem Bisherigen, Verstehbaren, Begriffen, Kategorien, scheint den Schock auszulösen.<sup>1800</sup>

„Über die fundamentale Irritation eines Individuums in extremen Situationen haben zahlreiche Überlebende der Shoah geschrieben. In ihren Erinnerungen und Berichten zeichnet sich die allererste Konfrontation mit dem Lager vor allem durch das Gefühl der Verwirrung aus, des Nicht-Verstehens. Es ist noch nicht einmal ein moralisches Entsetzen, dessen sie gewahr werden, kein empörtes Anklagen der Logik der Vernichtung. Sondern zunächst einmal ein Suchen nach irgendeiner Logik, wodurch sich das Undenkbare in Einklang bringen ließe mit dem, was vorher denkbar schien. [...] In ihrem gesamten Gebaren sind die Ankömmlinge noch konditioniert auf eine andere Welt. Sie verstehen einfach nicht, wo sie da gelandet sind, was für einer Ordnung des Terrors sie von nun an unterworfen sein werden.“<sup>1801</sup>

Hiermit bezieht sich Emcke auf den gleichnamigen Buchtitel von Sofsky,<sup>1802</sup> der die Ordnung des Terrors darin definiert sieht, wie bereits erwähnt, dass es keine Ordnung gibt, dass Ordnung und Terror sich schlicht ausschließen. Terror ist nicht nachvollziehbar, widersprüchlich, immer anders. Das ist der Kern seiner Grausamkeit. Das Konzentrationslager war der Ort, an dem man nicht verstehen konnte, wo das Sprachwesen Mensch aufgelöst wurde. Aus *bíos* wurde *zōé*.

In dieser Arbeit sollte gezeigt werden, dass Sprache unser Denken und Handeln entscheidend formt und dass dieses Vermögen im Nationalsozialismus auf beispiellose Weise dazu benutzt wurde, Menschen zunächst sprachlich auszugrenzen, ihnen ihr Menschsein abzusprechen, sie zu

---

<sup>1799</sup> Ebd., 19.

<sup>1800</sup> Vgl. Emcke 2016a, 30f.

<sup>1801</sup> Ebd., 31, 32f.

<sup>1802</sup> Vgl. Sofsky 1993.

verfolgen, zu misshandeln und schließlich massenweise zu töten. Um dieses Potential wissend, soll die vorliegende Arbeit ein Ansporn und eine Warnung sein. Ein Ansporn, die Wörter ernst zu nehmen, mit Bedacht zu wählen, genau hinzuhören. Eine Warnung, nicht leichtfertig mit der Sprache umzugehen, ihre Wirkmacht nicht zu unterschätzen, sprachliche Radikalisierungen wahrzunehmen und ihnen etwas entgegenzusetzen. Durch die große Kraft, die die Sprache im Menschen entfaltet, die seinen gesamten Charakter formt, geht von ihr auch ein großes Gefahrenpotential aus, das es zu kennen gilt, um den Gefahren gesellschaftlich vorzubeugen und individuell zu trotzen. „Sprache ist ein tönendes Licht, das sich über die Welt ergießt, eine Kostbarkeit, die uns anvertraut ist und für die wir Sorge tragen müssen – als *souci de nous-mêmes*, als Sorge um uns selbst.“<sup>1803</sup> Darin kann Trabant erneut nur zugestimmt werden. Seien wir Hüter des Lichts.<sup>1804</sup>

---

<sup>1803</sup> Trabant 2020, 9.

<sup>1804</sup> Vgl. ebd.

## Literaturverzeichnis

Adler 2012

Adler, Hans G.: *Theresienstadt 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Göttingen.

Adorno 2019

Adorno, Theodor W.: *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus. Ein Vortrag*, mit einem Nachwort von Volker Weiß, Berlin.

Agamben 2003

Agamben, Giorgio: *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge*, Frankfurt am Main.

Agamben 2006

Agamben, Giorgio: *Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik*, Zürich/Berlin.

Agamben 2014

Agamben, Giorgio: *Ausnahmezustand (Homo sacer II.1)*, 6. Auflage, Frankfurt am Main.

Agamben 2016

Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, 11. Auflage, Frankfurt am Main.

Améry 1977

Améry, Jean: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart.

Arendt 1953

Arendt, Hannah: „Ideologie und Terror“, in: *Offener Horizont. Festschrift für Karl Jaspers zum 70. Geburtstag, 23. Februar 1953*, 229-254, München.

Arendt 1994

Arendt, Hannah: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München.

Arendt 1999

Arendt, Hannah: *Zur Zeit. Politische Essays*, aktualisierte und erweiterte Neuauflage, herausgegeben von Marie Luise Knott, Hamburg.

Arendt 2003

Arendt, Hannah: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, 2. Auflage, München.

Arendt 2012

Arendt, Hannah: *Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk*, 4. Auflage, München.

Arendt 2013

Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, 6. Auflage, München.

Arendt 2017

Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, 20. Auflage, München/Berlin.

Austin 2005

Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte*, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart.

Benjamin 1965

Benjamin, Walter: *Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze. Mit einem Nachwort von Herbert Marcuse*, Frankfurt am Main.

Bergengruen 1987

Bergengruen, Werner: *Der Großtyrann und das Gericht*, Lizenzausgabe mit Genehmigung des Arche-Verlags in Zürich, München.

Bernstein 2016

Bernstein, Richard J.: „Die Ausweitung des Dialogs“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 155-157, Frankfurt am Main.

Beuys 2010

Beuys, Barbara: *Sophie Scholl. Biografie*, München.

Blakely 2013

Blakely, Jason: „Returning to the Interpretive Turn. Charles Taylor and His Critics“, in: *The Review of Politics*, Vol. 75, Nr. 3, Summer 2013, 383-406, Cambridge University Press.

Blumenberg 2000

Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*, 5. Auflage, Frankfurt am Main.

Blumenberg 2013

Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie. Kommentar von Anselm Haverkamp*, Frankfurt am Main.

Böhler 2014

Böhler, Michael (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache*, Stuttgart.

Bohmann 2012

Bohmann, Ulf: „Der ambivalente Aufklärungs- und Rationalitätsbegriff von Taylor und Foucault“, in: Bohmann, Ulf, Bunk, Benjamin, Koehn, Elisabeth Johanna, Wegner, Sascha, Wojcik, Paula (Hrsg.): *Das Versprechen der Rationalität. Visionen und Revisionen der Aufklärung*, in der Reihe *Laboratorium Aufklärung*, Band 11, herausgegeben von Breidbach, Olaf, Fulda, Daniel, Rosa, Hartmut, 263-293, München.

Bohmann 2013

Bohmann, Ulf: „Charles Taylors Mentalitätsgeschichte als kritische Genealogie“, in: Busen, Andreas, Weiß, Alexander (Hrsg.): *Ansätze und Methoden zur Erforschung des politischen Denkens*, 185-214, Baden-Baden.

Brandom 2000

Brandom, Robert: *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*, Frankfurt am Main.

Brandt 2009

Brandt, Reinhard: *Können Tiere denken? Ein Beitrag zur Tierphilosophie*, Frankfurt am Main.

Broszat 1979

Broszat, Martin: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss. Herausgegeben von Martin Broszat*, 7. Auflage, München.

Browning 2001

Browning, Christopher, R.: *Judenmord. NS-Politik, Zwangsarbeit und das Verhalten der Täter*, Frankfurt am Main.

Browning 2006

Browning, Christopher R.: *Die Entfesselung der Endlösung. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942*, mit einem Beitrag von Jürgen Matthäus, Berlin.

Browning 2009

Browning, Christopher R.: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, 5. Auflage, Hamburg.

Butler 2016

Butler, Judith: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, 5. Auflage, Berlin.

Canetti 2011

Canetti, Elias: *Masse und Macht*, 32. Auflage, Frankfurt am Main.

Cassirer 1992

Cassirer, Ernst: *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Costa 2017

Costa, Paolo: „The language animal: A Long Trajectory“, in: *Dialogue 56*, Canadian Philosophical Association, herausgegeben von Nancy Salay, 621-632, Cambridge.

Deacon 1997

Deacon, Terrence W.: *The Symbolic Species. The Co-evolution of Language and the Brain*, Norton, New York.

Demmerling 2017

Demmerling, Christoph: „Language, Concepts, and Emotions in Charles Taylor’s *The Language Animal*“, in: *Dialogue 56*, Canadian Philosophical Association, herausgegeben von Nancy Salay, 633-641, Cambridge.

Deutscher 2011

Deutscher, Guy: *Through the language glass. Why the world looks different in other languages*, Arrow Books, Croydon, zuerst publiziert 2010 von William Heinemann, Random House, London.

Dewey 2003

Dewey, John: *Philosophie und Zivilisation*, Frankfurt am Main.

Di Cesare 1996

Di Cesare, Donatella: „Wilhelm von Humboldt (1767-1835)“, in: Borsche, Tilman (Hrsg.): *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*, München.

Di Cesare 2007

Di Cesare, Donatella: „Auschwitz verstehen. Eine philosophische Überlegung“, in: *Information Philosophie*, 35. Jahrgang, 4/2007, 22-29, Lörrach.

Di Cesare 2012

Di Cesare, Donatella Ester: *Utopia of Understanding. Between Babel and Auschwitz*, State University of New York Press, Albany.

Dierse 2015

Dierse, Ulrich: „Verfassungspatriotismus‘ schon 1761/65?!“, in: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Vol. 57, 277-285, Zugriff am 8.11.2020 über: <https://www.jstor.org/stable/26353770?seq=1>.

Dodd 2007

Dodd, William J.: *Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik*, Göttingen.

Dodd 2013

Dodd, William J.: „Dolf Sternberger’s Panorama. Approaches to a work of (inner) exile in the National Socialist Period“, in: Modern Humanities Research Association (Hrsg.): *The modern language review*, Vol. 108, No. 1, January 2013, 180-201, Zugriff am 8.11.2020 über: <https://www.jstor.org/stable/10.5699/modelangrevi.108.1.0180?seq=1>.

Emcke 2004

Emcke, Carolin: *Von den Kriegen. Briefe an Freunde*, 3. Auflage, Frankfurt am Main.

Emcke 2016a

Emcke, Carolin: *Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit*, 3. Auflage, Frankfurt am Main.

Emcke 2016b

Emcke, Carolin: *Stumme Gewalt. Nachdenken über die RAF*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Emcke 2019

Emcke, Carolin: *Ja heißt ja und...Ein Monolog*, Frankfurt am Main.

Ette et al. 2001

Ette, Ottmar, Hermanns, Ute, Scherer, Bernd M., Suckow, Christian: *Alexander von Humboldt – Aufbruch in die Moderne*, Berlin.

Fest 1963

Fest, Joachim: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München.

Feustel et al. 2016

Feustel, Robert, Grochol, Nancy, Prüwer, Tobias, Reif, Franziska (Hrsg.): *Wörterbuch des besorgten Bürgers*, Mainz.

Foot 2004

Foot, Philippa: *Die Natur des Guten*, Frankfurt am Main.

Frank 1935

Frank, Hans: *Nationalsozialistisches Handbuch für Recht und Gesetzgebung*, 2. Auflage, München.

Frankfurt 1971

Frankfurt, Harry G.: „Freedom of the Will and the Concept of a Person“, in: *Journal of Philosophy* 1, Vol. 68, 5-20, Zugriff am 30.06.2022 über: <https://www.jstor.org/stable/2024717>.

Frankl 2018

Frankl, Viktor E.: *...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*, München.

Freud 2010

Freud, Sigmund: *Abriss der Psychoanalyse*, herausgegeben von Hans-Martin Lohmann, Stuttgart.

Gadamer 1975

Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, 4. Auflage, unveränderter Nachdruck der 3., erweiterten Auflage, Tübingen.

Gaier 1988

Gaier, Ulrich: *Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik*, Stuttgart/Bad Cannstatt.

Gaier 1996

Gaier, Ulrich: „Johann Gottfried Herder (1744-1803)“, in: Borsche, Tilman (Hrsg.): *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*, München.

Gallagher 2005

Gallagher, Shaun: *How the Body Shapes the Mind*, Oxford University Press.

Geulen 2000

Geulen, Christian: „Verzeihung, aber so war's...“. Historische Spuren einer biographischen Erzählung“, in: Geulen, Christian, Tschuggnall, Karoline (Hrsg.): *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews*, Studien zum Nationalsozialismus, Band 2, 101-120, Tübingen.

Geulen 2004

Geulen, Christian: *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg.

Geulen 2007

Geulen, Christian: *Geschichte des Rassismus*, München.



Goebbels 1931

Goebbels, Joseph: *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, herausgegeben von Elke Fröhlich. Teil I: Aufzeichnungen 1923-1941, Band 2/I: Dezember 1929 – Mai 1931, München 2005.

Goebbels 1933

Goebbels, Joseph: *Revolution der Deutschen, 14 Jahre Nationalsozialismus*, Oldenburg.

Goebbels 1939

Goebbels, Joseph: *Kampf um Berlin, Band I: Der Anfang*, 16./17. Auflage, München.

Görtemaker 2005

Görtemaker, Manfred: *Thomas Mann und die Politik*, Frankfurt am Main.

Goethe 1833

Goethe, Johann Wolfgang von: *Goethe's Nachgelassene Werke. Siebenter Band. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand*, Cotta, Band 47, Stuttgart/Tübingen, Zugriff am 30.06.2022 über: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10109052?page=2,3>.

Goldstein 1996

Goldstein, Jürgen: „Die Zeit der absoluten Politik. Bemerkungen zur Politisierung der Zeit bei Hitler“, in: *Orientierung. Katholische Blätter für weltanschauliche Information*, Nr. 3, 60. Jahrgang, 34-36, Zürich.

Goldstein 1997

Goldstein, Jürgen: „Absolute Gewalt. Bemerkungen zu einer zeitgenössischen Form der Gewalt“, in: *Orientierung. Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen*, Nr. 7, 61. Jahrgang, 81-83, Zürich.

Goldstein 2007

Goldstein, Jürgen: „Moralische Topographie. Charles Taylors neoromantische Wiedergewinnung einer Ordnung des Guten“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 3/2007, 361-387, Berlin.

Goldstein 2008

Goldstein, Jürgen: Rezension der Bücher *Hans Blumenberg/ Carl Schmitt: Briefwechsel 1971-1978. Und weitere Materialien*. Hrsg. von A. Schmitz und M. Lepper, Frankfurt am Main 2007 und *Hans Blumenberg: Der Mann vom Mond. Über Ernst Jünger*, Hrsg. von A. Schmitz und M. Lepper, Frankfurt am Main 2007, in: *Philosophischer Literaturanzeiger*, herausgegeben von Ulrike Bardt, Rudolf Lütke und Stephan Nachtsheim, Band 61, Heft 1, Januar bis März 2008, 35-46, Frankfurt am Main.

Goldstein 2012

Goldstein, Jürgen: *Perspektiven des politischen Denkens. Sechs Portraits. Hannah Arendt, Dolf Sternberger, John Rawls, Jürgen Habermas, Alasdair MacIntyre, Charles Taylor*, Weilerswist.

Goldstein 2016

Goldstein, Jürgen: „Resonanz – Ein Schlüsselbegriff in der Philosophie Charles Taylors“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 158-160, Frankfurt am Main.

Goldstein 2019

Goldstein, Jürgen: *Naturerscheinungen. Die Sprachlandschaften des Nature Writing*, Berlin.

Goldstein 2020

Goldstein, Jürgen: *Hans Blumenberg. Ein philosophisches Portrait*, Berlin.

Greenspan et al. 2004

Greenspan, Stanley, Shanker, Stuart: *The first Idea. How Symbols, Language, and Intelligence evolved from Our Primate Ancestors to Modern Humans*, Da Capo Press.

Habermas 2013

Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bände, Band I: *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*, Band II: *Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Frankfurt am Main.

Habermas 2016

Habermas, Jürgen: „Geburtstagsbrief an einen alten Freund und Kollegen“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 179-181, Frankfurt am Main.

Hartmann 2011

Hartmann, Christian: *Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Krieg im Osten 1941-1945*, München.

Hartmann et al. 2016

Hartmann, Christian, Vordermayer, Thomas, Plöckinger, Othmar, Töppel, Roman (Hrsg.): *Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Band I: Eine Abrechnung, Band II: Die nationalsozialistische Bewegung*, im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, München/Berlin.

Heiber 1972

Heiber, Helmut (Hrsg.): *Goebbels-Reden. Band 2: 1939-1945*, Düsseldorf.

Heidegger 1949

Heidegger, Martin: *Über den Humanismus*, Frankfurt am Main.

Heiden 1937

Heiden, Konrad: *Adolf Hitler. Ein Mann gegen Europa. Eine Biographie, Band II*, Europa-Verlag, Zürich.

Heise 2006

Heise, Jens: *Johann Gottfried Herder. Zur Einführung*, Hamburg.

Herder 1985

Herder, Johann Gottfried: *Deutsche Klassiker. Johann Gottfried Herder in zehn Bänden, Band I, Frühe Schriften 1764-1772*, herausgegeben von Ulrich Gaier.

Herder 2002

Herder, Johann Gottfried: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, Stuttgart.

Hilberg 1991

Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden, Band 3*, aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe der Erstausgabe von 1982 (Berlin), Frankfurt am Main.

Hilberg 1992

Hilberg, Raul: *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*, Frankfurt am Main und Wien, Lizenzausgabe Büchergilde Gutenberg.

Huber 1939

Huber, Ernst Rudolf: *Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches*, Grundzüge der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft, Reihe A, herausgegeben von Georg Dahm und Ernst Rudolf Huber, Hamburg.

Huber 2006

Huber, Gérard: *Mala. Une femme juive héroïque dans le camp d'Auschwitz-Birkenau. Préface de Simone Veil*, Éditions du Rocher, Monaco.

Humboldt 1904/Humboldt 1905/Humboldt 1907

Humboldt, Wilhelm von: *Gesammelte Schriften in 17 Bänden*, 1903-1936, Band III, 1799-1818 (hrsg. 1904), Band IV, 1820-1822 (hrsg. 1905), Band VI, 1827-1835 und VII, 1830-1835 (hrsg. 1907) herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Hrsg. Albert Leitzmann, Berlin 1968.

Jäger 1999

Jäger, Margret, Jäger Siegfried: *Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens*, Berlin.

Jaspers 1947

Jaspers, Karl: *Von der Wahrheit*, München.

Jung 2009

Jung, Matthias: *Der bewusste Ausdruck. Anthropologie der Artikulation*, Berlin.

Jung 2014

Jung, Matthias: *Gewöhnliche Erfahrung*, Tübingen.

Jung 2017

Jung, Matthias: *Symbolische Verkörperung. Die Lebendigkeit des Sinns*, Tübingen.

Kershaw 2001

Kershaw, Ian: *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, 2. Auflage der erweiterten und bearbeiteten Neuausgabe, Hamburg.

Kershaw 2016

Kershaw, Ian: *Höllensturz. Europa 1914 bis 1949*, 3. Auflage, München.

Klee 2007

Klee, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer was war vor und nach 1945*, Frankfurt am Main.

Klemperer 1999

Klemperer, Victor: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945*, Band I-VIII im Schuber, 3. Auflage, Berlin.

Klemperer 2007

Klemperer, Victor: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945. Eine Auswahl*, mit einem Nachwort von Martin Doerry, gekürzte Lizenzausgabe des SPIEGEL-Verlags, Hamburg, einzelne Einträge entnommen aus: Klemperer 1999.

Klemperer 2015

Klemperer, Victor: *LTI. Notizbuch eines Philologen*, nach der Ausgabe letzter Hand herausgegeben und kommentiert von Elke Fröhlich, 25., durchgesehene Auflage, Stuttgart.

Koch 2012

Koch, Gertrud: *Siegfried Kracauer. Zur Einführung*, 2., überarbeitete Auflage, Hamburg.

Kogon 1988

Kogon, Eugen: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, 18. Auflage, München.

Korn 1959

Korn, Karl: *Sprache in der verwalteten Welt*, 2., ergänzte Ausgabe, Olten und Freiburg im Breisgau.

Koschorke 2016

Koschorke, Albrecht: *Adolf Hitlers „Mein Kampf“: Zur Poetik des Nationalsozialismus*, Berlin.

Koselleck 1998

Koselleck, Reinhart: „Politische Sinnlichkeit und mancherlei Künste“, in: Arnold, Sabine R., Fuhrmeister, Christian, Schiller Dietmar (Hrsg.): *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert: Zur Sinnlichkeit der Macht*, 25-34, Wien/Köln/Weimar.

Kracauer 1974

Kracauer, Siegfried: *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Kracauer 1977

Kracauer, Siegfried: *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt am Main.

Kracauer 2013

Kracauer, Siegfried: *Totalitäre Propaganda*, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Bernd Stiegler, unter Mitarbeit von Joachim Heck und Maren Neumann, Frankfurt am Main.

Lakoff/Johnson 2021

Lakoff, George, Johnson, Mark: *Metaphors we live by. With a new Afterword*, University of Chicago Press.

Lanzmann 1988

Lanzmann, Claude: *Shoah*, Vorwort von Simone de Beauvoir, ungekürzte Ausgabe, München.

Lanzmann 2015

Lanzmann, Claude: „Shoah“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nummer 22, 27.01.2015, Seite 9.

Leonhard 2010

Leonhard, Jörn: „Politisches Sprechen im Zeitalter der Extreme. Überlegungen zu einer Erfahrungsgeschichte der Moderne“, in: Sabrow, Martin (Hrsg.): *ZeitRäume 6* (2010), 107-126, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (Potsdamer Almanach des Zentrums für Zeithistorische Forschung), Göttingen.

Levi 2015

Levi, Primo: *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München.

Levi 2017

Levi, Primo: *So war Auschwitz. Zeugnisse 1945-1986*, mit Leonardo de Benedetti, herausgegeben von Domenico Scarpa und Fabio Levi, München.

Lindgren 2017

Lindgren, Astrid: *Niemals Gewalt*, Hamburg.

Locke 1979

Locke, John: *An Essay concerning Human Understanding*, edited with an Introduction by Peter H. Nidditch, 1. issued as a paperback, Clarendon Press, Oxford.

Maclure 2016

Maclure, Jocelyn: „Ein stark wertendes Subjekt“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 102-104, Frankfurt am Main.

Mann 1983

Mann, Thomas: *Betrachtungen eines Unpolitischen, Gesammelte Werke in Einzelbänden*, Frankfurter Ausgabe, herausgegeben von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main.

Meijer 2018

Meijer, Eva: *Die Sprachen der Tiere*, Berlin.

Mendieta 2016

Mendieta, Eduardo: „Das Geschöpf der Sprache – Drei Postkarten an Chuck“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 111-114, Frankfurt am Main.

Mieder 1995

Mieder, Wolfgang: „...als ob ich Herr der Lage würde“: Zur Sprichwortmanipulation in Adolf Hitlers *Mein Kampf*“ (zuerst erschienen in: *Muttersprache* 104, 1994, 193-218), in: Mieder, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche Redensarten, Sprichwörter und Zitate. Studien zu ihrer Herkunft, Überlieferung und Verwendung*, mit 31 Abbildungen, 183-208, Edition Praesens, Wien.

Mommsen 1986

Mommsen, Hans: „Hannah Arendt und der Prozeß gegen Adolf Eichmann“, in: Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, 9-48, 6. Auflage, München 2013.

Müller 2009a

Müller, Herta: *Der König verneigt sich und tötet*, 4. Auflage, Frankfurt am Main.

Müller 2009b

Müller, Herta: *Der Fuchs war damals schon der Jäger*, 3. Auflage, Frankfurt am Main.

Müller 2010

Müller, Herta: *Lebensangst und Worthunger. Im Gespräch mit Michael Lentz. Leipziger Poetikvorlesung 2009*, Frankfurt am Main.

Müller 2016

Müller, Herta: *Mein Vaterland war ein Apfelkern. Ein Gespräch mit Angelika Klammer*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Nagel 2012

Nagel, Tomas: „What is it like to be a bat?“, in: Nagel, Thomas: *Mortal Questions*, 165-180, Cambridge.

Pannier 1996

Pannier, Jörg: *Das Vexierbild des Politischen. Dolf Sternberger als politischer Aristoteliker*, Berlin.

Pegelow Kaplan 2011a

Pegelow Kaplan, Thomas: *The Language of Nazi Genocide. Linguistic Violence and the Struggle of Germans of Jewish Ancestry*, Cambridge University Press.

Pegelow Kaplan 2011b

Pegelow Kaplan, Thomas: „Macht und Geschichte der Wörter. Dolf Sternbergers ‚Wörterbuch des Unmenschen‘ als sprachkritisches Dokument der frühen Bundesrepublik“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 8, 156-160, Göttingen.

Ritter/Gründer 1998

Ritter, Joachim, Gründer, Karlfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, völlig neubearbeitete Ausgabe des *Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe* von Rudolf Eisler, Band 10: St-T, Darmstadt.

Rosa 1995

Rosa, Hartmut: „Hypergüter der Moderne. Die konfliktreiche moralische Landkarte der Gegenwart“, Rezension zu *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität* von Charles Taylor, in: *Politische Vierteljahresschrift*, September 1995, Vol. 36, Nr. 3, 505-522, Zugriff am 22.08.2022 über: <https://www.jstor.org/stable/24198159>.

Rosa 1998

Rosa, Hartmut: *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*, Frankfurt am Main.

Rosa 2011

Rosa, Hartmut: „Is There Anybody Out There? Stumme und resonante Weltbeziehungen – Charles Taylors monomanischer Analysefokus“, in: Kühnlein, Michael, Lutz-Bachmann, Matthias: *Unerfüllte Moderne? Neue Perspektiven auf das Werk von Charles Taylor*, 15-43, Berlin 2018.

Rosa 2014

Rosa, Hartmut: *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*, 3. Auflage, Berlin.

Rosa 2018

Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, 3. Auflage, Berlin.

Rousset 2020

Rousset, David: *Das KZ-Universum*, Berlin.

Sander 2017

Sander, Sabine: *Dialogische Verantwortung. Konzepte der Vermittlung und des Fremdverstehens im jüdisch-deutschen Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts*, Paderborn.

Sartre 1947

Sartre, Jean Paul: *Ist der Existentialismus ein Humanismus?*, Europa Verlag, Zürich.

Scheu 2011

Scheu, Johannes: „Giorgio Agamben: Überleben in der Leere“, in: Moebius, Stephan, Quadflieg, Dirk (Hrsg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*, 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, 439-451, Wiesbaden.

Searle 1974

Searle, John R.: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, sechstes und siebentes Tausend, Frankfurt am Main.

Shelley 1923

Shelley, Percy Bysshe: „The Revolt of Islam. A Poem in Twelve Cantos“, in: *The Complete Poetical Works of Percy Bysshe Shelley*, 31-155, London u.a.

Silone 1934

Silone, Ignazio: *Der Fascismus. Seine Entstehung und seine Entwicklung*, Europa-Verlag, Zürich.

Sofsky 1993

Sofsky, Wolfgang: *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Sofsky 1996

Sofsky, Wolfgang: *Traktat über die Gewalt*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Stefanowitsch 2018

Stefanowitsch, Anatol: *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*, Berlin.

Steiner 2016

Steiner, George: *Sprache und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, 2. Auflage, Frankfurt am Main.

Steinke 2020

Steinke, Ronen: *Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt*, Berlin.

Sternberger 1980

Sternberger, Dolf: „Jaspers und der Staat“, in: *Schriften IV, Staatsfreundschaft*, 159-170, Frankfurt am Main.

Sternberger 1981

Sternberger, Dolf: *Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert*, Schriften V, Frankfurt am Main.

Sternberger et al. 1986

Sternberger, Dolf, Storz, Gerhard, Süskind, Wilhelm E.: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neu erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik*, nach der erweiterten Ausgabe von 1967, 3. Auflage 1968, Frankfurt am Main/Berlin.

Sternberger 1987

Sternberger, Dolf: *Ein literarhistorischer Essay – und eine politische Satire. „Figuren der Fabel“ von Dolf Sternberger, erschienen 1941 in der „Frankfurter Zeitung“*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 135, 13.6.1987.

Sternberger 1988

Sternberger, Dolf: *Gut und Böse. Moralische Essays aus drei Zeiten*, Schriften IX, Frankfurt am Main.

Sternberger 1990a

Sternberger, Dolf: *Figuren der Fabel. Essays*, Erste Auflage, folgend der Erstausgabe von 1950, Frankfurt am Main.

Sternberger 1990b

Sternberger, Dolf: „Verfassungspatriotismus. Rede bei der 25-Jahr-Feier der ‚Akademie für Politische Bildung‘ (1982)“, in: *Verfassungspatriotismus*, Schriften Band X, 17-31, Frankfurt am Main.

Strasser 1932

Strasser, Gregor: „Nie wieder Krieg“. Rede vom 7.10.1928 im Berliner Reichstag, in: Strasser, Gregor: *Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Nationalsozialisten*, München.

Taylor 1985

Taylor, Charles: „Self-Interpreting Animals“ (45-76), „The Concept of a Person“ (97-114), in: *Philosophical Papers*, Band 1, *Human Agency and Language*, Cambridge University Press.

Taylor 1986

Taylor, Charles: „Sprache und Gesellschaft“, in: Honneth, Axel, Joas, Hans (Hrsg.): *Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas’ „Theorie des kommunikativen Handelns“*, 35-51, Frankfurt am Main.



Taylor 1992

Taylor, Charles: *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*, Frankfurt am Main.

Taylor 1994

Taylor, Charles: *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt am Main.

Taylor 1995a

Taylor, Charles: *Das Unbehagen an der Moderne*, Frankfurt am Main.

Taylor 1995b

Taylor, Charles: „The Importance of Herder“ (79-99), „Heidegger, Language, and Ecology“ (100-126), in: *Philosophical arguments*, Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts, London.

Taylor 1999

Taylor, Charles: „A Catholic Modernity?“, in: Heft, James L. (Ed.): *A Catholic Modernity? Charles Taylor's Marianist Award Lecture. With Responses by William M. Shea, Rosemary Luling Haughton, George Marsden, Jean Bethke Elshtain*, 13-37, Oxford University Press, Oxford, New York.

Taylor 2008

Taylor, Charles: „Das Mysterium der Sprache. Robert Brandoms Sprachphilosophie“, in: Demmerling, Christoph, Esser, Andrea Marlen, Krüger, Hans-Peter, Menke, Christoph (Hrsg.): *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 56, 3-20, Berlin.

Taylor 2009a

Taylor, Charles: *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt am Main.

Taylor 2009b

Taylor, Charles: „Notes on the Sources of Violence: Perennial and Modern“, in: Heft, James L. (Hrsg.): *Beyond Violence: Religious Sources of Social Transformation in Judaism, Christianity, and Islam*, 188-213, Fordham.

Taylor 2016

Taylor, Charles: *The language animal. The full shape of the human linguistic capacity*, Harvard.

Taylor 2017

Taylor, Charles: *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*, aus dem Englischen von Joachim Schulte, Frankfurt am Main.

Taylor 2021

Taylor, Charles: *Menschenrechte, Religion, Gewalt. Drei Essays*, herausgegeben von Michael Kühnlein, Stuttgart.

Tomasello 2005

Tomasello, Michael: *Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition*, Harvard University Press, Cambridge.

Tomasello 2010

Tomasello, Michael: *Origins of Human Communication*, MIT Press, Cambridge, Massachusetts, London, England.

Trabant 2006a

Trabant, Jürgen: „Eine Philosophie der Sprache zur Bildung der Menschheit“, in: Borsche, Tilman (Hrsg.): *Herder im Spiegel der Zeiten. Verwerfungen der Rezeptionsgeschichte und Chancen einer Relektüre*, 247-263, München.

Trabant 2006b

Trabant, Jürgen: *Europäisches Sprachdenken. Von Platon bis Wittgenstein*, München.

Trabant 2009

Trabant, Jürgen: *Die Sprache*, München.

Trabant 2012

Trabant, Jürgen: *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*, München.

Trabant 2020

Trabant, Jürgen: *Sprachdämmerung. Eine Verteidigung*, München.

Tully 2016

Tully, James: „Ein dialogisches Wesen“, in: Bohmann, Ulf, Keding, Gesche, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Transit. Europäische Revue 49: Grenzen der Toleranz / Charles Taylor zum 85. Geburtstag*, Neue Kritik, 125f., Frankfurt am Main.

Vogel 2007

Vogel, Bernhard: „Dolf Sternberger und die politische Wissenschaft“, in: Borchard, Michael (Hrsg.): *Dolf Sternberger zum 100. Geburtstag. Im Plenum*, 13-22, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin, Berlin.

Wasserman 1959

Wasserman, Earl R.: *The subtler language. Critical Readings of Neoclassic and Romantic Poems*, Baltimore.

Weißpflug 2014

Weißpflug, Maïke: „Zwei Wege der Versöhnung mit der Welt. Charles Taylor und Hannah Arendt“, in: Bohmann, Ulf (Hrsg.): *Wie wollen wir leben? Das politische Denken und Staatsverständnis von Charles Taylor*, 74-93, Baden-Baden.

Welzer 2000

Welzer, Harald: „Die Konstruktion des ‚anderen Nazis‘. Über die dialogische Verfertigung der Vergangenheit in einem Zeitungsinterview“, in: Geulen, Christian, Tschuggnall, Karoline (Hrsg.): *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews*, Studien zum Nationalsozialismus, Band 2, 74-85, Tübingen.

Welzer 2016

Welzer, Harald: *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*, 7. Auflage, Frankfurt am Main.

Welzer 2017

Welzer, Harald: „Was Hitler sagt, das glaube ich.‘ Das NS-Regime streut nicht nur Lügen. Es verändert die gesamte Sprache – und damit die Wahrnehmung der Welt“, in: Erenz, Benedikt,

Staas, Christian, Ulrich, Dr. Volker (Hrsg.): DIE ZEIT Geschichte, ZEITGeschichte. Epochen, Menschen, Ideen: *Gefälscht. Die Macht der Lüge. Propaganda, Fälschungen, Verschwörungstheorien – vom Mittelalter bis heute*, 76-80, Hamburg.

Whorf 1963

Whorf, Benjamin Lee: „Wie der Name einer Sache unser Verhalten beeinflusst“, in: Whorf, Benjamin: *Sprache. Denken. Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*, herausgegeben und übersetzt von Peter Krausser, Hamburg.

Wiechert 2014

Wiechert, Ernst: *Der Totenwald. Ein Bericht. Mit einem Essay von Klaus Briegleb*, 4. Auflage, Frankfurt am Main.

Wiesel 1996

Wiesel, Elie: *Die Nacht*, Vorwort von Martin Walser, mit einer Vorrede von François Mauriac, Freiburg im Breisgau.

Wischke 2008

Wischke, Mirko: „Die Stimme nackten Lebens. Über Sprache bei Giorgio Agamben“, in: Geulen, Eva, Kauffmann, Kai, Mein, Georg (Hrsg.): *Hannah Arendt und Giorgio Agamben. Parallelen, Perspektiven, Kontroversen*, 281-292, München, Paderborn.

Wittgenstein 1969

Wittgenstein, Ludwig: *Schriften 1. Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main.

Wittgenstein 2003

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, erste Auflage 1963, Frankfurt am Main.

Zoske 2018

Zoske, Robert M.: *Flamme sein! Hans Scholl und die Weiße Rose. Eine Biografie*, München.